


22501471270



GUATEMALA.







DIE CEIBA, DER HEILIGE BAUM DER QUICHE-INDIANER.

GUATEMALA.

REISEN UND SCHILDERUNGEN

AUS DEN JAHREN 1878—1883

VON

OTTO STOLL,

DR. MED. UND DOCENT AN DER UNIVERSITÄT ZÜRICH.

MIT ZWÖLF ABBILDUNGEN UND ZWEI KARTEN.



LEIPZIG:

F. A. BROCKHAUS.

1886.

VORWORT.

Wenn auch unbestreitbar das Studium der wenigen, von dem alles ebnenden Welthandel und der Berührung mit Europa noch freigebliebenen Länder und Völker unserer Erde den höchsten Reiz gewährt, so ist doch auch ein Blick auf ein aussereuropäisches Land, welches schon seit Jahrhunderten unter europäischem Einflusse stand, von mehrfachem Interesse. Die Wirkungen intensiver Völkermischung kommen daselbst in somatologischer und psychologischer Hinsicht ebensowol zur unmittelbaren Anschauung, als diejenigen der wirthschaftlichen Principien, denen jene Länder in den Händen der Europäer während einer langen Reihe von Jahrzehnten bereits unterworfen gewesen sind. Zu diesen Ländern gehört auch die Republik Guatemala, eine Weltgegend, welcher die Natur fast blos die insulare Lage und grössere Nähe am Aequator versagt hat, um in ihrer wirthschaftlichen Entwickelung ein zweites Java werden zu können. In der That liesse sich in den äussern Verhältnissen beider Länder manche interessante Parallele ziehen. In beiden fanden die Europäer zudem bei ihrer ersten Ankunft eine eingeborene Bevölkerung vor, welche die Barbarei von „Naturvölkern" längst abgestreift hatte, Ackerbau trieb und auf einer verhältnissmässig hohen Culturstufe stand.

Wenn wir heute beide Länder vergleichen, so finden wir, dass Java auf einem Quadratkilometer seiner Oberfläche 149 Menschen ernährt, Guatemala aber bei annähernd gleichem Flächeninhalt deren blos 10. Ihre Bevölkerungsdichtigkeiten verhalten sich daher wie 15 : 1.

Dieser gewaltige Unterschied zwischen beiden Ländern kann unmöglich blos die Folge derjenigen äussern Factoren sein, die Java etwa vor Guatemala voraus hat. Sie muss ihren Urgrund in der Art und Weise haben, wie Java und Guatemala, seit sie Colonien europäischer Völker geworden sind, durch Jahrhunderte bewirthschaftet wurden. Wie dies in Guatemala geschah und noch geschieht, wird der Leser aus den nachfolgenden Schilderungen erfahren. Wenn es dabei ohne das eine oder andere harte Wort nicht abging, so lag demselben kein persönliches Motiv, sondern lediglich der Wunsch zu Grunde, wahrheitsgetreu nach der Natur zu malen.

Das vorliegende Buch kann nicht darauf Anspruch machen, eine Lektüre für die „reifere Jugend" zu sein. Mancher Freund von Reisebeschreibungen wird darin die Schilderung von spannenden Jagdabenteuern, von Kämpfen mit Jaguaren, Alligatoren, Giftschlangen und verwilderten Stieren vermissen. Derartige kurzweilige Dinge sind mir nicht in erwähnenswerther Weise passirt. Als Ersatz dafür habe ich dem interessantesten Naturobject aussereuropäischer Länder, dem Menschen, eine eingehendere Betrachtung gewidmet, soweit eine solche von allgemeinerm Interesse sein konnte.

Noch sei für die Aussprache der im Texte vorkommenden indianischen Worte bemerkt, dass ihr das Alphabet der spanischen Sprache zu Grunde liegt. Die dieser fehlenden Laute *tz* und *x* lauten wie das deutsche *tz* und *sch*. *H* wird, entsprechend der Orthographie der ältern spanischen Grammatiker, wie das moderne spanische *j* oder das alemannische *ch* gesprochen.

Die im Anhange gegebenen Karten bedürfen der Nachsicht und sollen lediglich als Orientirungskarten zum Verständniss des Textes dienen. Eine selbst bescheidenen Anforderungen genügende Karte von Guatemala zu liefern, ist gegenwärtig noch ein Ding der Unmöglichkeit, wie ein oberflächlicher Vergleich der bisjetzt vorhandenen Specialkarten[1] ergibt, die unter sich sehr bedeutende Abweichungen in allem zeigen, was über die gröbsten Verhältnisse hinausgeht. Mit Ausnahme der geologischen Karte von Dollfus und Mont-Serrat, die wenig über den 16. Breitengrad hinausreicht, gibt keine einzige ein anschauliches Bild des Reliefs des Landes. Dagegen ist hinsichtlich der Flussgabelungen auf der Südseeseite die Karte von Au relativ zuverlässiger als die übrigen. Sie ist auch in Guatemala die am meisten gebrauchte. Bezüglich der astronomischen Positionen ist die von Dollfus und Mont-Serrat gegebene Zusammenstellung[2] immer noch die einzig vorhandene; einzelne Küstenpunkte sind von den Offizieren ausländischer Kriegsschiffe gelegentlich bestimmt worden.

Eine wesentliche Berichtigung und Erweiterung unsers dermaligen topographischen Wissens über Guatemala werden wir erst durch die Veröffentlichungen der mexicanisch-

[1] Diese Specialkarten sind folgende:

Maximilian von Sonnenstern, Mapa general de la República de Guatemala, 1859. — Eine Revision der von dem belgischen Ingenieur August Van de Gehuchte aufgenommenen Karte.

Auguste Dollfus et Eugène de Mont-Serrat, Esquisse d'une partie des Républiques de Guatémala et de Salvador, 1865—1866.

Hermann Au, Mapa de la República de Guatemala, 1875. — Bezüglich der Ortsnamen die vollständigste Karte des Landes.

J. Gavarrete, Carta de la República de Guatemala, 1882. — Laut ihrer Legende durch Notizen des verstorbenen Dr. Berendt vervollständigt, im übrigen aber namentlich hinsichtlich der Bergzeichnung durchaus verunglückt.

[2] A. Dollfus et E. de Mont-Serrat, Voyage géologique dans les Républiques de Guatémala et de Salvador (Paris 1868), p. 82—85.

guatemaltekischen Grenzcommission, welche gegenwärtig im Norden des Landes thätig ist, erwarten können.

Die ethnographische Karte ist, durch neuere Mittheilungen meines Freundes E. Rockstroh über die Sprachen des nordwestlichen Guatemala vervollständigt, aus meiner Schrift: „Zur Ethnographie der Republik Guatemala“ (Zürich 1884) entnommen worden. Sie bildet die südliche Fortsetzung der „Carta Etnográfica de México“, welche D. Manuel Orozco y Berra seinem Werke über die räumliche Vertheilung der indianischen Sprachen jenes Landes beigegeben hat. Der Umstand, dass die Aufnahme der ethnographischen Karte in die vorliegende Arbeit erst bestimmt wurde, als die politische Karte bereits fertig gezeichnet war, mag die unwesentlichen Differenzen der Maassstäbe und der ganzen Anlage beider Karten entschuldigen.

Die beigegebenen Abbildungen sind mit Ausnahme der ersten beiden Textfiguren sämmtlich nach Photographien hergestellt worden.

Zürich, im Januar 1886.

Dr. OTTO STOLL.

INHALT.

VERZEICHNISS DER ABBILDUNGEN.

KARTEN.

ERSTES KAPITEL.

Ankunft in San José de Guatemala. — Reise nach Escuintla. — Die Marimba. — Amatitlan.

Eine dreitägige Fahrt hatte mich als Passagier des Steamers „Colima“ am frühen Morgen des 6. December 1878 von Panamá nach San José, dem wichtigsten Südseehafen von Guatemala, gebracht, von wo ich meinen Weg zu längerm Aufenthalt ins Innere dieses Landes zu nehmen gedachte. Da das Ausschiffen der Passagiere erst am Nachmittage vor sich ging, hatte ich alle Zeit, mir das eigenthümliche Landschaftsbild dieser Küste einzuprägen.

Vor dem Beschauer liegt der weit ins Meer hinausgebaute eiserne Landungssteg (Muelle), hinter diesem drängen sich in einer Lücke des Manglewaldes ein paar hölzerne Gebäude amerikanischen Stils zusammen, von denen buntfarbige Flaggen träge herunterwehen. Es sind die Magazine der Hafendouane und die Wohnungen und Bureaux der Angestellten der Compañía de Agencias, welche in einer für ihre Gründer höchst profitabeln Weise den Verkehr zwischen Schiff und Land für Personen und Güter vermittelt. Im Hintergrunde dieser Gebäulichkeiten erheben sich in blauduftiger Ferne schroffe Berghänge und die stattlichen Pyramiden der Vulkane Agua und Fuego. Rechts und links vom Beschauer zieht sich in unabsehbarer Linie die niedere, von Rhizophorenwäldern bestandene Stranddüne hin, an deren sandiger Playa die nimmerruhende Brandung

donnernd emporschäumt. Da und dort überragt der schwanke Wipfel einer Kokospalme oder die mächtige Kronenkuppel einer Ceiba die lichtgrüne Mauer des Manglewaldes.

Ueber der ganzen Landschaft wölbt sich ein blauer wolkenloser Himmel, von dem die tropische Sonne unbarmherzig herniederbrennt. So präsentirt sich die ganze Südseeküste Guatemalas als eine unwirthliche einsame Düne, deren starre Monotonie durch die drei Hafenorte San José, Tecojate und Champerico, sowie die elenden Rancherías (Indianerwohnungen) einiger Strandsalinen kaum unterbrochen wird.

Der Hafencommandant, ein Mischling, zu dessen anthropologischer Wesenheit mindestens drei Rassen ihr Contingent geliefert zu haben schienen, war, eingethan in einen dunkelgrünen Waffenrock, rothe Hosen und dito Schärpe, herübergekommen, hatte die Schiffspapiere in Ordnung gebracht, und alle, die wir für diesen Hafen bestimmt sind, harren mit Ungeduld der langsam herankommenden Lancha [1], die endlich an der Breitseite des Steamers anlegt, wo sie von ihrer aus Kaffee und stinkenden Rindshäuten bestehenden Ladung befreit wird. Unser Gepäck wird hierauf ohne bemerkenswerthe Zartheit in das Boot hinabgeworfen, und nun kommt die Reihe an die Passagiere, in die von den Wellen heftig an das Schiff anprallende und wieder zurückgeworfene Lancha zu steigen. Mann für Mann ergreift das vom Gepäckraum des Steamers herabhängende Tau, erwartet den Augenblick, wo eine Welle die Lancha hebt und näher bringt, und springt dann, am Taue niedergleitend, auf den Rand des Bootes und auf gut Glück in dasselbe hinab, wo er je nach der individuellen Entwickelung seines gymnastischen Geschicks mehr oder minder plump zwischen Kisten und Koffer hineinfällt. Damen, falls solche da, werden auf einem Stuhl in die Lancha

[1] Grosses, von 6 Mann gerudertes Lastboot.

hinabgelassen, nachdem ihnen der dienstfertige Steward ein Tuch um die Beine gewickelt, um in decenter Weise das rebellische Flattern der Roben im Winde zu hindern. Endlich sind wir alle unten, die Lancha stösst vom Steamer ab und mit dreimaligem Hurrah nehmen wir Abschied von unsern Reisegefährten, deren wehende Tücher uns den Abschiedsgruss herüberwinken. Drüben am Muelle werden die Passagiere in einem Apparat aus der Lancha heraufgekrahnt, der mit einem riesigen Papageikäfig die grösste Aehnlichkeit hat. Der Muelle ist hoch und der sechs Mann haltende Käfig schwer, der Philosoph folgt daher während der kurzen Luftreise mit einigem Interesse dem über die Rolle laufenden Tau, an dem der Käfig hängt, und erwägt die Chancen des möglichen Falles, dass das Tau reisst und der Käfig in die Lancha, respective ins Meer zurückfällt. Doch geht alles gut, wir werden wohlbehalten auf dem Landungsstege abgesetzt, wo es unsere erste Sorge sein muss, unsere Lanchafahrt zu bezahlen und uns vermittelst 20 Dollars amerikanischen Goldes einen Platz in der am folgenden Tage nach der Hauptstadt abgehenden Diligencia (Postwagen) zu sichern. Nachdem all diese Geschäfte erledigt sind, was hier eine sehr beträchtliche Zeit erfordert, können wir uns endlich um ein Nachtlager umsehen. Ich nahm daher mein Handgepäck auf und fragte einen jungen, barfüssigen Tagedieb nach dem Hôtel. „Por ahí" (dort) belehrte mich der Ladino-Jüngling, ohne andere sichtbare Bewegung seines faulen Selbst, als zu einem demonstrativen Ruck mit dem Kinn, und einer rüsselartigen Spitzung des sonst breiten Maules nöthig war. „Por ahí" war bald gefunden, ich wandelte durch den tiefen Sand der Calle real (Hauptstrasse) und sah an einem der Häuser auf einem einst weiss gewesenen Bret die verbleichte blaue Aufschrift: Hotel nacional. Dieser gastliche Bau war damals eine einstöckige, schmierige Breterbude, welche einigen Menschen, diversen Hunden, Schweinen, Papageien, Hühnern sowie einer Legion von Wanzen und

Mosquitos mit communistischer Unparteilichkeit Unterkunft gewährte. Ich belegte mir einen der wenigen vorhandenen Catres (Feldbetten) und begab mich auf eine Rundtour durch das Dorf.

Erste Eindrücke pflegen, obwol lebhaft, doch selten richtig zu sein, indessen habe ich, was den Hafen San José betrifft, späterhin stets nur einen und denselben Eindruck gehabt, nämlich den eines elenden, schmuzigen, ungesunden und in mehr als einer Beziehung widerwärtigen Aufenthalts, dem das Campiren im freien Walde hundertfach vorzuziehen ist. Zu jener Zeit war die Eisenbahn nach Escuintla noch in den allerersten Anfängen ihres Baues begriffen; die Strasse, auf welche jetzt der Bahnkörper gelegt ist, bildete einen niedern, mit tiefem Sande bedeckten Damm, der von der Playa zwischen zwei stinkenden Brackwasserlagunen hindurch in das Dorf hineinführte. Beide Seiten der Strasse sind von einzelnen kleinen strohgedeckten Ranchos eingefasst; weiter vom Strande ab gelangt man auf die viereckige, von Kokospalmen besäumte Plaza, und über diese hinaus nordwärts liegt die Saline, wo das Wasser der „Esteros“ (Strandlagunen) und die ausgetrocknete, salzgeschwängerte Erdkruste auf Kochsalz verarbeitet wird.

Ins Hotel zurückgekehrt, fand ich noch andere Passagiere des „Colima“ vor, und wir nahmen gemeinsam die Comida (Mittagessen) ein. Das über alle maassen schmuzige Essgeschirr, Teller, Besteck und Trinkglas reducirte damals bei jenem ersten Mittagessen in Guatemala meinen Appetit auf ein Minimum, später wurde ich durch die Macht der Gewohnheit viel kaltblütiger. Wir waren unser sechs; zwei Franzosen, ein Dalmatier, ein Italiener, eine Engländerin und ich bildeten die Besatzung unserer wackeligen Table-d'hôte. Vorn in der Bar nahmen einige deutsche Zimmerleute, die in San José in Arbeit standen und infolge des Klimas schon bleich und hohlängig aussahen, die gewohnten Abendschnäpse,

um sich leichter über die tödtliche Langeweile des Orts hinwegzuhelfen.

Die Nacht verbrachten wir, zu sechs Mann auf Feldbetten in dem einzigen Wirthschaftslocal herumliegend, ziemlich schlaflos und ungemüthlich. Abgesehen von dem unausgesetzten Gebell und Geheul einiger hundert über das Dorf zerstreuter Hunde, welche der grelle Mondschein zu besonders lebhaften Kundgebungen veranlasste, dem durchdringenden Krähen der zahlreichen Hähne, dem Rascheln der Mäuse und Ratten in der Strohbedachung zu unsern Häupten, und dem ausdauernden Summen der Mosquitos, war es merkwürdigerweise eine empfindliche Kälte, welche uns nicht schlafen liess. Diese Kälte, welche in grellem Contrast zur Hitze des Tages steht, ist eine Folge des sogenannten „Norte“ (Nordostpassat), der sich in dieser Jahreszeit besonders geltend macht. Beim ersten Tagesgrauen standen wir auf und wärmten mit wahrem Eskimobehagen unsere froststeifen Hände am Herdfeuer, welches die „Frau“ des Wirthes angezündet hatte.

Um halb sieben Uhr kam die Diligencia vor das Hotel gefahren, um die Passagiere zu fassen. Es war ein hoher amerikanischer Postwagen mit fünf Maulthieren, drei an der Deichsel, zwei vorn, bespannt. Der Kutscher, ein blondhaariger, blauäugiger Amerikaner, gefiel sich in der typischen Tracht eines deutschen Fechtbruders. Sein Leib stak in abgerissenem, staubigem Gewand, die Hosen in Resten von weiland Stiefelschäften, auf dem Kopfe trug er einen schwarz gewesenen, unglaublich polyedrischen Filzhut, in den er mit seinem Messer wol zu hygienischen Zwecken verschiedene Ventilationslöcher kunstlos angebracht hatte. Mit sichtlicher Theilnahme sah er uns zu, wie wir in den hohen Marterkasten kletterten und uns, so gut es ging, zu je drei Mann in die zweiplätzigen Sitze theilten, was nur mittels verschiedener Achsenrotationen unserer Leiber gelang. Endlich waren wir alle mehr oder weniger „all right“, mit einem „get up“ hieb der Kutscher

auf seine Maulthiere ein, die mit einem Ruck in die Geschirre sprangen, und halb im Trab, halb im Galop fuhren wir durch den halbfusstiefen Sand aus dem Dorfe hinaus in den Wald hinein, der an Reichthum und Kraft der Vegetation die Waldregion, durch welche die Panamá-Eisenbahn führt, weit übertrifft. Die Strasse aber zu schildern, ist gegenüber einem europäischen Publikum eine schwierige Aufgabe. Im Trab ging es durch tiefe Löcher, über halbvermoderte Baumstämme und wieder durch Löcher, sodass dem Wagen und seinen Insassen alle Rippen im Leibe krachten. Von meinen Reisegefährten erfuhr ich, dass dies erstlich die beste Jahreszeit für diese Strasse und ferner das bessere Stück des Weges nach der Hauptstadt sei, denn von Escuintla bergan sei der Weg viel schlechter. Item, wir fuhren drauf los, buchstäblich über Stock und Stein, ich war mein Lebtag noch nie auf diese Weise vorwärts — gefahren kann man nicht sagen, aber geschmissen worden. Doch, wie der Mensch nun einmal ist, schien die Sache, je weiter wir in den Wald hineinkamen, mit jeder halben Stunde weniger schlimm, und schliesslich griff die Ueberzeugung Platz, dass die Strasse eigentlich noch viel schlechter sein könnte. Ich lernte später noch ganz andere Wegverhältnisse kennen, ohne daran etwas Aussergewöhnliches zu finden.

Es wurden damals die Vorarbeiten zu der Eisenbahn, welche jetzt längst (seit 1880) zwischen San José und Escuintla in Betrieb steht, gemacht. Wir kreuzten an verschiedenen Stellen das geradlinig durch den Wald ausgehauene Bahntracé. In einem mitten im Walde improvisirten Zeltlager trafen wir mit dem Leiter der Arbeiten, Captain Douglas, zusammen, der uns alle, trotzdem er kaum einen von uns kannte, zu einem Waldfrühstück einlud. Nachher ging es wieder weiter durch Sumpf und Koth, durch Löcher und über Steine und Stämme, bis wir in Naranjo, einer mitten im Walde liegenden Ranchería, die ungefähr in der Mitte zwischen dem

Hafen und Escuintla liegt, halt machten, um die Pferde zu wechseln. Naranjo ist jetzt zur Eisenbahnstation avancirt, und hat seine damalige waldursprüngliche Einfachheit eingebüsst. Auf dem sandigen Ufer eines kleinen Flüsschens, durch welches die Strasse führt, tummelte sich eine ganze Sammlung der prachtvollsten Schmetterlinge, feuerfarbene Colänisarten, Heliconier, Apaturen, eine Menge der verschiedensten Pieriden und langschwänzige Segler der Protesilausgruppe sassen da friedlich beisammen und flogen, gestört, in dichtem Schwarme durcheinander.

Abends gegen Sonnenuntergang langten wir im Städtchen Escuintla an, wo ich mich für die Nacht im Hause eines Landsmannes, an den ich empfohlen war, einquartierte. In seiner Begleitung besuchte ich nachts die von hohen Kokospalmen eingefasste Plaza, wo aus Anlass des Festes der unbefleckten Empfängniss (Concepcion) ein äusserst reges Leben herrschte. In langer Procession wurden unter allerdings sehr profaner Tanzmusik die in Musselin und Goldflitter gehüllten Heiligen der Kirche im Dorfe herumgetragen, gefolgt von einem Zuge alter und junger Weiber gemischten Blutes, die brennende Kerzen trugen. Raketen sausten zu dem sternbesäcten Nachthimmel empor und zerknallten unter dem üblichen Lärm, der den Völkern des spanischen Amerika merkwürdigerweise eine so unsagliche Wonne bereitet. Auf der Plaza waren Hütten aus grünem Laubwerk, sogenannte „Chinamas“ improvisirt, in denen, wie in den Schauständen unserer Jahrmärkte, Waaren verkauft sowie Getränke und Esswaaren verabreicht wurden. Das flackernde Licht der Kienspanfackeln, die grünen Laubhütten und die umherwogende Menge der Indianer und Ladinos (Mischlinge), die weisse massiv gebaute Kirche in der Mitte der Plaza, und die hohen Palmen boten ein Nachtbild voll fremdartigen Reizes, auf welches der bleiche Mond in ruhiger Majestät herniederschien. Auch eine Marimba war da, zu deren Musik

Indianer und Mischlinge gegen Entrichtung eines Medio (32 Centimes) Einzeltänze aufführten. Die Marimba spielt heutzutage im indianischen Orchester Mittelamerikas eine so hervorragende Rolle, dass sie häufig, wiewol irrigerweise, als Nationalinstrument der Indianer angesehen und geschildert worden ist.

Im Princip erinnert die Marimba etwas an das Holz-

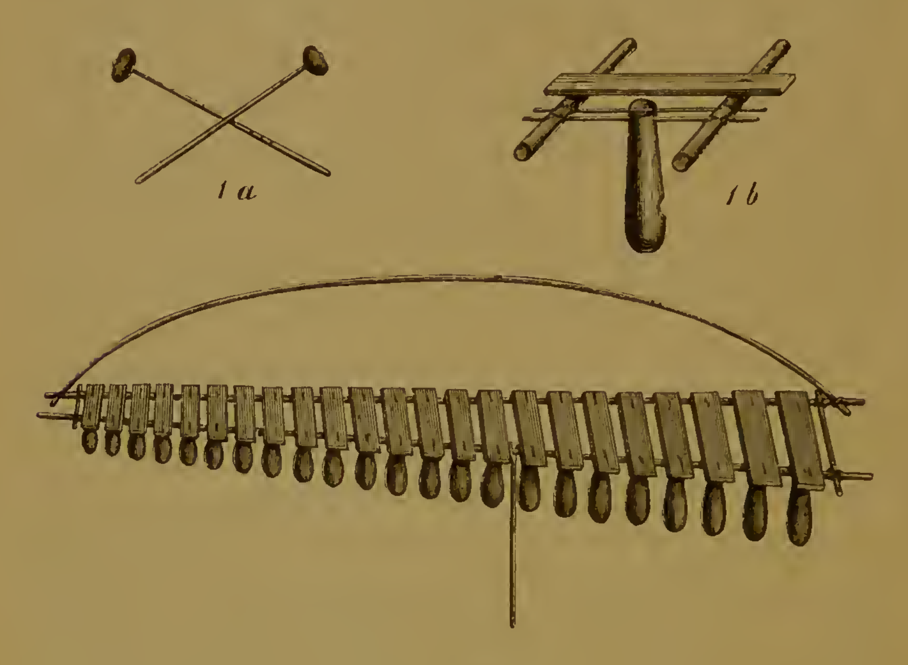


Fig. 1. Die Marimba.
1 *a*. Die Schlagstöcke. 1 *b*. Befestigung der Resonanzcalebassen unter den Schlagbretchen.

instrument der Tiroler, obwol sie nach Aussehen und Klang davon abweicht. Auf einem länglichen, hölzernen Rahmen von ungefähr $2\frac{1}{2}$ Fuss Höhe und variabler, bis 7 Fuss betragender Länge sind, ähnlich den Tasten einer Klaviatur, hölzerne Querbretchen befestigt. Diese Bretchen sind etwa 2 Zoll breit und $\frac{1}{4}$ Zoll dick, ihre Länge nimmt von rechts nach links successive ab, die längsten entsprechen den tiefsten, die kürzesten den höchsten Tönen. Unter diesen Schlagbretchen ist eine Reihe senkrechter Resonanzkästen

aufgehängt, welche ebenfalls an Länge in der Art zunehmen, dass den längsten Bretchen die längsten Calebassen, den kürzesten Bretchen auch die kürzesten Resonanzkästen entsprechen. Diese letztern bestehen entweder aus zusammengeleimten Bretchen oder bei primitivern Instrumenten (Fig. 1) aus Calebassen (Jícaras). In jedem Falle sind sie oben offen und haben unten seitlich, in der Regel den Spielern zugewendet, ein kleines Loch, über welches mit einem Ring von Wachs eine dünne, vibrationsfähige Membran aus starkem Spinnengewebe gezogen ist. Die Calebassen sind in der Weise an dem horizontalen Rahmen, der die Schlagbretchen trägt, befestigt, dass sie seitlich unterhalb ihres obern Randes jederseits zwei Löcher besitzen, durch welche zwei dünne Stäbe gestossen werden, deren Enden man an die Längshölzer des Rahmens festbindet. Von der hintern Längsleiste des Rahmens geht von einem Ende der Marimba zum andern ein hölzerner Bogen, welcher beim Spielen auf die Bank, worauf die Spieler sitzen, gelegt und durch ihr Körpergewicht festgehalten wird, um dem Instrument sichern Halt zu geben. Die Mitte der vordern Längsleiste wird ausserdem durch eine im Boden steckende Holzgabel gestützt.

Die Marimba wird nun von zwei oder selbst drei Spielern so gespielt, oder besser geschlagen, dass einer derselben die tiefen, der andere die hohen Tonlagen übernimmt. Jeder Spieler bedient sich zum Schlagen der ihm zufallenden Bretchen zweier Schlagstöcke, einer für jede Hand. Dieselben bestehen aus fusslangen Stäbchen, deren vorderes Ende mit einer Kugel oder einem Ring aus Kautschuk umwickelt ist. Die Art und Weise des Trommelns ist diejenige, in welcher die Aerzte ihren Percussionshammer wirken lassen. Die Qualität der Musik, welche der Marimba entlockt wird, ist je nach dem gröbern oder feinern Bau der Instrumente sehr verschieden; es gibt Marimbas von sehr widerwärtigem, andere aber von sehr angenehmem Klang. Auf jeden Fall erfordert

das Spiel derselben einen hohen Grad von Sicherheit und Präcision und, da alles auswendig gespielt wird, ein gutes musikalisches Gehör. Die gespielten Melodien tragen zwar einen gewissen localen Typus, keineswegs aber haben sie irgendetwas specifisch Indianisches an sich; es sind lebhafte, für den Tanz eingerichtete Stücke mit reichem Tonwechsel und scharfmarkirtem Takt, dessen europäischer Ursprung sofort vom Ohr bemerkt wird. Das Repertorium der Melodien, welche auf der Marimba zur Production kommen, ist ein ziemlich grosses; gewöhnlich wird eine Melodie gespielt, dann nach einer Pause eine andere, welche von dem Marimbero. der die höchsten Töne regiert, bestimmt wird, indem er ein paar Takte vorspielt, worauf die Mitspieler rasch einfallen. Die Marimba ist in den indianischen Dörfern Guatemalas allgemein verbreitet, hat aber trotzdem das alte indianische Orchester, auf welches wir bei einer spätern Gelegenheit zurückzukommen haben, nirgends ganz zu verdrängen vermocht. Das Marimbaspielen ist ein besonderer Nebenberuf gewisser Leute, und gewandte Spieler mit guten Instrumenten werden für die indianischen Feste oft weither bestellt. namentlich aus den „Altos“. Wer im Falle ist, seine Freunde und Nachbarn bei irgendeiner Gelegenheit festlich zu tractiren, also einen sogenannten „Rumbo“ zu veranstalten, miethet ein gutes Instrument und die nöthigen Spieler, wobei die gebräuchliche Taxe 5 Pesos (25 Frs.) für die Nacht nebst Aguardiente à discretion beträgt. Da diese festlichen Gelegenheiten häufig ein paar Tage und Nächte hintereinander fortgehen, so hat jede Marimba zwei Abtheilungen von Spielern, die sich von sechs zu sechs Stunden ablösen. Es ist dies nothwendig, um den Spielern Gelegenheit zu geben. die schweren Räusche auszuschlafen, welche sie infolge der liberalen Aguardientespenden bei diesen Festen acquiriren. Es ist übrigens bemerkenswerth, mit wie viel Präcision gute Marimberos noch im bereits stark angetrunkenen Zustand zu

spielen im Stande sind; die Coordinationscentren dieser Leute haben sich infolge häufiger Gelegenheit an die toxische Wirkung des Alkohols gewöhnt.

Was nun die Herkunft der Marimba anbetrifft, so hat Brasseur de Bourbourg unrecht, wenn er sie „un instrument national de Chiapas et de Nicaragua“ nennt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Marimba sämmtlichen übrigen Musikinstrumenten der Indianer an musikalischer Leistungsfähigkeit weit überlegen ist, und es ist daher begreiflich, wenn ein so begeisterter Lobredner alles Indianischen, wie Brasseur, versucht hat, dieses melodienreiche Instrument für die Indianer in Anspruch zu nehmen. Gleichwol ist die Marimba in Mittelamerika ein importirtes Instrument, welches wahrscheinlich mit den Negersklaven aus Afrika herübergekommen ist. Es wird dies, wie ich glaube, hinlänglich dargethan durch den Umstand, dass in Afrika bei verschiedenen schwarzen Stämmen der Marimba ähnliche Instrumente, meist zum Anhängen eingerichtet, heute noch im Gebrauch sind, ferner dadurch, dass Marimba kein indianisches, sondern ein exotisches Wort ist, das in weitester Verbreitung in Mittelamerika gebraucht wird. Drittens endlich finde ich den Hauptbeweis für den exotischen Ursprung der Marimba darin, dass keine einzige der indianischen Sprachen Guatemalas, die ich untersuchte, ein einheimisches Wort für die Marimba besitzt, überall ist blos dieser Name bekannt, obwol die einzelnen Theile der Marimba, das Gestelle, die Bretchen, die Resonanzcalebassen die allgemein für diese Gegenstände üblichen Namen tragen.[1]

Ueber all den Sehenswürdigkeiten eines neuen und fremdartigen Lebens war es spät geworden, und als ich am fol-

---

[1] So heissen die Schlagbretchen in der Cakchiquel-Sprache: *tz'alan*, was allgemein „das Bret“ bedeutet; das Gestelle heisst *ch'atul*, also „das Bett“, und die Resonanzkästen heissen *tzuy*, d. h. „Calebassen“.

genden Morgen erwachte, war der Postwagen, mit dem ich meine Reise hätte fortsetzen sollen, längst davongefahren. Glücklicherweise traf es sich, dass ich in einem andern, leer nach Guatemala zurückkehrenden Wagen gegen Erlegung von 4 Pesos weiterreisen konnte. Infolge der Kühle der vorigen Nacht und wol auch des Genusses verschiedener tropischer Früchte hatte ich einen schmerzhaften Darmkatarrh acquirirt, der die Fahrt nach Guatemala zu einer ziemlich ungemüthlichen machte, dagegen das Gute hatte, mich für den Rest meines Aufenthalts innerhalb der Wendekreise im Genuss von Früchten lediglich auf Orangen zu beschränken, ein Régime, welches ich jedem in ähnlicher Lage angelegentlich empfehle.

Escuintla oder Escuinta ist die hispanisirte Form von Itzcuintlan, einer der Hauptstädte des alten Reichs der Pipil-Indianer, welche in vorspanischer Zeit von Mexico her eingewanderten und einst diese Küste bis weit nach Salvador hinab bevölkerten. Das Wort Pipiles ist, wie ich vermuthe, eine Hispanisirung eines mexicanischen Pluralis *pipiltin*, von *pilli* „el principal“, und würde demnach „die Vornehmen“ bedeuten, und in der That wurden im alten Mexico die Leute von adeliger Geburt, die „Nobles por raza“, mit dem Reverentialwort *Pipiltzin* benannt. Es wäre also mit Pipiles lediglich eine auf höhere Cultur gegründete Superiorität dieser mexicanischen Einwanderer über die weniger cultivirten Ureinwohner bezeichnet. In der Umgebung von Escuintla scheint das Pipil beinahe ausgestorben zu sein, doch haben sich eine Menge von Ortsnamen in dieser Sprache, allerdings in theilweise durch das Spanische corrumpirter Form, erhalten. Das Aussterben der Pipil-Sprache wie auch der beiden andern indianischen Idiome des südlichen Guatemala, der Pupuluca und der Sinca, die ebenfalls nicht zur Maya-Familie gehören, steht in directem Zusammenhange mit dem Umstande, dass sich die rein indianische Bevölkerung der südlichen De-

partemente mehr und mehr in eine Mischlingsbevölkerung auflöst.

Die Stadt Escuintla war in frühern Zeiten ein Hauptzielpunkt der Bewohner der Hauptstadt für ihre „Temporadas“, was etwa unserer „Sommerfrische“ entspricht. Die vermöglichen Leute pflegten nämlich während der Monate December bis Februar für einige Wochen mit Kind und Kegel nach dem blos 442 m über Meer liegenden Escuintla zu kommen, wo sie sich je nach dem Umfange ihrer Familien eins oder mehrere der hübsch in den kleinen, schattigen, von hohen lebendigen Hecken eingefassten Sitios (Höfe) gelegenen Häuschen miethteten und sich häuslich einrichteten, was bei der primitiven Form ihrer halbindianischen Küche und ihren geringen Ansprüchen an Bequemlichkeit ein Leichtes war. Hier wurde gebadet, gefaulenzt, geraucht, getanzt; für die nöthige Abwechselung in Baccho et Venere sorgten die Aguardiente-Schenken (Estancos) und die zahlreichen Ladinas problematischer Natur. Diese Temporadas in Escuintla sind gegenwärtig etwas ausser Mode gekommen, hauptsächlich der perniciösen, rasch tödtenden Fieber wegen, welche gelegentlich hier epidemisch auftreten.

Um 8 Uhr endlich kam ich mit meinem Wagen von Escuintla weg. Die Strasse steigt bald an und wird in einer Weise schlecht, die alle europäischen Begriffe übersteigt; sie bildet auf weite Strecken hin ein Karrenfeld nackter Trachytporphyre, die sich hier merkwürdigerweise in Gestalt fünfkantiger Säulen nach Art des Basalts präsentiren und Fuhrwerken jeglicher Art ein schweres Hinderniss bereiten. Da ich der einzige Passagier war, hatte es mein Kutscher durchaus nicht eilig. Erst um 2 Uhr nachmittags erreichten wir, auf holperiger Strasse von Terrasse zu Terrasse bergan steigend, das Hochthal von Amatitlan und fuhren durch die in gerader Richtung sich zwischen den hohen Lehmmauern der Cochenille- und Kaffeegärten hin-

ziehende, sandige Strasse nach dem „Hotel". Die unreinliche Aermlichkeit dieses gastlichen Hauses stand in schroffem Gegensatz zu den Schilderungen früherer Reisender, welche, wie Herr Arthur Morelet, das Städtchen Amatitlan noch auf der Höhe seines Glanzes als Productionsort der einst so kostbaren Cochenille gekannt hatten. Hier lernte ich zum ersten mal die einheimische Weise der Kaffeebereitung kennen. Es wird nämlich in Guatemala aus dem gemahlenen Pulver der gerösteten Bohne ein äusserst starker Aufguss bereitet, die sogenannte „Esencia", welche kalt aufbewahrt und jeweilig mit heissem Wasser oder Milch auf die genussfähige Verdünnung gebracht wird. Diese Essenz ist auf Reisen ein unschätzbares Mittel, selbst unter den misslichsten Verhältnissen eine Tasse Kaffee kochen zu können, da ihre Concentration es dem Reisenden leicht macht, sich für mehrere Tage in compendiöser Form mit Kaffee zu versehen. Beim letzten Schluck meines Kaffees in Amatitlan fühlte ich mehrere härtliche Körper im Munde, die sich bei näherer Besichtigung als durchaus harmlose, wol seit längerer Zeit in der Esencia conservirte Fliegenleichen entpuppten.

Von Amatitlan führt die Strasse abermals steil bergan, und von der Berghalde, an der sich der Weg emporwindet, hat man einen hübschen Ausblick auf das bergumsäumte Hochthal mit seinen Zuckerfeldern, Kaffeegärten, Nopal- und Bananenpflanzungen, selbst eine kleine Ecke des Sees von Amatitlan wird sichtbar. Die reiche Vegetation der tropischen Tiefebene ist längst hinter uns zurückgeblieben, Eichen bilden den Hauptbestand des die Bergkuppen bedeckenden Waldes, die waldfreien Hügel sind mit Tausenden verschiedenfarbiger Blumen über und über bedeckt. Der starke Wind, der über die ganze Gegend unablässig hinfegt, wirbelt den Staub in dicken Wolken empor, die Temperatur, die wir bei der Abreise von Escuintla noch tropisch heiss empfanden, ist mässiger geworden und wird,

je näher die Sonne dem westlichen Horizont rückt, empfindlich kühl.

Erst bei dunkler Nacht fuhren wir über den Llano von Guatemala durch den Guarda viejo, die endlose Vorstadt, in die Hauptstadt ein, wo ich in dem jetzt längst eingegangenen, damals von einem gewesenen Opernsänger italienischer Nation gehaltenen „Hotel internacional“ eine gute Unterkunft fand.

ZWEITES KAPITEL.

Die Hauptstadt. — Der Cerrito del Cármen. — El Valle de las Vacas. — Trinkwasserversorgung. — Faunula der Brunnen. — Wohnhäuser. — Oeffentliche Gebäude. — Die Bibliothek der Universität. — Die Sociedad Económica. — Die klimatischen und meteorologischen Verhältnisse des Hochthals von Guatemala.

„L'aspect de Guatémala est triste: l'uniformité des constructions, l'absence de voitures, le silence et l'abandon des rues, pénètre l'étranger d'un sentiment d'ennui mortel, dès qu'il n'est plus stimulé par la curiosité." (Morelet.)

„La ville de Guatémala occupe un vaste plateau que dominent les petits cerros del Carmen et de Buena-Vista. Son aspect est triste, profondément triste." (De Valois.)

„On sent à Guatémala, malgré son aspect plein de tristesse, que l'on est dans un centre riche." (Laferrière.)

Als ich am Morgen nach meiner Ankunft in der Hauptstadt auf dem an deren Nordrand gelegenen Cerrito del Cármen stand, und auf die grösste, bedeutendste und reichste Stadt Mittelamerikas niederschaute, kamen mir unwillkürlich die oben citirten Aeusserungen der drei französischen Reisenden in den Sinn. Aber wenn auch wirklich das weitgedehnte Landschaftsbild eines gewissen melancholischen Zuges nicht entbehrt, der ja vielleicht in der Subjectivität des Reisenden seinen letzten Grund hat, so ist dem Bilde doch ein grandioser Charakter eigen, der jenen Zug weit überwiegt.

Trotz der unbedeutenden Höhe des kleinen Trachyt-

Porphyrhügels, welcher Cerro del Cármen heisst, ist die Rundsicht, die sich von demselben dem Beschauer bietet, eine sehr ausgedehnte. Nach Süden erstreckt sich die Stadt mit ihren einstöckigen Häuserreihen, aus denen blendend weiss im Sonnenlichte leuchtend die zahlreichen Kirchen und Kuppeln aufragen. Rings um die Stadt dehnt sich die weite Ebene des Valle de las Vacas, wie das Thal in alten Zeiten genannt wurde. Zur Linken und Rechten, im Ost und West ist der kahle Llano von hohen waldigen Bergzügen eingefasst. Hinter diesen erhebt sich im Süden die Vulkangruppe des Pacaya, im Südwesten die stolze Pyramide des Agua und die stets rauchende Gipfelzacke des Fuego. Im Norden des Cerro wird das Terrain gebrochener, tiefe Barrancas schneiden in fast senkrechtem Absturz in den Llano ein und Hügelketten schieben sich coulissenähnlich hintereinander, bis das Landschaftsbild auch am nördlichen Horizont durch ein zackiges Gebirge seinen Abschluss findet. Dies sind die Hauptmomente, aus denen sich die Umgebung der Hauptstadt in landschaftlicher Hinsicht zusammensetzt. Das Bild wirkt auf den Beschauer durch die ernste Grossartigkeit seiner Dimensionen, deren Zauber wesentlich verstärkt wird durch die reichen Abstufungen der Beleuchtung zu jeder Tages- und Jahreszeit und durch den unbeschreiblich zarten blauen Duft, der bei klarem Himmel die fernen Berge umzieht, ohne darum die Klarheit des reichen Details, der zahllosen Schründe und Schluchten zu stören. Das Hildebrandt'sche Aquarell von Jerusalem gibt eine ähnliche Beleuchtung wieder. Ein so beschaffenes Colorit ist es vornehmlich, was die menschliche Seele so unwiderstehlich in die geheimnissvolle Ferne lockt, und andererseits dem Heimweh die reichlichste Nahrung bietet.

Wenn auch heutzutage eine ausgedehnte, volkreiche Stadt den Süden des Panoramas einnimmt, so hält es für den Beschauer nicht schwer, sich im Geiste in die alte Zeit der Eroberung zurückzuversetzen, wo die weite Ebene noch eine

kaum von wenigen indianischen Familien bewohnte Einöde war. Im Jahre 1529 wurde durch einen der Offiziere des Eroberers Don Pedro Alvarado, Namens Ector de la Barrera, die erste Vieh-Hacienda in diesem Llano angelegt, nach welcher dem ganzen Thale der Name „Valle de las Vacas“ beigelegt wurde. Später wurde auf dem Gipfel des hervorragendsten Punktes, des jetzigen Cerro del Cármen, eine Kapelle errichtet, die La Ermita hiess. Und merkwürdigerweise ist es diese uralte Kapelle, nach welcher die Cakchiquel-Indianer noch heute die Hauptstadt benennen. Sie sagen nicht: „Ich gehe nach Guatemala“, sondern: „Ich gehe zur Ermita, zur Einsiedelei“, *quibe pa Ermita.* Gerade so nennen sie das Thal von Antigua heute noch bei seinem alten Namen *Pan Choy*, im See, trotzdem der alte See von Antigua längst ausgetrocknet ist. Die Jahrhunderte dauernde Existenz grosser Städte, wie Antigua und Guatemala, hat nicht genügt, um die alten Localnamen aus dem Volksmund der Indianer zu tilgen und durch neue zu ersetzen. Es wirft dieser Umstand ein interessantes Licht auf die indianischen Ortsnamen in Guatemala überhaupt, deren Deutung leider ausserordentlich schwierig ist, soweit dieselben nicht gut gekannten Sprachen, wie der mexicanischen und den Idiomen der Quiché-Gruppe, angehören.

Als dann im Jahre 1773 die alte Hauptstadt, das heutige Antigua, durch ein Erdbeben zerstört worden war, wurde im Jahre 1777 die Verlegung der Hauptstadt nach dem Valle de las Vacas mit Genehmigung des spanischen Königs beschlossen und ins Werk gesetzt. Ich beschränke mich als Landesfremder bescheidenerweise darauf, im Folgenden die Beschreibung des heutigen Guatemala wiederzugeben, welche ein einheimischer Panegyrikus davon entwirft. Er sagt:

„La Nueva Guatemala (Neuguatemala) ist eine Stadt, welche durch die Regelmässigkeit ihrer Gebäude, ihre reinlichen, schnurgeraden und gutgepflasterten Strassen hervorragend ist (llama la atencion). Ihre Häuser sind geräumig,

viele davon zweistöckig und von architektonischer Schönheit. Unter den Bequemlichkeiten, welche sie darbieten, ist diejenige hervorzuheben, dass sie schöne Brunnen mit trinkbarem Wasser, sowie prachtvolle Gärten und weite Hofräume besitzen.

„Die hauptsächlichsten Gebäude sind: Die im römischen Stile erbaute Kathedrale, welche als eine schöne Kirche an jedem Punkte der Welt figuriren könnte, ferner die Kirchen von San Francisco, Santo Domingo, la Merced, la Recoleccion etc. etc., das Nationaltheater, das inmitten eines köstlichen Parks steht, die Centralmarkthalle, das Münzgebäude, die Universität, das Instituto Nacional, die Sociedad Económica, die Kunst- und Gewerbeschule, die Normalschule, das Gebäude der Postverwaltung, die Telegraphenbureaux, die Administration der Spirituosen und des Tabaks, die Polytechnische Schule, die Säulengänge der Plaza mayor, das Hospital San Juan de Dios, das Hospiz, das Waisenhaus, das Municipalgebäude und die Jefatura política del Departamento, die Nationale Töchterschule, die Kasernen der Infanterie und der Ehrenwache, die Festung von San José, die Ackerbauschule und das Zuchthaus.“

Zur richtigen Würdigung vorstehender Beschreibung mögen einige Randglossen zu derselben genügen.

Die Reinlichkeit der Strassen ist für eine spanisch-amerikanische Stadt wirklich ganz erträglich, allerdings ist durch den verhältnissmässig geringen, nur in wenigen Strassen lebhaften Verkehr eine Reinhaltung erheblich erleichtert und neuerdings durch eine besondere Reinigungsunternehmung (Tren de aseo) sehr gehoben worden. Die Hauptstrassen sind sämmtlich mit Trottoirs aus Steinplatten versehen, ebenso sind die Strassenübergänge mit solchen in jüngster Zeit belegt worden, natürlich auf Kosten der Hausbesitzer *par ordre du Moufti.* Die eigentliche Pflasterung ist trotz der verhältnissmässigen Jugend der Stadt eine abscheuliche. Sie besteht aus rundlichen Steinen verschiedenster Grösse und Höhe, auf

welchen das Gehen und Reiten, vor allem aber das Fahren zu einer wahren Tortur wird.

Von Anbeginn ihrer Gründung an war die Trinkwasserbeschaffung einer der mislichsten Punkte für die neuerbaute Stadt, und unter gegenwärtig herrschenden Verhältnissen, wo die Einwohner- und Häuserzahl wächst, muss die Wahl des Orts, auf welchem die Stadt erbaut wurde, als ein entschiedener Misgriff bezeichnet werden. Der Untergrund, auf welchem Guatemala steht, wird nämlich von ungeheuern Lagen vulkanischer Asche gebildet, welche die Mulden und Vertiefungen zwischen den weit auseinanderliegenden Bergzügen gleichmässig ausfüllt und stellenweise die Mächtigkeit von mehr als hundert Metern erreicht. Zeit, Druck sowie atmosphärische und chemische Einflüsse haben dieses in längstvergangener Zeit von den Vulkanen ausgeworfene Material in mannichfacher Weise verändert, im grossen und ganzen aber ist dasselbe locker genug geblieben, um dem Wasser das Auswaschen tiefer Rinnsale zu ermöglichen, welche die allbekannten „Barrancas" bilden. Der Grund der Barrancas besteht in der Regel aus hartem Gestein, welches weiterer Erosion durch das Wasser hartnäckigern Widerstand entgegensetzt, als die lockern Massen vulkanischen Gerölls, die ihm aufgelagert sind. In der trockenen Jahreszeit, in welcher monatelang kein Regen fällt, sinkt das Grundwasser in den durchlässigen Schichten immer tiefer und tiefer und sickert an einzelnen Stellen aus den Wänden der Barrancas heraus. Das auf diese Weise gewonnene Wasser wurde vielorts schon von den Spaniern in Bassins gefasst, welche meist offen, zuweilen aber höhlenartig in den Wänden der Barrancas angelegt sind und die beliebten „Baños" (Bäder) bilden, an denen die Umgebung der Hauptstadt heutzutage noch reich ist. Schliesslich aber sammelt sich sämmtliches im Llano der Hauptstadt vorhandene Wasser in der Tiefe der nördlich von der Stadt liegenden Barrancas und bildet

einen Theil des Quellengebietes des der atlantischen Seite zugehörigen Rio Grande.

Infolge der vollständig regenlosen Trockenzeit nun, welche während eines grossen Theiles des Jahres herrscht, waren die spanischen Erbauer der Stadt genöthigt, die Trinkwasserzufuhr vermittelst zweier Aquäducte zu besorgen, deren einer von Pinula, der andere von Mixco her, also aus einer Entfernung von mehrern Wegstunden, in die Stadt geführt ist. Abgesehen davon, dass durch das Wachsthum der Stadt die Wasserzufuhr mehr und mehr unzureichend wird, leidet dieselbe noch an andern Unzukömmlichkeiten. Die von den Spaniern angelegten Aquäducte sind stellenweise baufällig geworden, sie haben an verschiedenen Stellen Risse bekommen, welche den täglich zur Stadt kommenden Indianern und ihren Frauen eine willkommene Gelegenheit bieten, auf ihren Reisen vor dem Eintritt in die Stadt noch einmal Toilette zu machen und sich vom Staub und Schmuz durch eine ordentliche Waschung zu befreien. Das Wasser gelangt in einem für Europäer durchaus ungeniessbaren Zustand in die Stadt, es ist überreich an thierischen und pflanzlichen Bewohnern. So wies z. B. die Faunula meines eigenen Brunnens in der Hauptstadt etwa Folgendes auf: Eine Wasserschnecke (*Physa*) in zahlreichen Exemplaren, eine Egelart (*Nephelis*), daneben zahllose Larven von Mosquitos und Eintagsfliegen. Zu gewissen Zeiten schwärmten Unmengen von drei Millimeter langen Schalenkrebschen (*Cypris*) in demselben herum. Besonders ausgiebig war der Fang von entomostraken Krebschen, Räderthieren und Infusorien. Infolge dieses fröhlichen Thierlebens muss das Wasser zum Gebrauche filtrirt werden. Hierzu dienen geräumige, von den Indianern aus einem lockern Gestein gearbeitete Steinfilter (Destiladeras) mit zwei Zoll dicken Wandungen, durch welche das Wasser tropfenweise in untergestellte Thonkrüge (Tinajas) klar und trinkbar durchsickert.

Die Brunnenverhältnisse Guatemalas sind weit entfernt, selbst primitivern hygienischen Anforderungen zu entsprechen. Die Brunnen im Innern der Häuser sind neben die Abtritte gebaut und nachdem das Wasser den Brunnen passirt hat, läuft es in jene und reinigt sie. Da nun während der Trockenzeit diese Reinigung infolge der geringen Wassermenge in manchen Häusern eine äusserst ungenügende ist, so häuft sich eine Menge von Fäulnisstoffen an. Wenn dann die Regenzeit einsetzt und eine reichlichere Wassermenge die Abtritte durchspült, werden natürlich bei dem mangelhaften Verschluss der Wasserleitungen Zersetzungsproducte in das Trinkwasser aufgenommen. Das Resultat dieser Zustände sind Epidemien von diarrhoischen Darmaffectionen, die allerdings, wo sie vernünftig gepflegt werden, gutartig verlaufen. Glücklicherweise aber fehlt bis zur Zeit der Typhus abdominalis vollständig in der Nosologie von Guatemala.

Mit Recht lobt unser Berichterstatter die Wohnhäuser der Hauptstadt. Sie sind in der That, abgesehen von den ebengeschilderten Misständen, das Ideal menschlicher Wohnungen, wie es allerdings nur in einem so schönen Klima wie dasjenige des Hochthals von Guatemala und in der heissen Tiefebene möglich ist. Durchschnittlich sind alle Häuser Guatemalas in demselben maurisch-spanischen Stile gebaut, der selbstverständlich in den Dimensionen und im Luxus mancherlei Modificationen erfährt. Nach einem alten Gesetz, welches infolge der Katastrophe der alten Hauptstadt, des heutigen Antigua, erlassen wurde, durften die Häuser ursprünglich nur zwanzig Fuss hoch gebaut werden. In neuerer Zeit jedoch baut man sie höher und selbst einige zweistöckige Gebäude finden sich über die Stadt zerstreut. Gegen die Strasse hin bieten diese Häuser allerdings blos eine unfreundliche, monotone Façade in weisser, lichtblauer oder röthlicher Farbe des Bewurfs. Die massive Hausthür (Puerta calle) ist beständig geschlossen und öffnet sich nur auf ener-

gische Meldung mit dem metallenen Klopfer. Die eisernen Fenstergitter (Rejas) geben für den draussen Befindlichen dem Hause etwas Gefängnissartiges, dem drinnen jedoch das Gefühl angenehmer Sicherheit. Durch den geräumigen Hausgang (Zaguan), in dessen Pflaster oft zierliche Figuren aus Wirbelknochen und Gelenken von Schafen und andern Thieren ausgelegt sind, gelangt man in den Hof (Patio). In der Regel ist derselbe, wo nicht geschäftliche Rücksichten es anders verlangen, in einen Garten eigenthümlicher Art verwandelt, in welchem Blumenbeete in hohen, gemauerten Trögen von verschiedener Anordnung angelegt sind. Ein Theil der Pflanzen steht auch vereinzelt in Blechkisten, Fässern und Holzkisten herum, und gehört also zur Fahrhabe. Um das Gevierte des Patio herum läuft ein breiter Gang (Corredor), dessen Bedachung gegen den Hof hin von einer Säulenreihe getragen wird. Auf den Corredor öffnen sich die Thüren der mit ihm parallel laufenden Zimmerflucht. Die Hauptzimmer sind der oft mit grösstem Luxus ausgestattete Salon (Sala), das Esszimmer (Comedor) und die Schlafräume der Familie (Dormitorios). Hinten im Hause, durch eine Mauer vom Garten abgeschlossen, befindet sich ein zweiter Hof mit der Küche (Cocina), dem Brunnen (Pila) und den Schlafräumen für die Dienstboten. In einem dritten Hof liegt endlich die Caballeriza, der Pferdestall. Die weitläufige Bauart der Häuser bringt es auf diese Weise mit sich, dass die Stadt sich über einen im Verhältniss zu ihrer Einwohnerzahl sehr grossen Flächenraum erstreckt.

Von öffentlichen Gebäuden ist zunächst die Kathedrale zu erwähnen, welche die Ostfront der Plaza de Armas bildet. Obwol die Guatemaltecos[1] ihre Hauptkirche als ein Wunder der Baukunst schätzen, ist dieselbe nach europäischen Be-

---

[1] So nennen die Bewohner Guatemalas sich selbst. Der Ausdruck ist eine Hispanisirung des mexicanischen Nomen Gentile: Guatemaltecatl.

griffen ein ziemlich bescheidener Bau. Ein Zifferblatt befindet sich zwar als decorativ wirksames Moment an der Hauptfaçade der Kirche, bei dem geringen Werth jedoch, welchen die Zeit noch für die Landeskinder hat, wurde die Anbringung von Stundenzeigern bisjetzt für überflüssig erachtet. Zur Linken von der Kathedrale stösst an dieselbe der ehemalige erzbischöfliche Palast von Guatemala.

Die Plaza de Armas, der grösste Platz der Stadt, bildet ein Rechteck von 193 m Länge und 165 m Breite. Seine Mitte ist vom Becken einer grossen Fontaine eingenommen, deren hervorstechendste Besonderheit in der hartnäckigen Abwesenheit von Wasser besteht. Dagegen wird ihre nächste Umgebung nächtlicherweile als öffentlicher Abort so ausgiebig benutzt, dass eine unvorsichtige Annäherung an diesen *lucus a non lucendo* am frühen Morgen durchaus unräthlich ist.

Von der Plaza aus gehen die modernen Strassenbenennungen. Man nennt die in der Längsrichtung der Stadt von Süd nach Nord laufenden Strassen „Avenidas“; die unter rechten Winkeln die Avenidas schneidenden Querstrassen heissen „Calles“. Man unterscheidet, von der Plaza ausgehend, Avenida del Sur und del Norte und Calles del Oriente und del Poniente.

Eine Beschreibung der verschiedenen Kirchen wird mir der Leser um so lieber erlassen, als bereits der französische Reisende Arthur Morelet ihnen und ihren Kunstschätzen eine eingehende Besprechung widmete.

Das kleine, aber ganz hübsche Theater steht auf einem eingefassten Platze, dessen „köstlicher Park“ jedoch lediglich aus einigen Orangenbäumen besteht. Die Wege sind so merkwürdig gezogen, dass einige der Bäume mitten in dieselben zu stehen kamen.

Sehr interessant ist ein Gang durch die Markthalle (Mercado central), die allerdings gegenwärtig für die Bedürfnisse der Stadt zu klein ist. Der Besucher findet da eine wahre Ausstellung aller möglichen rohen und verarbeiteten

Landesproducte aus der Tierra caliente sowol als herab von den kalten Hochthälern der Altos. Ein sorgfältiges Zuknöpfen des Rockes ist anzurathen, denn vor Taschendieben wird man zwar nicht wie bei uns menschenfreundlicherweise gewarnt, aber vorhanden sind sie im Gedränge der Markthalle doch.

In der Universität, einem etwas vornehm-ernst aussehenden Gebäude, interessirte mich vor allem die Bibliothek, welche unter einer Unmenge gänzlich werthloser Schmöker theologischen und juristischen Inhalts eine Anzahl seltener Druckwerke und ein paar auf die Geschichte Guatemalas bezüglicher Manuscripte besitzt. In neuerer Zeit ist noch die Bibliothek der „Sociedad Económica" zur obengenannten hinzugekommen.

Die „Sociedad Económica" war im Jahre 1795 gegründet worden. Ihr Programm war, die heimatlichen Interessen in materieller und intellectueller Hinsicht zu fördern durch Hebung der Agricultur, Verbesserung des Unterrichts und dergleichen. Das Können blieb jedoch hinter dem Wollen weit zurück. Ihre letzte hervorragende Leistung scheint das Arrangement der Landesausstellung vom Jahre 1878 gewesen zu sein, welche noch zur Zeit meiner Ankunft in der Hauptstadt geöffnet war. Sie fand in dem hübschen, der Gesellschaft gehörigen Gebäude gegenüber der Universität statt, und gewährte einen guten Einblick in die extreme Verschiedenartigkeit der Producte aus den einzelnen Landestheilen. Da lagen süsse Bataten neben einem Steingötzen des indianischen Heidenthums, und das Manuscript eines Heldengedichts über die Eroberung Guatemalas figurirte friedlich als Nr. 175 neben Nr. 174, einem Erzeugniss platter Prosa, dem Modell eines Apparats zur Zuckereinkochung.

In demselben Gebäude befand sich damals eine zoologische Sammlung von bescheidenem Umfang, hauptsächlich Insekten, Schlangen und ausgestopfte Vögel enthaltend, das meiste gar nicht, oder unrichtig bestimmt und ohne Fund-

ortsangaben. Hier trug der Zanate (*Quiscalus macrourus Sw.*), ein so gemeiner Vogel, dass er in Guatemala die Rolle des europäischen Sperlings spielt, den er allerdings an Grösse weit übertrifft, den Namen unsers europäischen Rinderstaars (*Sturnus vulgaris*), offenbar in Anerkennung einer oberflächlichen Aehnlichkeit in der Färbung beider Vögel. In der Sammlung indianischer Alterthümer, welche mehrere sehr hübsche Stücke aus dem See von Amatitlan neben vielem von gänzlich unbekannter Herkunft besitzt, lagen ein paar ägyptische Bronzestatuettchen und Scarabäen, durch nichts von den indianischen Alterthümern kenntlich gemacht.

Ein paar Jahre nach der Ausstellung wurde die Sociedad Económica ziemlich plötzlich von der Regierung aufgelöst, aus Gründen politischer Natur, deren Detail einem weitern Publikum nie bekannt geworden ist. In ihr schönes Gebäude wurden die Telegraphenbureaux verlegt, und die zoologischen Sammlungen sowie die Bibliothek an die Universität, die archäologische Sammlung an das Instituto Nacional abgetreten. Während des Umzugs, der blos über die Strasse zu geschehen hatte, sollen mehrere der schönsten Antiquitäten verschwunden sein. Mit der Sociedad Económica ist das letzte Institut, welches andere als materielle Interessen einigermaassen cultivirte, in Guatemala untergegangen, denn die Leistungen der Universität in dieser Hinsicht sind ausserordentlich geringfügig.

Die Stadt Guatemala ist einer der wenigen, dank den längstvertriebenen Jesuiten, astronomisch bestimmten Punkte des Landes. Ihre Höhe über Meer beträgt 1480 m. Sie besitzt ein Observatorium, welches im Gebäude des Instituto Nacional, dem ehemaligen Jesuitencollegium, befindlich ist und von diesem thätigen Orden eingerichtet wurde. Es liegt unter 14° 37′ 32″ n. Br. und 90° 30′ 47″ w. L. von Greenwich. Eine Zeit lang wurden unter Leitung eines deutschen Geographen, Herrn Edwin Rockstroh, regelmässige meteorologische Beobachtungen in zuverlässiger Weise angestellt, die

jedoch, seit Professor Rockstroh in der Grenzvermessungscommission abwesend ist, in Hände übergegangen sind, deren Verlässlichkeit sehr zweifelhaft ist. Herr Rockstroh hat mir freundlicherweise die von ihm verfassten Tabellen für das Jahr 1880 mitgetheilt, welchen ich die folgenden Bemerkungen über das Klima und die meteorologischen Verhältnisse der Hauptstadt entnehme.

Wir finden zunächst eine mittlere Jahrestemperatur von 18°,64 C. (im Vorjahre von 18°,51 C.). Die heissesten Monate mit einer Mitteltemperatur von über 29°,5 C. sind der April und Mai, also die Zeit zwischen dem Aufhören des kühlenden Nortewindes (Nordostpassat) und dem Eintritt der eigentlichen Regenzeit, welcher in den Juni fällt. Die kühlsten Monate sind der December, Januar und Februar mit einer Mitteltemperatur von weniger als 17° C. infolge des Norte. Die grössten täglichen Temperaturschwankungen fallen auf die Monate December bis Mai.

Der mittlere Barometerstand für das Jahr 1880 ist, auf 0 reducirt, 641,68 mm (im Vorjahre 640,57 mm). Die relative Luftfeuchtigkeit beträgt im Jahresmittel 82 (im Vorjahre 80). Die Feuchtigkeitsunterschiede zwischen den Monaten der trockenen und der nassen Jahreszeit sind verhältnissmässig geringer, als man erwarten sollte. Die geringste Feuchtigkeit zeigt der April mit 74, die höchste der Januar und der September mit 86.

Guatemala gehört bekanntlich zu denjenigen tropischen Ländern, welche einen ausgesprochenen Wechsel zwischen trockener Jahreszeit und Regenzeit aufweisen. Für die Hauptstadt fällt der erste Beginn der letztern auf den Mai, ihr Ende auf den October. Im Juli, zu Beginn der Hundstage, tritt gewöhnlich ein Nachlass der Regenzeit ein. Diese Zeit, „la Canícula“, wird anderwärts auch als „Veranillo“ bezeichnet. Dem Gesagten entsprechend finden wir die Monate December bis und mit März mit ganz geringen Regenmengen,

unter 6 mm des Regenmessers, belastet, und erst im Mai beginnt die durchschnittliche Regenmenge erheblich zu steigen (144,3 mm), um im Juni mit 252,6 mm ihr Maximum (für 1880) zu erreichen. Die Canícula macht sich mit einer Depression der Regenmenge auf 137,0 mm geltend. Mit diesem Verhältniss steht auch die monatliche Zahl der Regentage in Einklang, deren Maximum, mit Ziffern über 20, auf die Monate Mai, Juni, August, September und October fällt, während der Juli blos 15 Regentage aufweist. Die grösste Regenmenge fällt während der Nachmittagsgewitter (Aguaceros), welche im allgemeinen einen ziemlich typischen Charakter haben. Während am Morgen der Himmel klar oder nur theilweise bedeckt ist, ziehen sich in den Nachmittagsstunden an den Bergen immer dichtere Wolkenmassen zusammen, welche sich oft von verschiedenen Seiten her über den Llano vorschieben und unter Blitz und Donner in kurzer Frist eine so erstaunliche Regenmenge entladen, dass eine Zeit lang das Passiren vieler Strassen ganz unmöglich wird, da dieselben in breite Ströme trüben Wassers verwandelt werden, das sich allerdings infolge leichter Terrainunebenheiten rasch wieder verläuft. Der Eintritt dieser Gewitter ist nicht an fixe Stunden gebunden; durchschnittlich möchte die Stunde von 3—4 Uhr nachmittags diejenige sein, in welcher die häufigsten Entladungen stattfinden. Windstürme, sogenannte „Chubascos", begleiten oft die Gewitter.

In den Monaten September und October, ausnahmsweise auch früher, treten gelegentlich Landregen (Temporales) auf, welche in wechselnder Stärke während zweier oder mehrerer Tage andauern. Ihre Wirkung ist in gewissen Landestheilen durch Ueberschwemmungen häufig eine verheerende.

Der Hagel ist im Hochthal von Guatemala ein verhältnissmässig seltenes, obwol fast alljährlich ein oder mehrere male sich wiederholendes Phänomen.

Namentlich in der trockenen Jahreszeit tritt im Llano

von Guatemala gelegentlich Nebel auf, in der Regel findet die stärkste Nebelbildung in den ersten Morgenstunden vor Sonnenaufgang statt, mit dem Höherrücken der Sonne klärt sich die Luft.

Die Verhältnisse der Bewölkung im Hochthal von Guatemala sind in erster Linie, aber nicht ausschliesslich abhängig von der Jahreszeit, indem die Monate des stärksten Regenfalles auch die grösste Anzahl von Tagen mit ganz bedecktem Himmel aufweisen. Aber auch während der regenlosen Monate treibt der Nordostpassat mitunter tagelang ganz ansehnliche, obwol lockere Wolkenmassen nach Süden, welche in grosser Höhe über den Llano dahinziehen, ohne dass deshalb ein Tropfen Regen fiele. Das Verhältniss der ganz hellen zu den bewölkten Tagen während der Trockenzeit ist nach meiner Beobachtung in den verschiedenen Jahren ein durchaus unbeständiges, und offenbar theilweise abhängig von Factoren, welche nicht im Lande selbst, sondern in weiter Ferne ihren Ursprung haben

Merkwürdig constant ist auf dem Llano von Guatemala die Richtung der herrschenden Winde. Aus der im Anhange gegebenen Tabelle geht hervor, dass der reine Nordwind namentlich morgens und abends der weitaus häufigste Wind ist, über die Tagesmitte schlägt er häufig in NO um. Ausserordentlich selten sind Luftströmungen aus O, SO, W und NW. Etwas häufiger, immerhin aber beträchtlich hinter dem Nord- und Nordostwind zurückstehend, sind westliche und südwestliche Winde. Windstille Tage sind selten, am häufigsten noch im Beginn der Regenzeit, in den Monaten Mai und Juni.

Von Erdbeben weist unsere Tabelle für das Jahr 1880 ein einziges auf, in der Regel aber sind vulkanische Erschütterungen des Bodens von wechselnder Intensität alljährlich mehrfach in der Hauptstadt zu spüren.

Alle Verhältnisse der Bodenerhebung, der Geologie des

Untergrundes und des Klimas zusammengenommen, muss die Hauptstadt als ein durchaus gesunder, auch dem Europäer sehr angenehmer Aufenthalt bezeichnet werden, obwol der Ausdruck „ewiger Frühling“ der Wirklichkeit nicht entspricht. Damit ist jedoch noch keineswegs ausgeschlossen, dass das Hochthal von Guatemala für Blutarme zu hoch, für Schwindsüchtige zu windig und staubig ist.

Guatemala ist nicht nur die Hauptstadt des Landes, sondern auch derjenige Platz, wo sich die grossen Kapitalien, der Handel und endlich der Luxus sowie das Wenige, was im Lande von intellectueller Cultur vorhanden ist, vereinigt finden. Der Census von 1880 weist für die Stadt Guatemala 57928 Einwohner nach, wovon 53406 Mischlinge (Ladinos) und Fremde (1886), dagegen 4522 reine Indianer sind. Merkwürdigerweise stellt sich für die Mischlinge der gewaltige Ueberschuss von 10640 Weibern über die Männer heraus (21383 Männer, 32023 Weiber), der, wie ich glaube, grossentheils davon herrührt, dass eine Menge von Weibern und Mädchen niedern Standes in abhängigen Verhältnissen der verschiedensten Art in der Stadt leben. Im Verlauf meiner Schilderung werde ich noch Gelegenheit haben, den Leser mit den Gesellschaftsschichten der Hauptstadt bekannt zu machen.

DRITTES KAPITEL.

Ein medicinisches Staatsexamen. — Fahrt nach Antigua. — Indianische Grabhügel. — Das Dorf Mixco und seine Geschichte. — Antigua Guatemala. — Der See von Amatitlan. — Die Cochenillezucht.

Als ich mich in Guatemala häuslich eingerichtet hatte, war es mein erstes Geschäft, das vom Gesetz vorgeschriebene Examen abzulegen, um die Berechtigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis im Umfange der Republik zu erlangen. Nachdem mein Doctordiplom, das einzige hier in Frage kommende Instrument, durch den Minister der Vereinigten Staaten, deren Schutz ich mich in Ermangelung schweizerischer Vertretung in Guatemala unterstellt hatte, legalisirt war, musste dessen Unterschrift wiederum vom Minister des Auswärtigen beglaubigt werden. Hierauf konnte ich das Diplom endlich, begleitet von einem auf Stempelpapier vom Escribano público (Notar) in schwülstigstem Kanzleistil verfassten Anmeldungsschreiben, bei der medicinischen Facultät von Guatemala einreichen. Es ward mir jedoch von dieser gelehrten Körperschaft der Bescheid, dass das lateinisch abgefasste Diplom zunächst vom Traductor jurado (beeidigten Uebersetzer) in das Spanische übersetzt werden müsste. Nach langem Suchen wurde mir endlich der Traductor jurado in der Person eines Franzosen bezeichnet, der als Secretär auf einem der ministeriellen Bu-

reaux arbeitete. Dieser Mann erklärte jedoch, nicht Traductor jurado zu sein, einen solchen gebe es überhaupt nicht. Allerdings habe er früher gelegentlich Schriftstücke für die Regierung übersetzt, jetzt aber hätte er hierzu keine Zeit mehr. Auf meine sachbezügliche Mittheilung an die Facultät wurde eins ihrer Mitglieder beauftragt, die Uebersetzung zu besorgen; dasselbe ersuchte mich jedoch kurzerhand, dies selbst zu thun. Nachdem endlich nach vieler Lauferei alle Schwierigkeiten beseitigt waren und ich die bescheidene Summe von 125 Pesos legaliter bezahlt hatte, wurde zum Examen geschritten, das im ganzen unserm Staatsexamen glich. Als ich durch die praktische Prüfung am internen und chirurgischen Krankenbett, durch die Operationen an der Leiche und am Phantom, sowie durch die theoretische Prüfung mich hinlänglich legitimirt hatte, bildete den Schluss der ganzen Komödie eine Art Promotionsvorlesung, die ich öffentlich in der Aula der Universität zu halten hatte. Mit grösster Mühe gelang es mir, bei diesem feierlichen Act den nöthigen Ernst zu bewahren. Ich stand im Candidatenwichs auf dem Katheder, vor mir die absolut leeren Bänke, zur Linken das Collegium medicum, bestehend aus Rector und Secretär der Universität und den drei Examinatoren. Plötzlich klingelte das Rectorat energisch, als wollte es den ohnehin stillen Bänken noch grösseres Silentium dictiren, und ersuchte mich, meine Vorlesung loszulassen. Ich hatte, um nicht durch eine hier gänzlich überflüssige Originalarbeit das Ruhmesfeld besserer Leute einzuengen, für meine Vorlesung die Dissertation einer einstigen Studienfreundin „Ueber Keratitis interstitialis“ auszugsweise ins Spanische übersetzt. Derjenige meiner Examinatoren, der mir die Uebersetzung meines Diploms so freundlich überlassen hatte, verfertigte mir eine Einleitung dazu, deren poetischer Schwung gegen meine Prosa aufs heiterste abstach. Es war darin viel von dem „gastfreund-

lichen Mittelpunkt des jungfräulichen Amerika" die Rede (hospitalidad del Centro de la vírgen América), welches dem strebsamen Fremdling ein reiches Feld zu erfolgreicher Thätigkeit gewähre. Nachdem auch dieser Kelch an mir vorübergegangen war, wurde mir ein Certificat behändigt, wonach ich einstimmig zum Licenciado der Medicinischen Facultät von Guatemala degradirt worden war.

Meine Praxis liess mir anfänglich genügend freie Zeit, und so pflegte ich die Abendstunden auf Excursionen in die Barrancas der Umgebung zu verwenden, da die damals herrschende Trockenzeit alles niedrige thierische Leben auf dem ohnehin kahlen, kaum mit niedrigem Gebüsch dürftig bestandenen Llano zum Verschwinden gebracht hatte. Trotzdem die feuchten, vor dem Winde geschützten und von einem Bach durchströmten Barrancas eine höhere, immergrüne Vegetation aufkommen lassen, war doch auch hier die Ausbeute in den beiden Thiergruppen, die mich hauptsächlich interessirten, nämlich den Binnenmollusken und Myriapoden, eine äusserst dürftige. An den winddurchsausten Büschen von *Baccharis salicifolia* hielten *Bulimulus Jonasi Pfr.* und *alternans Beck* ihren Winterschlaf, und auf dem nördlich von der Stadt liegenden Kalkberg la Pedrera fanden sich am Fusse der Mimosen überwinternde *Helix pressula Mor.*, in den Bromelienbüscheln kleine Hyalinien. Die kleinen Teiche der Umgebung, wie z. B. die Laguna de Naranjo, lieferten einen *Planorbis* und *Aplecta*-Arten. Ergiebiger war die Jagd auf Insekten und Reptilien (Erd-Agamen und Schlangen); weitaus am reichlichsten lohnte sich aber der Fang der Wasserinsekten, die man zu Hunderten in den kleinen Tümpeln, welche der allgemeinen Dürre Widerstand leisteten, erhaschen konnte. Unter den zahlreichen Wasserwanzen der Genera *Belostoma*, *Naucoris*, *Notonecta*, *Corixa* etc. war es besonders eine *Ranatra*, welche mir durch ihre auffallende Aehnlichkeit mit unserer heimischen

R. linearis merkwürdig war, und einen schönen Beweis lieferte für das bekannte Gesetz der Aehnlichkeit der Süsswasserfaunen weit voneinander entfernter Länder, deren Landfaunen gänzlich oder grösstentheils verschieden sind.

Bald nach meiner Ankunft in Guatemala machte ich einen Ausflug nach Antigua, der ehemaligen Hauptstadt des Landes. Der Personenverkehr zwischen ihr und der jetzigen Hauptstadt wird von zwei einheimischen Unternehmern durch tägliche, gewöhnlich einmalige Postverbindung hin und her vermittelt. Die Postwagen fahren, je nach der Beschaffenheit der Strasse, entweder über die längere, aber weniger steile Strasse über Mixco und San Lúcas, oder über den kürzern Weg, der durch die Barranca von Villalobos nach Bárcena geht und von dort steil ins Gebirge ansteigt, um sich nahe der Kammhöhe mit der Strasse von Mixco zu vereinigen. Die Distanz über Mixco wird auf 8 Leguas angegeben und bei gutem Weg und Gespann in 4½ Stunden zurückgelegt.

Es herrscht in Guatemala die menschenfreundliche Sitte, dass der Postwagen, bevor er aus den Thoren der Stadt fährt, die einzelnen Passagiere bei ihren Häusern abholt, sodass mit dem Herumfahren in der ausgedehnten Stadt ziemlich viel Zeit verloren wird, abgesehen davon, dass weibliche und geistliche Passagiere in der Regel noch geraume Zeit auf sich warten lassen. So fuhren wir denn zu sieben Mann am 10. December um 8 Uhr statt um 7 Uhr von Guatemala weg. Der vierräderige Käfig, in welchem wir, in allen Gelenken geknickt, zusammengepfercht sassen, war mit fünf Pferdeskeletten bespannt, welche von ihrer alten, stellenweis haarlosen Haut mühsam zusammengehalten wurden. Die Fahrt ging zunächst in westlicher Richtung über den Llano hin, dessen staubbedeckte, vom heftig wehenden Nordwind zerzauste Buschvegetation nur durch ausgedehnte, jetzt die dürren Halme weisende Maisfelder unterbrochen war. Ueber

die Ebene zerstreut liegen in der Nähe der Stadt eine Menge indianischer Tumuli, wol über funfzig an Zahl, verschieden an Höhe und Umfang, meist mit runder Basis und stumpf abgerundetem Gipfel. An keinem derselben ist, wie anderwärts, eine Steinbekleidung zu bemerken, sie scheinen lediglich aus künstlich aufgeworfener Erde zu bestehen. Die Ladinos benennen diese Mounds mit dem aus Perú entlehnten Namen Huacas, die Cakchiquel-Indianer sind der Ansicht, dass hier einst ein indianisches Dorf gestanden habe, welches durch Ueberschwemmung zu Grunde ging und dessen mit Schlamm erfüllte Häuser jetzt in diesen Tumuli begraben liegen. Es sind unzweifelhaft indianische Grabhügel, von denen einige, wol nicht sehr systematisch, geöffnet worden sind, ohne dass indessen mehr gefunden wurde als Maismahlsteine, Kupferschalen, Kohlen und Topfscherben. Aehnliche Hügel finden sich überall über das Land zerstreut, bis hinauf in die Tierra fria von Tecpam und den Altos, und wieder hinab in die Tierra caliente von Retaluleu und Soconusco. Eine planmässige Durchsuchung derselben an verschiedenen, geographisch getrennten, Localitäten würde jedenfalls viel dazu beitragen, unsere Kenntniss der Urbevölkerung von Guatemala zu erweitern.

Bevor wir die Bergkette von Mixco erreichen, senkt sich die Strasse noch plötzlich in eine Barranca hinab, deren Westseite von dem freundlich gelegenen Indianerdorf obigen Namens überragt ist. Wunderbarerweise gelangen wir trotz der etwas problematischen Spannvorrichtung unsers Wagens, deren Holzkloben vorzugsweise neben dem Rad in freier Luft functionirte, ohne besondere Gefahr in die Barranca hinab. Beim jenseitigen Aufstieg jedoch begann der schwergeladene Wagen rückwärts zu gehen, da die fünf Gerippe zu kraftlos waren, ihn zu halten. Ich stieg mit meinem Nebenmann aus, die übrigen Passagiere, an dergleichen gewöhnt,

blieben sitzen. Der Kutscher sprang vom Bock, drückte einem gaffend dastehenden Indianer seine kurze Peitsche in die Hand, und begann dann, im schönsten Zusammenwirken mit der Rothhaut, mit seiner langen Peitsche in einer Weise auf die armen Pferdecaricaturen einzuhauen, dass diese, sich selbst vergessend, den Karren wirklich nach Mixco hinaufbrachten. Ich muss übrigens den Fuhrhaltern dieser Linie die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass ich später trotz wiederholter Fahrten nie wieder ein so jammerwürdiges Gespann gesehen habe.

Mixco ist ein grosses Dorf von 7500 Einwohnern, welche meist reine Indianer vom Stamme der Pokomames sind. Ihre Hauptthätigkeit besteht im Verkauf ihrer Producte, welche sie täglich in die drei Leguas entfernte Hauptstadt liefern. Die wenig zahlreichen Ladinos des Dorfes finden ihren Unterhalt meistens als Arrieros, d. h. sie halten eine Anzahl Maulthiere und Pferde, und vermiethen sich und ihre Thiere zur Beförderung von Waaren. Die Indianer von Mixco zeichnen sich durch ihr properes Aeussere vortheilhaft vor den Bewohnern vieler anderer Indianerdörfer aus. Es gewährt ein äusserst malerisches Bild, wenn die Gruppen von Männern in weisse Baumwollhosen und Hemden gehüllt, und von Weibern in ihren dunkelblauen oder rothcarrirten Röcken (Enaguas) und den, oft sehr reich gestickten Huipiles (hemdartiger Ueberwurf) ihre Lasten am Kopfe tragend und die braunen Arme rhythmisch schlenkernd, in der indianischen, halb trabenden Gangart über den weiten Llano dahin zur Stadt eilen.

Die ältere Geschichte der Bevölkerung von Mixco enthält noch manches ungelöste Räthsel. Fuentes behauptet, indem er sich nach seiner Aussage auf die schriftlichen Berichte der Indianer Juan Macario und Fr. Calel Tzumpan stützt, dass die alte Hauptstadt der Pokomam-Indianer ein anderes Mixco gewesen sei, nämlich eine volkreiche Stadt, welche auf

einer Anhöhe im Thal von Jilotepeque, zwischen den Flüssen Pixcayatl und dem Rio Grande gelegen war. Er erzählt mit vielem Detail, wie diese befestigte und wohlvertheidigte Stadt im Jahre 1525 mit Hülfe der verrätherischen Stammesgenossen und frühern Verbündeten der Mixqueños, nämlich der Bewohner von Chinautla, nach hartem Kampfe von den Spaniern genommen und eingeäschert wurde. Die zahlreichen Kriegsgefangenen wurden weggeschleppt und angewiesen, das heutige Dorf Mixco zu gründen. Jimenez jedoch erklärt in seiner handschriftlichen Chronik von Chiapas und Guatemala die Erzählung des Fuentes kurzweg als Fabel und behauptet, die Pokomam-Indianer seien ursprünglich von Süden, aus Salvador, heraufgekommen und haben sich neben den Cakchiqueles von Sacatepequez niedergelassen. Ferner habe die alte Stadt Mixco nie da existirt, wo Fuentes sie hinverlegt. Juarros und neuerdings José Milla folgen hinwiederum dem Berichte des Fuentes. Wie dem wirklich sei, wird sich erst durch Nachgrabungen an der von Fuentes angegebenen Localität ermitteln lassen. Sicher scheint so viel, dass daselbst sich noch ausgedehnte Ruinen finden, und ferner, dass die Pokomames nicht von Süden, wie Jimenez will, sondern von Norden her in ihr Gebiet eingewandert sind. Dieselben bilden gegenwärtig, zusammen mit den Chorties von Copan, den südlichsten Zweig der Maya-Völker, dessen Gebiet sich bis an die Grenzen von Salvador und Honduras erstreckt. Sprachlich gehören sie enge zusammen mit dem Stamme der Pokonchí-Indianer, welche nördlicher in der Verapaz wohnen.

Das heutige Dorf Mixco ist noch besonders dadurch interessant, dass es im Anfange des 17. Jahrhunderts der mehrjährige Aufenthalt des irischen Geistlichen Thomas Gage gewesen ist, der uns in seinem Buche: „The English-American, his travels by sea and land, or a new survey of the West-Indies, containing a journal of 3300 miles within the main-

land of America etc." (London 1648) zum ersten mal nach einem Zeitraum von mehr als hundert Jahren der spanischen Occupation authentische nichtspanische Berichte über Guatemala überliefert hat. Gage versah die Pfarreien von Mixco und Pinula. Obwol sein Buch, worin er die spanische Miswirthschaft in diesen Gegenden ohne Hehl beschreibt, den Spaniern äusserst unbequem und daher so misliebig war, dass ihm Lügenhaftigkeit und Uebertreibung vorgeworfen wurde, so muss ich dennoch sagen, dass viele von seinen Schilderungen mutatis mutandis noch genau auf viele heutige Zustände angewendet werden könnten. Als Gage in Mixco Pfarrer war, bewohnten dreihundert Familien das Dorf, die namentlich durch den Maulthierverkehr nach der atlantischen Küste hinüber ihren Unterhalt gewannen, da der Ort selbst nichts bot als eine feine Töpfererde, woraus die Indianer verschiedenartige, oft bunt glasirte Geschirre brannten, die sie in der Hauptstadt und andern Ortschaften zu Markte brachten.

Der Name Mixco ist übrigens nicht dem Pokomam, sondern der Nahuatl-Sprache entnommen und bedeutet „in den Wolken".

Von Mixco ging die Fahrt auf staubiger Strasse bergan an den Rand einer Barranca, welcher die Windungen des Weges flussaufwärts folgen. In der Tiefe dieser Schlucht befindet sich einer der Wassersammler, welcher einen Theil des Trinkwassers für die Hauptstadt liefert, doch ist in der Trockenzeit seine Wassermenge eine äusserst ärmliche. An offenern Stellen machte sich ein buntfarbiger Blumenflor bemerklich; Salvien, Zinnien, Convolvulus, Phytolocca bildeten nebst einer Unmenge von Compositen, worunter die wilde Dahlie besonders hervorragend war, dessen Hauptbestandtheile. Da und dort erhob sich eine Wigandia mit ihren grossen, mit Nesselhaaren besetzten Blättern und blauen, leicht abfallenden Blütenträubchen.

In einer Erhebung von etwas über 6000 Fuss wird die Passhöhe des Bergzugs, welcher die Hochthäler von Guatemala und Antigua trennt, überschritten. Die Strasse senkt sich in eine Ebene, in welcher das kleine Dorf San Lúcas liegt. Bevor man dasselbe erreicht, sieht man zur Rechten die Fahrstrasse nach Quezaltenango abzweigen, welche schon von Carrera angelegt worden war. An einer fensterlosen, mit der stolzen Aufschrift „Hotel“ versehenen Lehmhütte wurde angehalten und meine Mitpassagiere frühstückten. Ich verzichtete unvorsichtigerweise darauf und zog vor, mich an der Sonne zu wärmen, später lehrte mich die Erfahrung, dass die Tafel dieser ländlichen „Hoteles“ zwar einfach, doch durchaus nicht immer so schlecht ist, wie ihr schmuckloses Aeussere befürchten lässt. Nachdem dann die kahle, ausschliesslich mit Mais bepflanzte Thalebene von San Lúcas durchfahren ist, gelangt man wiederum in hügeliges Terrain, aus hohen Lagen vulkanischer Asche gebildet, welche sich im Strassenbett unter dem Einfluss der Trockenheit und des täglichen Verkehrs in eine halbfusshohe Schicht feinsten, weissgrauen Zahnpulvers verwandelt hat. Wolken desselben hüllen Post, Pferde und Reisende ein, die feinen Partikeln dringen tief in die Kleider und füllen Nase und Ohren des Reisenden so reichlich, dass nach Tagen noch Spuren davon zum Vorschein kommen. Das letzte Stück des Weges bildet die sogenannte „Cuesta de las Cañas“, an deren Flanke die Strasse in äusserst steilem Abfall in die Tiefe führt. Ueber diese Strasse voll stauberfüllter Löcher und holperiger Steine einen so miserabeln Kasten wie unsere Diligencia und noch dazu mit derartigen Pferden und einem Geschirr aus alten Lederriemen, stellenweise mit Bindfaden dürftig geflickt, mit heiler Haut hinabzubringen, muss billigerweise als ein Meisterstück der Rosselenkung bezeichnet werden. Doch passirt verhältnissmässig selten ein Unglück und es ist geradezu bewundernswerth, mit welcher Sicherheit und Gewandtheit die Kutscher, meist

junge Leute von einigen zwanzig Jahren, jedes einzelne ihrer Pferde dirigiren und in scharfen Wendungen herumreissen, um den zahllosen, sozusagen täglich wechselnden Hindernissen des Weges auszuweichen. Nachdem die Cuesta passirt ist, verlässt der Reisende die enge Waldschlucht von Las Cañas und tritt in den weiten flachen Thalgrund von Antigua ein.

Was bei der ersten Einfahrt in diese einst so berühmte Stadt über das holperige, aus kolossalen Steinen bestehende Pflaster der langgestreckten Gassen zuerst und am peinlichsten auffällt, das ist der Verfall und die Aermlichkeit der einstöckigen Häuser, mit Ausnahme der wenigen, mehr im Centrum der Stadt gelegenen, die von wohlhabenden Familien bewohnt sind. Es sind die traurigen Reste dieser einstmals reichen Stadt, deren Glanz und Ueppigkeit in ganz Neuspanien bekannt war. Antigua hat, wie Panamá, im Laufe der dreihundert Jahre seines Bestehens ein oft wechselndes Schicksal gehabt. Nachdem es lange Zeit eine der reichsten Städte Neuspaniens gewesen war, von deren einstiger Pracht die zahllosen Kirchenruinen noch beredtes Zeugniss ablegen, sank Antigua plötzlich, nach der Zerstörung durch das Erdbeben vom Jahre 1773 und der Verlegung der Hauptstadt an ihre jetzige Stelle, zu beinahe völliger Unbedeutendheit herab. Erst als im Anfang dieses Jahrhunderts die Cochenillecultur von Mexico, angeblich von Oaxaca her, in das Thal von Antigua eingeführt wurde, hob sich der Wohlstand und die Bedeutung der Stadt wieder rasch, der Werth des Grundeigenthums stieg zu einer exorbitanten Höhe, und die Speculation mit all ihren halsbrechenden Chancen bemächtigte sich des Artikels in einer Weise, welche von Jahr zu Jahr grosse Vermögen schuf, aber ebenso rasch wieder zerstörte. Leider dauerte die ganze Herrlichkeit nur wenige Jahrzehnte.

Die Verdrängung der Cochenille aus einem grossen Theile der Färbetechnik durch künstlich hergestellte Farbstoffe.

namentlich die Anilinfarben, und die Verpflanzung der Cochenille nach Gegenden, welche, wie die Canarischen Inseln, dem europäischen Markte näher liegen, liess den Werth der Cochenille (hier Grana genannt) rasch sinken. So wurde in den letzten paar Jahrzehnten vor 1877 nur noch ein Peso für das Pfund bezahlt, und seither ist selbst dieser Preis noch auf 30—50 Centavos gesunken. Natürlich ging damit die Production ebenfalls rasch zurück. Während in der Blütezeit der Cochenille dieselbe bis auf 20,000 Centner im Jahre gestiegen sein soll, wurden im Jahre 1882 nur noch 237 Centner Cochenille ins Ausland verschifft, deren Durchschnittswerth auf 50 Centavos per Pfund berechnet wird. Auch der Bodenpreis sank natürlich rasch, die Glanzzeit Antiguas war für immer dahin.

Eine neue Zeit verhältnissmässiger Blüte schien für die Stadt mit der Cultur des Kaffees zu beginnen, welche in dem Maasse in Aufnahme kam, als die der Cochenille abnahm. Die Cactusstauden der Nopalgärten wurden ausgerodet und an deren Stelle Kaffeepflanzungen angelegt, und zur Zeit meiner ersten Anwesenheit in Antigua bildete diese Pflanze das hervorstechendste Moment im Landschaftsbild der Thalsohle. In einem spätern Kapitel wird davon die Rede sein, welche traurigen Erfahrungen die Stadt auch mit diesem agricolen Zweige machte.

Das Innere von Antigua bietet wenig Bemerkenswerthes, es sei denn die Plaza, auf deren Ostfront die Kathedrale steht, in welcher die Gebeine Alvarado's, des Eroberers von Guatemala, ruhen sollen, während gegen Südosten das Municipalitätsgebäude, dessen östlicher Flügel beim Erdbeben von 1773 einstürzte und nicht wieder reparirt wurde, den ruinenhaften Charakter der Stadt officiell vertritt.

Der Reiz von Antigua liegt theils in seinem Klima, das gleichmässiger ist als dasjenige der Hauptstadt, theils in seinen Umgebungen. Viele Leute finden die Lage Antiguas schöner

als die von Guatemala, eine Ansicht, der ich mich nicht anschliessen kann. Das Thal von Antigua ist im Osten, Norden und Westen von nahe der Stadt liegenden, hohen und steilen Hügelzügen eingerahmt, deren Flanken fast kahl, mit Gras bewachsen sind und nur auf den Kämmen buschigen Eichenwald aufweisen. Gegen Süden hin bilden die ungeheueren Massive der Vulkane, durch deren gefährliche Nähe Antigua so berühmt geworden ist, zur Linken der Agua, zur Rechten die vom Fuego und Acatenango gebildete Gruppe, ein gewaltiges Thor, durch welches sich die Strasse nach Escuintla ein paar Stunden weit flach hinzieht, um dann über den Rand des Hochplateaus rasch durch die Terrassen der Boca Costa zur Küstentiefebene abzufallen. Die Aussicht von den umliegenden Hügeln auf die Stadt und das weite Thal mit seinen dunkellaubigen Kaffeegärten, den Bananenpflanzungen, der Eucalyptusreihen und den zahllosen Wipfeln der Fruchtbäume, und vor allem auf die majestätischen Pyramiden der hochwaldumgürteten Vulkane ist allerdings von eigenartiger Schönheit. Dennoch aber ist das Panorama der Hauptstadt, wie es sich uns morgens und abends vom Cerro del Cármen darstellt, weit grossartiger, weil ausgedehnter und in grössern Dimensionen sich bewegend.

Nach kurzem Aufenthalt kehrte ich für diesmal nach der Hauptstadt zurück. Da ich später ein volles Jahr in Antigua verlebte und mit seinen Eigenthümlichkeiten näher vertraut wurde, mag die weitere Schilderung derselben hier unterbleiben.

Ein anderer Ausflug galt dem See von Amatitlan. Ich fuhr am wunderschönen Morgen des 25. Januar 1879 in Begleitung eines jungen Deutschen nach dem sechs Leguas von Guatemala entfernten Städtchen Amatitlan, wo wir uns in dem schon früher erwähnten Hotel einquartierten. Die letzte Cuesta vor dem Eintritt in das Thal wird von mächtigen Lagen weissen, vulkanischen Gerölles gebildet, unter welchen

beim Abstieg das trachytisch-porphyrische Urgestein erscheint. Es ist dasselbe auch hier stellenweise in fast regelmässige fünfkantige Säulen zerklüftet, die wie Basalt aussehen, wofür sie auch mitunter irrthümlicherweise gehalten worden sind.

Das Städtchen selbst, welches gegenwärtig 7300 Einwohner zählt, bietet nichts besonders Merkwürdiges; es ist eine vergleichsweise moderne Stadt, um die Mitte des 16. Jahrhunderts von den Dominicanern gegründet, welche die in der Umgegend zerstreut lebenden Pokomam-Indianer zu einem compacten Dorfe sammelten. Der Name Amatitlan ist mexicanisch und bedeutet „Stadt der Amates". Amate (mexicanisch *amatl*) wird eine Ficusart genannt, aus deren Bastfasern die alten Indianer das Material für eine Art groben Papiers gewannen, auf dem sie ihre Malereien anbrachten. Ein Cakchiquel- oder Pokomam-Name für Amatitlan ist mir nicht bekannt, trotzdem diese Gegend vor der Conquista stark bewohnt gewesen sein muss. Es wird dies durch die schönen, aus dem See von Amatitlan gelegentlich heraufgefischten Alterthümer von eigenthümlicher Form und hoher Vollendung dargethan. Verschiedene Stücke derselben sah ich theils in der frühern Sammlung der Sociedad Económica, theils im Privatbesitz. Besonders auffällig waren mir darunter kreisrunde, flache Schalen aus gebranntem Thon von etwa 1 Fuss Durchmesser und 3—4 Zoll Tiefe. Dieselben trugen am Rande drei in regelmässigen Distanzen angebrachte Giessrinnen, und drei Querreihen zolllanger, stachelartiger Fortsätze auf der Aussenseite des Geschirrs, eine keramische Form, die ich nur von dieser Localität kenne. Es wäre sehr wünschenswerth, dass ein ethnographisch gebildeter und mit den hinreichenden Mitteln ausgestatteter Reisender die Culturschicht des Sees von Amatitlan einer genauen Durchforschung unterzöge, um für die Wanderungen der Pokomames und die diesen wahrscheinlich in dieser Gegend vorauf-

gegangene Bevölkerung Anhaltspunkte zu gewinnen. Die Vollendung einiger Stücke, namentlich polirter Steinfiguren, die ich von Amatitlan gesehen habe, legt den Gedanken nahe, dass möglicherweise die Pipiles, ein der Maya-Familie fremder, den Nahuatl-Völkern zugehöriger Volksstamm deren Verfertiger waren.

Auch Amatitlan war vor einigen Jahrzehnten ein Hauptplatz für die Cochenillecultur. Es bestanden in dieser Hinsicht rege Wechselbeziehungen zwischen dieser Stadt und Antigua.

Die zur Nachzucht bestimmten Cochenilleschildläuse (*Coccus cacti L.*) wurden nämlich in Antigua von Ende Januar bis Ende Februar, also in der Trockenzeit, frei auf die Cactuspflanzen ausgesetzt, indem sie in Gazebeutelchen an die Blattscheiben der *Opuntia ficus indica* geheftet wurden, auf welchen sie sich zerstreuten und festsetzten. Die Thiere brauchen zur Reife 90 bis 100 Tage, sodass die Ernte auf die Zeit von Anfang Mai bis Anfang Juni, also auf den Beginn der Regenzeit fiel. Die letzten Thiere dieser Ernte, vom Juni bis Juli gesammelt, wurden zur Nachzucht in besonders eingerichtete Magazine (Almacenes) gebracht, welche aus Lehmziegelmauern mit einem kleinen vorspringenden Dache bestanden, unter welchem auf besondern Gestellen die mit den zur Nachzucht bestimmten Schildläusen besetzten Blattscheiben auf die Kante gestellt und durch ein aus Stäben bestehendes Fachwerk getrennt gehalten wurden. Auf diese Weise wurden sie, vor den Regengüssen der nassen Jahreszeit geschützt, bis zu deren Ende, also bis zum October aufbewahrt. Im October wurden sie nach Amatitlan gebracht, wo die Zucht im Freien weitergeführt wurde. In Amatitlan lieferten die Cochenilleläuse zwei Ernten. Bei der ersten, die auf den Januar und Anfang Februar fiel, wurden die ausgewachsenen Thiere von den Blättern abgebürstet, nachdem die Befruchtung der Weibchen erfolgt und die Eier gelegt

waren, aus denen bis zu Ende April eine zweite Generation erntereif heranwuchs. Diese, die sogenannte Segunda, lieferte aber eine schlechtere Qualität Cochenille.

Von der ersten Ernte von Amatitlan wurden Thiere nach Antigua gebracht und dort im Freien ausgesetzt, womit der beschriebene Kreislauf aufs neue eingeleitet wurde. Als Nährpflanzen dienten zwei Varietäten des als *Opuntia ficus indica* beschriebenen Scheibencactus, der in Mexico und Guatemala mit dem Vulgärnamen Nopal (vom mexicanischen *nopalli*) bezeichnet wird. Die eine Varietät mit kleinern, weniger dicken Blattscheiben, deren Fläche mit vielen Stachelbüscheln besetzt ist, hiess „Nopal costeño“; sie gab nur eine Ernte, hatte aber den Vortheil, dass die Schildläuse bei unvorhergesehenem Regen nicht so leicht weggespült wurden. Die zweite Varietät hiess „Mozote“, sie hat grosse, saftreiche, glatte und stachellose Blattscheiben. Diese Nährpflanzen der Cochenille wurden in regelmässigen Abständen in Reihen gepflanzt und die Nopalgärten meist mit hohen Lehmziegelmauern eingefriedigt. Bei der Ernte wurden die Blattscheiben durch Abbürsten von den daraufsitzenden, in weissen wachsartigen Flaum eingebetteten Insekten befreit, welche in flachen Körben gesammelt und in besondern Oefen mittels Kohlenfeuers getrocknet wurden. Von der so gewonnenen trockenen Cochenille unterschied man drei Qualitäten, nämlich:

1) Die *Cascarilla.* Es waren dies die Mutterthiere nach dem Eierlegen. Sie lieferten eine schwarze Grana ohne Silberglanz, die aber den meisten Farbstoff enthielt und am besten bezahlt wurde.

2) Die *Primera*, oder Cochenille erster Ernte. Sie bildet eine Grana mit Silberglanz, welcher von einem weisslichen, pulverigen Ueberzug herrührt.

3) Die *Segunda* oder Cochenille zweiter Ernte, kleinere Thiere mit Silberglanz, die geringste Qualität.

Die Cochenillecultur litt an grosser Unsicherheit des

Ertrags, die besonders dem Producenten oft verhängnisvoll wurde. Die Schildläuse selbst waren nämlich vielen Krankheiten durch pflanzliche und thierische Schmarotzer ausgesetzt und bedurften einer fortdauernden, sorgfältigen Ueberwachung, weshalb der Einzelne diese Cultur nicht im Grossen treiben konnte. Dann aber konnte ein unerwarteter Platzregen die Ernte einer ganzen Saison von den Blättern abspülen und grösstentheils vernichten, wodurch ein materieller Schaden entstand, der kleine Leute oft zu Grunde richtete. Jetzt noch sieht man in Amatitlan wie in Antigua vereinzelte Nopalpflanzungen mit ihren graugrünen Cactusreihen, die meisten aber sind auch hier in die lucrativern Kaffeegärten umgearbeitet worden. Leider eignet sich der Boden von Amatitlan seiner lehmigen Beschaffenheit wegen nicht so gut zum Kaffeebau, wie er sich zur Cochenillecultur geeignet hatte.

Der See von Amatitlan liegt in einer Höhe von 1189 m über dem Meer, eine Viertelstunde nördlich vom Städtchen. Er bildet ein langgestrecktes Becken, das sich im allgemeinen bogenförmig von NO nach SW zieht und auf eine Stunde Breite drei Stunden lang sein mag. Der See hat viele Buchten und Landzungen und ist mit Ausnahme seines Südendes von hohen, steil abfallenden Bergzügen aus Trachytporphyr eingefasst. Er ist seiner grossen Tiefe wegen berühmt. Das Seewasser ist klar, seine Temperatur mochte damals 20° C. betragen, beim Trinken bot es keinen auffallenden Geschmack.

Da sein Ausfluss, der Rio Michatoyat (wörtlich: Fischfluss), nachdem er im Wasserfall (Salto) von San Pedro Mártir über die Wand des Hochplateaus hinabgestürzt, nach kurzem Lauf durch die Tiefebene sich ins Stille Meer ergiesst, nennen die Cakchiquel-Indianer den See von Amatitlan: *ru te palóuh*, „die Mutter des Meeres“.

Mein Versuch, die Molluskenfauna des Seebeckens zu

exploriren, war von geringem Erfolge gekrönt, *Melania Largillierti*, die zu Tausenden den See bevölkert, war das einzige grössere Schalthier, das ich erbeutete.

Die Umgebung des Sees ist besonders zu Ende der Regenzeit, wo sich, hauptsächlich in der Gegend von Petapa, Sumpffieber leichterer und schwererer Form entwickeln, ungesund und selbst gefährlich.

VIERTES KAPITEL.

Reise nach Retaluleu. — Tecpam. — Die Ruinen von Iximché. — Los Encuentros. — Die vorspanische Anlage der indianischen Dörfer und Städte. — Totonicapam. — Quezaltenango, die Hauptstadt der Altos. — Der Camino real nach dem Küstentiefland.

Nachdem ich fünf Monate in der Hauptstadt zugebracht hatte, machte sich in mir der Wunsch geltend, mehr vom Lande zu sehen und kennen zu lernen als blos die Hauptstadt mit ihrem bei aller Eigenthümlichkeit doch stark europäisch angewehten Leben. Ich folgte daher der Einladung einiger Pflanzer in der sogenannten Costa Grande im nordwestlichen Guatemala, und siedelte im Juni 1879 nach Retaluleu, dem Hauptort des gleichnamigen Departements, über. Ein derartiger Umzug ist in Guatemala bei weitem kostspieliger und zeitraubender als in Europa, und wo es angeht, thut man in der Regel am besten, seine Möbeln am einen Orte zu verkaufen und am andern neu anzuschaffen, statt dieselben im Lande herumzuschleppen. Damals hatte ich diese geldsparende Erfahrung noch nicht gemacht, und lud daher meinen Hausrath auf drei Ochsenkarren (Carretas), welche denselben in vierzehn Tagen über Berg und Thal nach Quezaltenango brachten. Von dort wurde er auf Rücken und Schultern von Indianern nach Retaluleu hinabgetragen.

Ich selber reiste, um dahin zu kommen, in landes-

üblicherweise per Maulthier in Begleitung eines ebenfalls berittenen Criado (Diener) und mit einem Lastmaulthier für das Handgepäck zunächst nach Antigua, um von da nach Tecpam weiterzugehen. Nachdem man die Stadt Antigua verlassen, führt die Strasse in nordwestlicher Richtung zunächst 1½ Leguas weit durch das enge Waldthal des Rio Guacalate über die Mühle Pastores und das Dörfchen San Luis, und steigt dann ziemlich rasch zu dem Llano von Chimaltenango empor, in dessen Mitte das gleichnamige Städtchen gelegen ist. Der Name Chimaltenango bedeutet im Aztekischen die „Stadt der Schilde".[1] Die Cakchiqueles nennen den Ort Bok, was ebenfalls Schild bedeutet; vermuthlich war die Herstellung von Schilden einst ein Industriezweig dieser Gegend.

In der Nähe des Ortes hatte ein Amerikaner sich angekauft, um Mais, Weizen und andere Cerealien im Grossen zu bauen. Doch schien die Sache ihre bedenklichen Seiten zu haben, erstlich des unfruchtbaren Bodens wegen, der eine Menge von Feldblumen, aber wenig Fruchthalme lieferte, dann wegen der Schwierigkeit des Absatzes, der für den fremden Pflanzer in Producten, welche der indianische Kleinbauer erstaunlich billig liefert, kaum gewinnbringend zu machen ist.

In Chimaltenango vereinigt sich die Fahrstrasse von Guatemala her mit der von Antigua kommenden.

Hinter dem Städtchen erhebt sich die Strasse neuerdings ziemlich rasch über wellig gebrochenes Terrain zu einer höher gelegenen Terrasse, in welcher die Ortschaft La Villa de Zaragoza, gewöhnlich la Villa genannt, liegt. Sie macht mit ihrer verfallenen, von Erdbeben hart mitgenommenen Kirche und ihren unordentlich angelegten Lehmziegelhäusern einen wenig anmuthigen Eindruck. Von da gelangt man,

---

[1] Von *chimalli*, Schild, *tenamitl*, Dorf, und dem Ortssuffix *co*.

langsam höher steigend, über unebenen Boden nach dem Dorfe Patzicía, dessen Bewohner zu zwei Drittheilen Cakchiquel-Indianer sind. Der Name des Dorfes ist der Cakchiquel-Sprache entnommen, und heisst eigentlich *Pa sis ya* „Am Fluss der Rüsselbären". Diese Gegend ist rauh und windig, und die Dürftigkeit der Vegetation verleiht ihr wenigstens in der Trockenzeit den Anschein von Unwirthlichkeit. Der Charakter der Bewohner von Patzicía und der benachbarten Villa de Zaragoza wird nicht gerühmt, namentlich sollen die schlechtern Elemente derselben als Pferdediebe berüchtigt sein. Patzicía liegt, an eine Bergkuppe angelehnt, am südlichen Rande einer weiten, fast ausschliesslich mit Mais bepflanzten Ebene. Vor dem Eintritt in dieselbe theilt sich die Strasse gabelig, indem der eine Zweig westlich nach Patzun und der Boca Costa von San Agustin, der andere aber nördlich nach Tecpam und Quezaltenango führt. Beim Austritt aus dem Dorf ist die Strasse ein Stück weit mit Pito-Bäumen (*Erythrina sp.*) eingefasst, welche nach Habitus und Blattform entfernt an unsere deutsche Pappel erinnern. Der Pito trägt lange dünne Schoten mit Bohnen, welche, im Feuer verbrannt, einen starken Gestank verbreiten sollen. Die Quiché- und Cakchiquel-Indianer nennen den Baum *Tzité*, ihre Zauberer benutzten in alten Zeiten die Bohnen, indem sie dieselben mit Maiskörnern mengten, als eine Art von Schicksalswürfeln zum Werfen des Loses. Schon im Popol Vuh, dem alten Sagenbuch der Quiché-Indianer, kommt diese Anwendung derselben vor.

Nachdem in halbstündigem Ritt der einförmige Llano von Patzicía zurückgelegt ist, führt die Strasse abermals bergan in eine Gegend, in welcher, entsprechend stärkerer Wolkenbildung und reichlichern atmosphärischen Niederschlägen, schon eine ausgesprochenere Waldvegetation aufkommt. Gehölze von langnadeligen Fichten (*Pinus tenuifolia?*) treten auf, abwechselnd mit kleinen Savannen einer langen, in ge-

trennten Büscheln wachsenden Grasart (*Agrostis sp.*), welche ihres starken Kieselsäuregehaltes wegen vom Vieh nicht gefressen wird, dagegen als dauerhaftes Material zur Bedachung der indianischen Hütten Verwendung findet. In einer Gegend, in welcher vereinzelte Gruppen von indianischen Tumuli, ähnlich den bei Mixco beschriebenen, auftreten, gelangen wir in den Gemeindebann von Tecpam, der Hauptstadt des alten Cakchiquel-Reiches. Kleine Schafheerden weiden unter Aufsicht indianischer Jungen und beleben einigermaassen die einsame Gegend. Die Strasse führt längs waldiger Hügel in zahlreichen Windungen dahin und wendet sich dann plötzlich, um in ein tiefes Waldthal abzufallen, welches im Laufe der Jahrtausende von einem kleinen Wasserlaufe in der lockern Masse vulkanischer Tuffe ausgewaschen wurde. Zwei Mühlen sind an diesem Flüsschen angelegt, deren eine, damals noch im Bau, der Gemeinde Tecpam gehört. Dieselbe wurde als ein Werk neidischer Concurrenz gegen die unterhalb derselben liegende Mühle angefangen, deren Besitzer, ein schweizer Landwirth, durch diese und andere Unternehmungen zum reichen Manne geworden war. Die Frau des Präsidenten selbst hatte den ersten Stein zu der Concurrenzmühle gelegt, die mit dem üblichen Phrasengeklingel unter dem Namen Francisca ins Werk gesetzt wurde. Aber bald begannen die Gelder zum Bau zu versiegen, das Werk blieb jahrelang eine öde, dachlose Ruine, ein trauriges Denkmal der Gehässigkeit gegen die Industrie der Fremden im Lande und nationaler Impotenz. In der Mühle des Schweizers blieb ich über Nacht und machte am folgenden Tage mit deren Verwalter einen Ausflug nach der Ruinenstätte von Iximché[1], der alten Hauptstadt der Cakchiquel-Indianer, die unter ihrem mexicanischen Namen Tecpam Quauhtemallan bekannter ist. Quauhtemallan, „Ort der Holzhaufen“, wurde nachmals im

[1] *Iximché* ist der Name einer Baumart.

Munde der Spanier zu Guatemala verstümmelt und auf das ganze neuunterjochte Land angewendet. Die Ruinen, heute „pueblo viejo“ genannt, liegen ungefähr eine Legua vom jetzigen Flecken Tecpam (nach der currenten Aussprache Tepan) entfernt auf einem beinahe rings von tiefen Barrancas umgebenen Hochplateau. Der Weg, den wir passirten, führt an einer Stelle als eine sehr schmale Hohlrinne, durch die wir unsere Maulthiere zu Fuss nachführen mussten, längs einer beinahe senkrechten Wand von vulkanischem Schutte hin. Es scheint dies jedoch nicht der alte Zugang zu sein, da dieser nach den Beschreibungen der Historiker auf einem schmalen Grate entlang führte. Was ich von den Ruinen noch sah, beschränkte sich auf beinahe formlose, theilweise von Gebüsch überwucherte Trümmer- und Schuttthaufen, in denen noch die behauenen Steine zu erkennen sind. Dies sind die elenden Reste der indianischen Stadt, welche einst berühmt war durch ihre Paläste, Tempelwälle und breiten Strassen. Systematisch durchgeführte Nachgrabungen würden indessen vermuthlich nicht nur die Fundamente von Iximché wieder zu Tage fördern, sondern möglicherweise noch ältere Culturschichten aus einer Zeit, die hinter die Occupation durch die Cakchiqueles zurückreicht, blosslegen.

Beim Durchsuchen der Steinhaufen von Iximché fiel mir die grosse Menge von Schlangen auf, welche in denselben zu finden waren. Eine bernsteingelbe *Streptostyla* und eine *Glandina* bildeten die conchyliologische Ausbeute. Der drohende Nachmittagsregen trieb uns nach der Mühle zurück.

Ich bin später noch wiederholt in Tecpam gewesen, und hatte Gelegenheit, diese interessante Gegend für die mich specieller angehenden Thiergruppen der Conchylien und Myriapoden auszubeuten. Im allgemeinen stimmen, mit einigen Ausnahmen, die betreffenden Faunen mit derjenigen der Waldzone der Vulkane Agua und Fuego überein, trotz der ausgedehnten Depressionen, welche beide Gebiete trennen.

FLUSSLANDSCHAFT IN DER TIERRA CALIENTE DES NORDWESTLICHEN GUATEMALA.

S. 53.



Die Gegend von Tecpam und die entsprechenden Höhen anderwärts sind besonders ausgezeichnet durch ihre eigenthümlichen Temperaturverhältnisse, die namentlich in den Monaten des herrschenden Norte scharf markirt sind. Häufig genug ist um diese Jahreszeit (Januar bis Mai) die Temperatur in den frühen Morgenstunden, von 2 Uhr bis zu Tagesanbruch, dem Gefrierpunkt nahe, steigt dann mit der Erhebung der Sonne über den Horizont ausserordentlich rasch und steigert sich für die Stunden des höchsten Sonnenstandes zu einer empfindlich stechenden Glut, die durch den starken Thalwind glücklicherweise etwas gemildert wird. Durchgeführte Temperaturbeobachtungen liegen bisjetzt aus diesen Gegenden nicht vor, aber sicherlich ist in Tecpam und ähnlich gelegenen und beschaffenen Gegenden die Differenz zwischen dem täglichen Maximum und Minimum der Temperatur eine viel grössere als in der Tierra caliente der Küstenebene und vermuthlich selbst auf dem Gipfel der Vulkane.

Die Fortsetzung meiner Reise führte über die Villa von Tecpam. Von den circa dreitausend Einwohnern derselben sind etwas über die Hälfte Ladinos, der Rest Indianer. Der Ort liegt flach in einer Ebene, die hauptsächlich mit Mais und Weizen angebaut ist.

Der Weizen gehört mit den übrigen europäischen Cerealien zu denjenigen Landesproducten, welche geeignet sind, im Auslande irrige Vorstellungen von der Fruchtbarkeit und dem natürlichen Reichthum Guatemalas zu erwecken. Diese Vorstellungen werden von den Organen der Landesregierung genährt, nicht aus absichtlicher Betrügerei, sondern aus nationaler Eitelkeit, die ihren letzten Grund in der tiefen Ignoranz haben mag, die sich auf nationalökonomischem Gebiete zur Zeit noch so mannichfach im Lande documentirt.

Es ist zur Zeit unmöglich, die jährliche Gesammtweizenproduction von Guatemala auch nur einigermaassen genau anzugeben, dieselbe dürfte jedoch mit 140000 Fanegas

à 150 (spanische) Pfund eher über- als unterschätzt sein. Diese Production ist jedoch für den Consum des Landes so wenig genügend, dass z. B. im Jahre 1882 für 132814 Dollars Mehl und für 43749 Dollars Weizen nach Angabe der Douanenverwaltung aus Nordamerika importirt wurde. Der Gedanke liegt nun nahe, dass es dem eingewanderten europäischen Landwirth möglich sein müsste, einen Theil dieser schönen Summe im Lande selbst zu verdienen, und in der That scheinen verschiedene Umstände dieser Anschauung günstig zu sein. Erstlich sind die hauptsächlichen Weizenländereien alle in einer Höhe von 6—8000 Fuss gelegen, also in Regionen, welche von den eigentlichen Tropenkrankheiten frei sind. In dieser Höhe würde auch der an Landarbeit gewöhnte Europäer ohne Schaden für seine Gesundheit, allenfalls mit Vermeidung der heissesten Tagesstunden, im Freien arbeiten können. Von seiten der physischen Möglichkeit wäre also nichts dagegen einzuwenden, obwol die zu ertragenden Temperaturen das deutsche Sommermittel immer noch überstiegen. Der Bodenpreis in den fraglichen Gegenden ist ausserdem relativ niedrig, sodass geeignete Ländereien weit billiger zu erhalten wären, als ein entsprechendes Areal von gutem Kaffee- oder Zuckerland. Trotzdem muss behauptet werden, dass an eine Weizenproduction im Grossen nach indischem oder nordamerikanischem Muster für europäische Einwanderer in Guatemala vorderhand und wol noch lange nicht gedacht werden kann. Zunächst käme zur Bestellung der Felder in Frage die Handarbeit durch Indianer, wie sie für den Maisbau heutzutage noch vorwiegend ist. Es wären jedoch, um mit genügender Raschheit grössere Complexe bewirthschaften zu können, eine solche Menge von Leuten erforderlich, dass für einen europäischen Landwirth, der über bescheidene Mittel verfügt, und der auswanderte, um mit seiner und seiner Angehörigen Arbeit vorwärts zu kommen, kein Erfolg in Aussicht steht. Wer aber Kapital hat und hun-

dert und mehr indianische Tagelöhner bezahlen kann, wird sich wol lieber einer einträglichern und in ihrem Jahresertrag weniger unsichern Culturpflanze, wie etwa dem Kaffee, zuwenden. Für die Bearbeitung mittels Pflug und Zugthieren wären die Ochsen ihrer langsamen Gangart wegen für den Grossbetrieb nicht zu brauchen. Wahrscheinlich müssten auch die leichten, kleinen und zartgebauten Pferde von Guatemala hierfür durch eine schwerere und stärkere Pferderasse, wie sie die nordamerikanischen Farmer benutzen, ersetzt werden, was nicht ohne grosse Unkosten möglich wäre. Für allfällige Reparaturen am Ackergeschirr fehlt es durchaus an tüchtigen Schmieden, da ein ordentlicher Hufbeschlag in der Regel die Grenze der Leistungsfähigkeit der Landesschmiede erreicht. Zerbrochenes Geschirr müsste also, namentlich in abgelegenen Gegenden, einfach weggeworfen und neu beschafft werden, was sich mit einem ökonomischen Betrieb nicht vertrüge.

Das Haupthinderniss liegt aber jedenfalls in der Schwierigkeit der Communicationsverhältnisse, welche das Product auf kurze Distanzen hin in einer Weise vertheuern, dass an gewinnbringenden Absatz desselben kaum mehr zu denken ist. Die Hochthäler, welche gegenwärtig den meisten Weizen produciren, liegen in den Departements Chimaltenango, Sololá, Quezaltenango, Quiché und Huehuetenango, theilweise also in den gebirgigsten Landestheilen, wo von einem Thal ins andere oft hohe Bergpässe auf schlechten Saumpfaden passirt werden müssen. Zudem liegen diese Gegenden theilweise weit ab von grössern, nicht indianischen Bevölkerungscentren, die ja am Ende doch die Hauptconsumenten für den Weizen sind, da der Indianer seiner heimatlichen Culturpflanze, dem Mais, in der Regel treu bleibt. Es liegt in der Natur des Landes, dass diese Schwierigkeiten noch bis in eine erkleckliche Zukunft fortbestehen werden, indem nur eine starke, nicht-indianische Bevölkerung die Kosten besserer

Wege zu ertragen vermöchte. Nun bilden aber gerade in diesen Gegenden die Indianer den weitaus überwiegenden Theil der Bevölkerung, und es ist noch für Jahrzehnte in keiner Weise anzunehmen, dass sich zu diesen Districten ein starker Zuwachs eingewanderter Bevölkerung hindrängen werde. Die Indianer aber sind gegenwärtig die Hauptproducenten des Weizens, und zwar arbeiten sie unter ganz besondern Bedingungen, welche anderweitige Concurrenz erschweren und ausschliessen. Allerdings producirt der Indianer mit den primitivsten Mitteln und ist allen Vervollkommnungen seines Arbeitsmaterials nur äusserst schwer zugänglich. Dafür aber, und da er ausserdem mit seiner Familie äusserst bedürfnisslos und einfach lebt, sind seine Betriebskosten gering und stellt er sein Product billiger her, als irgendein fremder Producent es vermöchte. Dazu kommt, dass für den Indianer das, was die Hauptschwierigkeit für den Fremden wäre, nämlich der unzugängliche Gebirgscharakter seines Landes, gar nicht oder nur ganz unbedeutend in Betracht fällt. Ob er beispielsweise seine Fanega Weizen auf dem wunden Rücken seines magern Pferdes einen oder zwei Tage weit transportiren muss, bringt er nicht stark in Rechnung, und verlangt im einen und andern Falle beinahe denselben Preis. Es ist dies aber ein Punkt von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit in allem dem, was eine allfällige Einwanderung von wenig bemittelten sogenannten „kleinen Leuten“ anbetrifft, die es ja hauptsächlich sind, welche als Concurrenten des Indianers im Weizenbau aufzutreten hätten.

Gegenwärtig wird in Guatemala nur eine Weizenvarietät, der sogenannte Trigo criollo oder Trigo del pais (Landesweizen) gebaut, welcher ein kleines, unansehnliches graues, dem Roggen ähnliches Korn liefert, dessen Mehl aber sehr nahrhaft sein soll und von den Bäckern dem importirten Mehl vorgezogen wird. Die Aussaat geschieht je nach der Gegend im April und Mai, also zu Anfang der Regenzeit, die

Ernte fällt auf Ende October und Anfang November, also auf das Ende der Regenzeit. Der Ertrag ist aber unsicher, da unzeitige Regengüsse während des Abblühens oft die Befruchtung hindern und so gelegentlich jahrelang hintereinander Missernten verursachen, weshalb die Indianer vielfach keine besondere Freude mehr an dieser Cultur haben. Versuche mit californischem und chilenischem Weizen haben bisjetzt keine guten Resultate gegeben.

Entsprechend den Schwankungen des Ertrags variirt der Preis des Landesweizens zwischen 3—5½ Pesos per Fanega. Importirter Weizen kostet in Guatemala 4½—4¾ Pesos. Das aus dem Landesweizen gewonnene Mehl kostet 7¾—8 Pesos, das importirte Mehl 7—7½ Pesos.

In frühern Zeiten scheinen die Verhältnisse des Weizenbaues wesentlich andere gewesen zu sein als heutzutage. So gibt Thomas Gage aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts an, dass in den Llanos der heutigen Hauptstadt Guatemala, von San Lúcas und anderwärts, wo jetzt die Weizencultur fehlt, solcher gebaut worden sei, und zwar mit doppelter Aussaat und Ernte. Doch fehlte eben zu Gage's Zeiten dasjenige, was heute der Landesproduction so schwere Concurrenz macht, nämlich der Import von Chile und San Francisco, gänzlich, und zudem war unter dem damaligen Colonialsystem die Bewirthschaftung durch Sklaven und encomendirte Indianer sowie auch das Land weit billiger als heutzutage. Nach alledem scheint es, dass die gegenwärtigen Verhältnisse der Weizencultur in Guatemala sich noch nicht so bald eingreifend ändern werden, trotzdem der Mehlconsum langsam steigt und trotz der Einladung des Ministro de Hacienda an die Pflanzer, sich die Sache ernstlich zu überlegen.

Dagegen war der Mühlenbetrieb und Mehlhandel früher eine wahre Goldgrube in Guatemala. Heutzutage ist aber auch dem Mehlgeschäft viele Concurrenz erwachsen, namentlich haben sich einige deutsch-amerikanische Juden desselben

warm angenommen, sodass das Reichwerden dabei nicht mehr so schnell geht.

Nordwestlich vom Dorfe Tecpam steigt die Fahrstrasse auf eine Länge von zwei Leguas ununterbrochen in steilen Windungen auf den Kamm eines hohen Gebirgszugs auf welcher sich in nordwestlicher Richtung, ziemlich parallel der Küstencordillere gegen Totonicapam hin fortsetzt. Die Strasse folgt, beständig auf- und absteigend, dem Lauf dieses Kammes, und hält sich in einer durchschnittlichen Höhe von 7—9000 Fuss. Da dieser Gebirgskamm in die Region stärkster atmosphärischer Niederschläge und andauernder Bewölkung hinaufreicht, so sind auch in der trockenen Zeit Niederschläge durch Nebel und Regen hier nicht selten. Dem entsprechend hat es in dieser Region die Vegetation wieder zu eigentlicher Hochwaldbildung gebracht und zeigt mancherlei nur dieser Höhe eigenthümliche Baumformen, ferner myrtenähnliche Gebüsche und gelegentliches Dickicht von Carrizo, womit verschiedene den Bambusen nahestehende, stachelige Gräser landesüblich bezeichnet werden. Beeinflusst und theilweise beherrscht wird das Vegetationsbild von *Pinus*-Arten. In dem dicken Pelz von langen Laub- und Lebermoosen, welcher in dieser feuchten Atmosphäre die gefallenen Baumstämme überzieht, findet sich ausser eigenthümlichen Myriapoden auch ein alpiner Salamander, entsprechend unserm europäischen Alpensalamander.

In einer kleinen Einsattelung gelangt der Reisende an ein einsames, von einer Ladinofamilie bewohntes Haus, wo Milch, Eier und Tasajo [1] nebst Tortillas zu haben sind. Es eröffnet sich von hier ein Ausblick auf den malerischen See von Atitlan, weshalb der Ort von den Cakchiquel-Indianern Chichoy (am See) genannt wird.

---

[1] Tasajo ist in Riemen geschnittenes und an der Luft getrocknetes Fleisch.

Nachdem man ungefähr sieben Leguas von Tecpam weg zurückgelegt hat, tritt die Strasse in offeneres Land hinaus und fällt zu einer tiefen, von einem Bach durchströmten Einsattelung ab, um jenseits derselben aufs neue bergan zu steigen. Die Abhänge sind weithin mit der schon bei Tecpam erwähnten Grasart bewachsen, die mit ihren regelmässigen isolirt stehenden Büscheln der Landschaft eine seltsame Monotonie verleiht, welche nur durch einzelne dunkelgrüne Eichen und die Erlen- und Hollunderstauden längs des Baches unterbrochen wird. Da und dort deutet ein Rancho mit seiner kleinen Milpa (Maisfeld) auf menschliche Anwesenheit.

Wenn wir dann über meist offenes, mit buschartigen Nachtschattengewächsen, mit Hollunderbüschen und spärlichem Baumwuchs bestandenes Land eine weitere Legua zurückgelegt haben, erreichen wir unser Nachtquartier, die Ranchería de los Encuentros, oder mit ihrem indianischen Namen Chuchuben geheissen. Das einstöckige Haus, dessen weisse Mauern weit in die Runde sichtbar sind, erscheint dem Reisenden nach mehrstündigem Ritte durch die menschenleere Gebirgswildniss wie eine gastfreundliche Oase in der Wüste. Abgesehen von dem gastlichen Obdach, welches vom Besitzer des Hauses, einem Ladino, dem Reisenden gegen billige Entschädigung gewährt wird, ist das 2577 m hoch gelegene Chuchuben ein wichtiger Knotenpunkt, in welchem sich die Strassen von Tecpam nach Totonicapam und von Santa Cruz Quiché nach Sololá schneiden. Hier berührt sich auch das Gebiet der Cakchiquel-Indianer mit demjenigen der Quichés.

Die Umgegend von Chuchuben ist namentlich nach Norden, gegen das Gebiet der Quichés hin, meist entwaldet, theilweise mit Mais bepflanzt und mit vielen, in stundenweitem Umkreis zerstreuten Indianerhütten besetzt. Sie gibt eine gute Vorstellung von der Art und Weise, in welcher die Indianer zur Zeit der spanischen Eroberung im Lande wohnten. Trotzdem

nämlich Guatemala damals nach der übereinstimmenden Aussage der Chronisten stark bevölkert war, gab es dennoch nur wenige befestigte Städte, wo eine grössere Volksmenge eng zusammengedrängt wohnte. Solche Plätze waren die Hauptstädte Utatlan, Iximché, Zakulen, Mixco und andere mehr. Dieselben wurden *tinamit* genannt, was heutzutage der allgemeine indianische Ausdruck für Dorf und Stadt ist. Tinamit aber ist ein aus dem Mexicanischen herübergenommenes Wort und verdorben aus *tenamitl*, was ursprünglich die Stadtmauer bedeutet. Seine allgemeine Adoption in den Maya-Sprachen von Guatemala zur Bezeichnung der jetzigen indianischen Dörfer beweist, dass diese Anlage der Wohnstätten dem Wesen der Guatemala invadirenden Stämme ursprünglich fremd war. Der Quiché-Ausdruck für einen Complex zusammengehöriger Wohnungen und Familien ist *ama'k*. Es lagen aber, mit Ausnahme jener wenigen befestigten Städte, ursprünglich die zu einem Ama'k gehörigen Häuser und Häusergruppen über ein weites Areal zerstreut, das oft über eine Quadratstunde betragen konnte. Für diese Art der Anlage indianischer Ortschaften nun gibt Chuchuben jetzt noch eine vortreffliche Illustration, indem die dazugehörigen Hütten, jede mit ihrer anstossenden kleinen Milpa, weit über das breite Joch von Los Encuentros, namentlich gegen Chichicastenango hin, zerstreut liegen, da eine, dort ein paar andere. Nachdem jedoch die Spanier das Land unterjocht hatten, war den weltlichen, besonders aber den geistlichen Herren desselben daran gelegen, die zerstreut lebenden Indianer zu sammeln und in grössere Ortschaften, Pueblos, zu concentriren, in erster Linie zur leichtern Eintreibung der Kopfsteuer und wegen der Frondienste, in zweiter behufs geistlichen Unterrichts. Wie sehr aber das Zusammenleben in den Pueblos dem indianischen Wesen zuwider war, beweisen die vielen Beispiele, wo die Indianer heimlich aus den Pueblos entliefen, um wieder nach ihrer angestammten Weise im Monte

zu leben, und jene andern, wo sie die Missionen niederbrannten, die Mönche erschlugen und sich in die Wälder zerstreuten.

Die folgende Tagereise, von Los Encuentros nach Quezaltenango, ist bis nach Totonicapam ein beständiges Auf- und Niederklettern über die zahlreichen Kuppen des Gebirgskammes, bald durch hohen, dichten Gebirgswald, bald durch lichte Fichtengehölze, bald aber über offene, grasige Alpenweiden, wo Schafe und Ochsen gezüchtet werden. Das Gestein bildet in dieser Höhe lediglich ein massiger, meist dunkelgrau, aber auch röthlich und violett gefärbter Porphyr, stellenweise in eigenthümlicher Art in Platten und Scherben zerklüftet, welche das Bett der Strasse bedecken und diese Passagen zu den weniger angenehmen machen. Der höchste Punkt, über welchen die Strasse führt, ist eine mit niedrigen Fichten und Buschwerk bestandene Alpe, welche nach Dollfus und Montserrat 3169 m hoch liegt.

Endlich, nach mehrstündigem Ritt über die vielen, durch tiefe Einschnitte getrennten Kuppen, eröffnet sich die Aussicht in ein weites Thal, in welchem, hart an den Fuss des Gebirges angebaut, die Stadt Totonicapam gelegen ist. Sie macht mit ihrer regelmässigen Bauart der ins Geviert gebauten einstöckigen Häuser, in deren Höfe und Gärten wir vom Berge aus hineinsehen, sowie mit ihren weissen Kirchen einen nicht unfreundlichen Eindruck, der allerdings beträchtlich verliert, wenn man, die Fahrstrasse verlassend, nach langem, steilem Abstieg über eine bei nassem Wetter äusserst schlüpfrige Lehmhalde zwischen den Hollunderhecken der Vorstadt hindurch in die eigentliche Stadt hinabgelangt.

Totonicapam liegt in einer Meereshöhe von 2484 m. Es ist die Hauptstadt des gleichnamigen Departements und zählt circa 15000 [1] Einwohner, von denen der grösste Theil Quiché-

[1] Genau ist die Einwohnerzahl von Totonicapam sowie diejenige des ganzen Departements nicht bekannt, da die Indianer desselben sich der Durchführung der Volkszählung widersetzten.

Indianer sind, die hier noch viel Stolz und Unabhängigkeitssinn an den Tag legen. Die herrschende Sprache ist das Quiché und selbst die in Totonicapam wohnenden Ladinos sind gezwungen, sich im Verkehr mit den Indianern dieses Idioms zu bedienen, obwol viele Indianer Spanisch reden können. Die gutgebauten und mit Trinkwasser versehenen Häuser, sowie aller Grundbesitz sind, wie mir erzählt wurde, Eigenthum der Indianer und können von Ladinos nur gemiethet oder gepachtet werden. Wenn man zufällig an einem Festtage, z. B. am Tage des Stadtheiligen San Miguel, durch Totonicapam reist, wo Hunderte von Indianern festlich gekleidet die Stadt erfüllen, so hat man Gelegenheit, den kräftigen und schönen Menschenschlag dieser Gegend zu bewundern und sich gelegentlich von seinem leider oft genug durch Chicha und Aguardiente gesteigerten Selbstgefühl zu überzeugen. Eine derartige bunte Marktscene ist geeignet, den Reisenden die im spanisch-maurischen Landesstile erbauten Municipalgebäude vergessen zu lassen und ihn dritthalbhundert Jahre zurückzuversetzen in jene alte Zeit des Glanzes des Quiché-Reichs, zu welchem auch das Hochland von Totonicapam gehörte.

Das mexicanische Wort *Totonicapan*[1] (auch Totonicápa gesprochen) ist die wörtliche Uebersetzung des Quiché-Namens *Xe-me'ken-ya*, „am warmen Wasser“, welchen die Stadt von einigen warmen Quellen führt.

Von Totonicapam weg, wo drei Ladinaschwestern, die im Lande unter dem Sobriquet „las tres garzas“[2] bekannt sind, ein höchst mittelmässiges und unreinliches Hotel unterhalten, reitet man zunächst in eine breite Flussniederung hinab. Dieselbe bildet das Erosionsthal des Rio de las Aguas calientes, welches dieser in der trockenen Zeit un-

---

[1] Die officielle Schreibweise ist *Totonicapam.*

[2] Die drei Fischreiher.

bedeutende Wasserlauf in die kolossalen Schichten des lockern vulkanischen Auswurfsmaterials gewaschen hat, mit dem die weite Ebene erfüllt ist. Jenseits des Flusses erhebt sich der Weg über eine staubige Cuesta wieder auf das Niveau von Totonicapam und führt über leicht welliges, meist flaches Terrain, das hauptsächlich mit Mais bepflanzt ist, durch die Ortschaft Salcajá dem rechten Ufer des Rio Samalá entlang nach Quezaltenango, der Hauptstadt der Altos. Die ganze zwischen den beiden Städten Totonicapam und Quezaltenango gelegene Hochlandschaft war der Schauplatz der ersten Kämpfe der Spanier mit den Kriegsscharen der Quichés. Es ist offenes, dürftig bewachsenes Land; die Gipfel der Bergzüge, welche den Llano zu beiden Seiten umsäumen, sind kahl oder mit spärlichem Eichenwald bestanden. In der Thalsohle bilden lebende Hecken aus Sambucusbüschen und besonders aus einer grossen Agavenart, auf deren mit riesigen Stacheln bewehrten Blättern zahlreiche Exemplare des weissen *Bulimulus Ghiesbreghti Pfeiff.* herumkriechen, die hervorstechendsten Vegetationsformen. Das Land ist im ganzen öd und baumlos, nur in der Nähe der spärlichen Ranchos sind ein paar Fruchtbäume zu sehen.

Quezaltenango, die zweite Hauptstadt des Landes, liegt auf unebenem Terrain am Fusse der Vorberge des Vulkans Cerro Quemado in circa 2300 m Meereshöhe. Das Steinmaterial, aus dem die Stadt grösstentheils erbaut ist, wird aus Steinbrüchen am Abhang des Vulkans etwas über der Stadt genommen. Es ist ein eigenthümlich faserig-glasiger, von zahlreichen kleinen Höhlungen durchsetzter weisser, leichter Stein, der aus einer feldspatigen Grundmasse besteht und zahlreiche kleine schwarze Amphibolkrystalle einschliesst.

Entsprechend ihrem Charakter als zweite Hauptstadt von Guatemala besitzt Quezaltenango beinahe alles im kleinen, was in Guatemala in etwas grösserm Maassstabe vorhanden ist. Sie ist Sitz einer Universität, deren medicinische Facultät

jedoch noch während meiner Anwesenheit im Lande geschlossen wurde; sie besitzt ferner eine so namhafte Reihe von Schulen (Instituto nacional de niños, Colegio de señoritas, Colegio de niñas pobres, Colegio de indígenas, drei Elementarschulen, eine Ergänzungsschule für beide Geschlechter, Kleinkinderschule, Abendschule für Handwerker und Zeichenschule), dass von den circa 20000 Einwohnern der Stadt kaum einer ungebildet durchkommt, trotzdem die Hälfte davon Quiché-Indianer sind. Der Banco Internacional der Hauptstadt unterhält eine Filiale in Quezaltenango und in den letzten Jahren ist daselbst ein neues Bankinstitut unter dem Namen Banco de Occidente gegründet worden. Die von dieser Bank ausgegebenen Kassenscheine waren jedoch so äusserst roh gemacht, dass sie zur Fälschung förmlich einluden. Wirklich konnten ein paar Leute der Versuchung, ihr Nachahmungstalent an diesen Bankscheinen zu prüfen, nicht widerstehen und brachten für 40000 Pesos falsche Noten an den Mann. Bevor dieselben als gefälscht entdeckt wurden, hatten die beiden Männer das Weite gesucht.

In Quezaltenango wohnen viele Leute, welche Pflanzungen in der sogenannten „Costa“, das heisst dem Westabhang der Küstencordillere, besitzen. Ferner haben mit dem Rückgang des Handels in der Hauptstadt verschiedene ausländische Handelshäuser in Quezaltenango Filialen gegründet und machen sich auf diesem immerhin beschränkten Gebiet gegenseitig eine für den Consumenten erfreuliche Concurrenz. Die Industrie der „kleinen Leute“ besteht hauptsächlich in der Fabrikation wollener und baumwollener Zeuge, in Färberei, Gerberei und dergleichen.

Eine Specialität der Indianer von Quezaltenango und Totonicapam ist unter anderm die Herstellung der goldschimmernden Mäntel, der Federhüte und Masken, deren sich die Indianer bei ihren „Bailes“ oder Schauspielen und pantomimischen Tänzen bedienen. Diese Kleider, Mäntel und

Federhüte werden von den Indianern von Quezaltenango auf weite Strecken hin, gegen eine Entschädigung an Geld, an andere indianische Dörfer über die Festzeit ausgeliehen; so kostet z. B. das Leihen eines goldgestickten Mantels 5 Pesos. In alten Zeiten nun bestand ein grosser Theil des auf den Gewändern angebrachten Zieraths aus kunstvollen Federmosaiken, und die Kopfbüsche wurden, statt wie jetzt aus künstlich buntgefärbten Truthahnfedern, aus den prachtvollen Schwanzfedern des männlichen *Pharomacrus mocinna* Gray verfertigt. Noch zu Gage's Zeiten spielte verschiedenartiger Federschmuck eine grosse Rolle bei den Tänzen oder „bailes“ der Indianer. Mit dieser Industrie der Altos-Indianer, die für die „bailes“ nöthigen Kleidungen zu verfertigen und auszuleihen, steht, wie ich vermuthe, auch der Name Quezaltenango selbst in Verbindung. Das Wort ist mexicanisch und bedeutet „im Dorf der grünen Federn“ (von *quetzalli*, die grüne Feder, speciell die Schwanzfedern des schon erwähnten *Ph. mocinna*, von *tenamitl* und dem Ortssuffix *co*). Die gewöhnliche Uebersetzung „Ort der Quetzale“, womit die Vögel selbst gemeint sind, ist ungenau, denn erstlich bedeutet „quetzalli“ nicht den Vogel selbst[1], sondern nur dessen Federn, und zweitens kommt der Quetzal in der nächsten Umgebung von Quezaltenango nicht vor; es wäre also kein Grund dazu gewesen, die Stadt nach ihm zu benennen.

Der heutige Quiché-Name von Quezaltenango ist Xe-lahuh, was wörtlich „unter den zehn“ bedeutet. Nach der Ueberlieferung der spanischen Geschichtschreiber soll dieser Benennung der Umstand zu Grunde liegen, dass das alte Xe-lahuh, welches eine befestigte Stadt, eine oder zwei Leguas vom heutigen Quezaltenango entfernt, bildete, in zehn Reviere unter je einem Oberhaupte eingetheilt gewesen sei. Die Ver-

---

[1] Dieser heisst im Mexicanischen *quetzaltototl* „der Vogel mit den grünen Federn“.

einigung dieser zehn Häuptlinge hätte die Oberherrschaft über die umliegende Provinz geführt. Die ganze historische Topographie dieser Gegend bedarf jedoch sehr erneuter Richtigstellung.

Das Klima von Quezaltenango ist entsprechend der hohen Lage dieser Stadt ein ziemlich angenehmes, sogar in den Monaten des Norte, wo die Temperatur nachts auf den Gefrierpunkt sinkt. Auf diesen letztern Umstand gegründet, hat sich in dieser Gegend eine primitive Eisfabrikation entwickelt, indem flache Schalen voll Wasser über Nacht zum Gefrieren ausgesetzt werden. Die Eiskruste wird abgenommen, in Heu verpackt und von den Indianern in die Ortschaften der Tierra caliente hinabgetragen, wo sie mit Fruchtsäften zu Gefrorenem verarbeitet und als „Nieve“ verkauft wird.

Die Umgebung, deren kahles, unfreundliches Aussehen durch den südlich von der Stadt sich erhebenden zackigen Kraterrand des Cerro Quemado und die den Llano im Norden und Süden einsäumenden monotonen Bergzüge keineswegs gemildert wird, ist berühmt durch eine Reihe von warmen Mineralquellen, deren bekannteste die Bäder von Almolonga sind. Sie liegen eine Legua südöstlich von Quezaltenango in der Einsattelung zwischen den Gipfeln der Vulkane Zuñil und Santa Maria. Da sie Spuren von Chloralkalien zeigen, stehen sie in der mittelalterlichen Therapie der Eingeborenen gegen alle möglichen Gebrechen in hohem Ansehen.

Die Ladinos von Quezaltenango, auch die der sogenannten bessern Stände, tragen ein eigenthümliches physiognomisches Gepräge und sind wegen ihrer Médisance und Klatschsucht, sowie ihrer Falschheit und Verlogenheit weit und breit bekannt. Ein Zug von lauernder Unaufrichtigkeit zeichnet dieselben vor den weit harmlosern Bewohnern anderer Städte, wie Antigua, Retaluleu und selbst der Hauptstadt, unvortheilhaft aus. Trotzdem haben sich einige Fremde verschiedener Nationen, namentlich Franzosen und Deutsche, in

Quezaltenango niedergelassen und scheinen sich da wohl zu fühlen.

Von Quezaltenango führen verschiedene Wege nach dem Tiefland der Küstenebene.

Wählen wir zum Beispiel den kürzesten, nördlich vom Volcan de Santa Maria herumführenden Weg nach Retaluleu, so eröffnet sich, nachdem man den erwähnten Engpass erreicht hat, mit einem mal ein grossartiger Blick in die nordwestliche Tiefebene, ein anscheinend ununterbrochenes Urwaldgebiet, in welches sich die seitlichen Ausläufer und Kämme der Cordillere hinabsenken. Das Auge schweift frei bis hinauf an die Grenze von Soconusco und über die in blauem Dufte halb verhüllte Tiefebene hinaus auf den fernen Spiegel der Südsee, der die dunkeln Wälder vom Horizont trennt: bei hellem Wetter ein Bild von überwältigender Grossartigkeit durch das Kolossale seiner Dimensionen.

Die Distanz von Quezaltenango nach Retaluleu beträgt zwölf Leguas und bildet namentlich in der spätern Regenzeit durch die grosse Steilheit des Absturzes und den auf grosse Strecken hin lediglich aus einem Steingeröllbette, anderwärts wieder aus tiefem Schlamm und Lehm bestehenden Weg eine für Ross und Reiter mühselige Tagereise.

Mit dem Verlassen des Llano von Quezaltenango hat sich das Vegetationsbild geändert. Die Luft beginnt wärmer und merklich feucht zu werden; man fühlt, dass man sich der Tierra caliente nähert. Wo der Wald noch nicht der Axt der Ansiedler zum Opfer gefallen, treten hohe Bäume auf, von denen Lianen wie Seile herniederhängen. Um die gewaltigen Säulen der Stämme windet ein gefährlicher Schmarotzer, der Matapalo (Baumwürger) schlangenartig seine schenkeldicken Ranken; auf den riesigen Aesten und in den mit Mulm gefüllten Unebenheiten der Stämme wuchern zahllose Parasiten, Bromelien, Aroideen, Orchideen. Im niedern Gebüsch beherrschen langblätterige Heliconien, der sogenannte

„platanillo“, das Bild. Feuchte Stellen am Rande des Wegs sind mit zahllosen Farnkräutern von den kleinsten, zierlichen Formen der *Trichomanes*-Arten, bis zu den prächtigen, über mannshohen Baumfarn bewachsen, ein Reichthum vegetabilischer Bildung, der mit der Kahlheit und staubigen Dürre des Plateaus von Quezaltenango den grellsten Abstand bildet.

Der schlechte Weg, einer der schlechtesten, die ich in der Republik kennen lernte, fällt bald steil ab, bald führt er über kleine, meist bewohnte Terrassen oder durch Quebradas (kleine Schluchten), deren steile Flanken oft gepflastert sind, um den lockern Boden festzuhalten und den Reitthieren in der Regenzeit sichern Tritt zu gewähren. Trotz dieser schlechten Beschaffenheit ist der Verkehr auf dieser Strasse erheblich grösser als auf der Fahrstrasse von Quezaltenango nach Tecpam. Von Zeit zu Zeit ertönt der langgezogene Pfiff und der aufmunternde Ruf der Arrieros, die ihre Züge beladener Maulthiere langsam bergan geleiten. Sorgfältig suchen die Thiere, der Glocke des Leitpferdes folgend, die besten Stellen des steinigen Wegs, oft stillstehend, um Athem zu schöpfen, mit den langen Ohren beständig spielend, aufmerksam auf das kleinste Geräusch, auf jeden ungewohnten Gegenstand, dem sie auf weitem Umwege auszuweichen trachten. Von Zeit zu Zeit stossen sie eigenthümlich grunzende Töne aus, die den Lastmaulthieren eigen sind, und welche die zum Reiten verwendeten Thiere nicht haben. An einer besonders steilen Stelle ist die Strasse in dem weichen, vulkanischen Tuff zu einem tiefen Hohlweg ausgetreten und ausgewaschen, in welchem sich begegnende Reiter und Maulthierzüge nicht aneinander vorbeipassiren könnten. Die Arrieros pflegen daher durch Rufen die von oben kommenden Reisenden zu avertiren, den Pass frei zu halten, zwei der Leute stellen sich zu Seiten des Engpasses auf, und die Lastthiere werden einzeln durch die hohle Gasse hinaufgetrieben. Die seitwärts postirten Arrieros fassen das Gepäck des

jeweilen passirenden Thieres und suchen durch Heben desselben dem strauchelnden und rutschenden Thier den Aufstieg zu erleichtern. Viele Gegenstände, welche, wie Klaviere und Kästen, nicht auf Maulthierrücken transportirt werden können, werden von Indianern auf diesem Wege hinauf- und heruntergeschafft. Ebenso werden Kranke und häufig auch Frauen in Tragsesseln auf dem Rücken von Indianern auf dieser Strasse befördert. Ich habe niemals einem auf diese Weise beladenen Indianer begegnen können, wie er keuchend und mit prall gefüllten Hals- und Kopfvenen, jeden Muskel seines schweisstriefenden Körpers aufs äusserste angespannt, sich mit seiner Last diesen Weg hinaufarbeitete, ohne von tiefem Mitleid mit dieser zum Lastthier herabgewürdigten Rasse ergriffen zu werden. Die Indianer des niedern Volks waren an den harten Dienst des Tragens von Lasten schon in der vorspanischen Zeit gewöhnt gewesen, unter der spanischen Herrschaft aber hatten sie reichste Gelegenheit, sich darin zu vervollkommnen. Tausende sind infolge von Ueberbürdung unterwegs zu Grunde gegangen, und selbst die menschlichern Bestimmungen der Nuevas Leyes sind bei der Unbestimmtheit und Dehnbarkeit ihrer Begriffe den Indianern niemals ernstlich zugute gekommen. Ihr hartes Los blieb noch jahrhundertelang dasselbe. Worüber ich mich aber stets wunderte, war, dass selbst fremde Pflanzer es gegenüber diesem unglücklichen Volke zu einem hinlänglichen Grad von Fühllosigkeit gebracht haben, um ihre Indianer gelegentlich bis an die äusserste Grenze der menschlichen Kraft zu beladen und um den ärmlichen Lohn von drei Realen per Tag (1½ Mark) auf diesen Wegen bergauf und -ab zu jagen. Man klagt über die Verkommenheit dieses Volks, welches jahrhundertelang seinen Kopf zu nichts anderm als zum Lasttragen gebrauchen durfte; die Presse der Ladinos sieht in den Indianern das grösste Hemmniss für den geträumten „Progreso“ und „Desarrollo“ des Landes, und

spricht es offen aus, dass ihr Untergang ein Glück wäre; man wundert sich über die Gleichgültigkeit des Indianers gegenüber den „Segnungen der Civilisation“, und doch, was ist seit der Eroberung ernstlich für die Indianer gethan worden? Wenn diejenigen Pueblos, welche von der Berührung mit Fremden und Ladinos noch relativ frei geblieben sind, dem Andringen der „Civilisation“ alle in ihren Kräften stehenden Hindernisse in den Weg legen, wenn die Indianer bei der Volkszählung von 1880 zu Hunderten die Dörfer verliessen und in den unzugänglichen Monte flohen, wenn ganze Departemente sich der Durchführung des Census drohend widersetzten und ihn vereitelten, so ist dieser Widerstand im Interesse der Sache zu bedauern, aber er ist begreiflich. Die Indianer wissen aus der Erfahrung von Jahrhunderten, dass alles Interesse an ihrer Nationalität schliesslich immer auf irgendeine Bedrückung und Quälerei hinauslief. Wenn die Indianer der Pflanzungen und der Dörfer, welche dem zersetzenden Einflusse der Ladinos mehr ausgesetzt sind, jeden Anlass, Hochzeiten, Todesfälle und religiöse Feste benutzen, um sich bis zur vollständigen Sinnlosigkeit vollzusaufen, wer kann es ihnen im Ernste verargen, dass sie im Rausche Vergessenheit suchen für das instinctiv empfundene Elend, dem sie ihr Leben lang anheimgefallen sind? Wenn die Indianer nicht die moralische Kraft besitzen, dem verderblichen Einfluss des Trunkes zu widerstehen, wer ist dafür anzuklagen, als eine gewissenlose Regierung, welche um schnöden Gewinnes willen auf jede Weise versucht, die Moral der Indianer zu untergraben und den indianischen Pueblos die Schnapsbuden und Chicherias mit allen Mitteln zu octroyiren? Die Regierung zog aus dem Monopol der alkoholischen Getränke im Jahre 1882 die Summe von 1,266042 Pesos, was kann sie dafür, wenn die Indios brutos, diese „animales sin razon“, sich daran zu Tode trinken? Ohne Aguardiente und Chicha kann einmal der Indianer nicht leben; schon die

Mütter tauchen, selber halb betrunken, den Finger in die Aguardienteflasche und stecken ihn den Säuglingen in den Mund, damit sie sich bei Zeiten an diesen Genuss gewöhnen!

Der Abstieg über den Westabhang der Cordillere bis an den Fuss des Gebirges bewegt sich in einer Zone, welche mit der Alta Verapaz und dem Küstensaum der Bai von Honduras zu den regenreichsten Gegenden des Landes gehört. Abgesehen davon, dass selbst in der trockenen Jahreszeit Regengüsse hier nicht selten sind, dauert die eigentliche Regenzeit länger, die Nachmittagsregen setzen früher ein und hören später auf. Von 1000 m an abwärts treten wir in die Zone der tropischen Culturen ein, der Weg führt an Pflanzungen von Kaffee und von Zuckerrohr vorbei. Ueber die Terrasse von Patio bolas gelangen wir nach dem Dorfe San Felipe, welches durch die umliegenden Pflanzungen wichtig ist und bereits in flacherm Terrain liegt. Von San Felipe führt die Strasse, noch immer sich mässig senkend, zwischen tiefbeschatteten Kaffeepflanzungen und Rancherien hindurch, theilweise jedoch über offenes Buschland nach dem Ufer des reissenden Rio Samalá, den wir schon auf dem Llano von Quezaltenango getroffen haben und dessen trübe Fluten wir hier auf einer offenen Holzbrücke überschreiten. Wir sind nunmehr völlig in die Küstenebene eingetreten, in beträchtlicher Ferne hinter uns erhebt sich die blauzackige Wand der Cordillere, über welche wir heruntergekommen sind. Eine weitere Legua führt uns durch die von prächtigen hohen Waldbäumen überschatteten Cacaogärten und über das malerisch in einem Haine von Cocospalmen gelegene Indianerdorf San Sebastian nach unserm Reiseziel, dem Städtchen Retaluleu.

FÜNFTES KAPITEL.

Retalulen. — Faunula meines Wohnhauses. — Die wirthschaftlichen Verhältnisse dieser Gegend. — Die Kaffeecultur. — Das System der Vorschüsse (Habilitaciones). — Der indianische Feldarbeiter der Pflanzungen und sein Lebenslauf.

Die Villa von Retalulen, welche mit dem unmittelbar anstossenden Indianerdorf Santa Catarina etwa 4500 Einwohner zählt, ist der Hauptort des gleichnamigen Departements und gleichzeitig der commerziell wichtigste Platz des nordwestlichen Guatemala als Durchgangsstation für den in der Umgebung gebauten Kaffee auf seinem Wege nach dem Hafen von Champerico.

Ich kam im Juni 1880 in Retalulen an und miethete, da ich mich daselbst für unbestimmte Zeit niederzulassen gedachte, ein kleines, blos aus zwei kahlen Räumen bestehendes Häuschen für 25 Pesos per Monat. Da mein Mobiliar noch nicht von Quezaltenango angelangt war, lebte ich ein paar Wochen *en homme de la nature* in jener Primitivität, welche das Entzücken eines Jean Jacques Rousseau gebildet hätte. Ein mit aufgetrennten Kaffeesäcken überzogener Feldbettrahmen gab beim Mangel an Bettwäsche ein zwar rauhes, aber genügendes Lager ab, einige zusammengelegte Kaffeesäcke bildeten das ausnehmend harte Kopfkissen. Einige leere Kisten versahen Tisch und Stuhl. Als endlich mein Hausrath angekommen war, konnte ich mich häuslich ein-

richten. Anfangs ging die Geschichte ganz leidlich, als aber die Regenzeit stärker einzusetzen begann, machten sich in meiner Wohnung, der einzigen, die damals miethweise zu haben war, bald verschiedene Uebelstände bemerklich, namentlich infolge der gewaltigen Feuchtigkeit, von der man sich in Europa nicht leicht einen Begriff machen kann. Da ich von dem etwas defecten Ziegeldach nur durch eine unzulängliche, stellenweise fehlende Zimmerdecke von grobgeflochtenen Palmenmatten getrennt war, so pflegten die Nachmittagsregen an verschiedenen durchlässigen Stellen Traufen (goteras) zu mir zu bahnen, in mein Bett und auf mein Schreibzeug, bis ich durch geduldige Versuche die richtige Stellung beider zwischen den verschiedenen Goteras herausfand. Anfänglich hatte ich meinem Schlafzimmer durch Ausbreiten einer grossen Binsenmatte (petate), wie solche in der Tierra fria gebräuchlich sind, ein wohnlicheres Ansehen gegeben, jedoch erinnerte dieselbe bald durch ihren weissen Schimmelpelz dermaassen an den Reif des europäischen Spätherbstes, dass ich sie entfernen musste.

Sehr mannichfaltig gestaltete sich die Faunula meiner Behausung. Da die trüben Fluten, welche sich beim Aguacero, beladen mit allem möglichen Unrath, durch die Strassen des Städtchens wälzten, alle sich vor meinem an der Peripherie des Ortes liegenden Hause vereinigten, so lebte ich am spätern Nachmittage wie auf einer Insel, und konnte nur mit hohen Stulpenstiefeln angethan um 4 Uhr zum Essen zu meinem nächsten Nachbar, einem deutschen Apotheker, hinübergelangen, bei dem ich Pension hatte. In diesen Gewässern, von denen ein grosser Theil für den Rest der Regenzeit stagnirend vor meinem Hause liegen blieb, fand sich nun eine Sammlung verschiedenster schwanzloser Lurche, Frösche und Kröten zusammen, deren Zahl ich nach mässiger Berechnung auf etwa hundertundfunfzig veranschlagen muss. Der nächtliche Jubel dieser geselligen Thiere, die sich in dem trüb-

schlammigen Pfuhl urgemüthlich zu fühlen schienen, drang mir in Gestalt der verschiedenartigsten quakenden, glucksenden und grunzenden, dann wieder leis melancholisch klagenden Laute mit einer Unmittelbarkeit in die Ohren, der ich vergeblich durch hermetischen Verschluss derselben mittels Siegellack zu entgehen suchte. Im Hause selbst hatte ich allnächtlich mein Bett und seine Umgebung nach Skorpionen abzusuchen, von denen ich im Laufe meines Aufenthalts in diesem Hause eine nette Sammlung zusammenbrachte, die jetzt Eigenthum des schweizerischen Polytechnikums ist. Dank der Sorgfalt, die ich auf diesen Fang verwendete, bin ich nie gestochen worden. Die Thiere sind übrigens nicht so bösartig, wie man glauben sollte, und stechen nur, wenn sie gedrückt oder verletzt werden. Es sind wiederholt Skorpione auf mich herabgefallen, die ich, bevor ich sah, was es war, mit der Hand fasste, ohne dass sie mich stachen. Ausser der europäischen Wanderratte, welche die Bedachung meines Hauses bewohnte, und deren zahlreiche Exemplare zur Nachtzeit mit fabelhafter Schnelligkeit über meine Zimmerdecke galopirten, walzten und traversirten, ist dann noch als ständiger Schlafkameraden einer Suite von Fledermäusen zu gedenken. Diese Thiere pflegten sich nächtlicherweile pfeifend im dunkeln Zimmer herumzujagen. Ausserdem dass sie ihre Excremente ohne Wahl auf Bücher, Papier, Bettwäsche in Gestalt blutrother Flecke niederfallen liessen, hatten sie die widerwärtige Gewohnheit, sich während meines Schlafs längere Zeit flatternd dicht vor meinem Gesichte aufzuhalten, bis ich über den leisen Flügelschlag erwachte. Oft machte ich ergrimmt Licht und begann mit dem Insektennetz die Treibjagd auf die lästigen Flatterthiere. Indem ich, nicht ohne Mühe, zunächst ein paar kleine Exemplare fing und lebend in eine Schachtel sperrte, gelang es in der Regel, auch der grössern habhaft zu werden, da diese, um ihre Jungen besorgt, ängstlich und ohne Scheu

die Schachtel umflogen. So rührend mir unter andern Umständen die Aelternliebe dieser kleinen Quälgeister geschienen hätte, überwog doch das Rachegefühl, und die Thiere wanderten unbarmherzig ins Spiritusglas. Im Anfange meines Aufenthalts wurde ich gelegentlich durch ein eigenthümliches plumpsendes und klatschendes Geräusch auf dem Ziegelboden meines Hauses geweckt, wenn ich mit dem Licht nachsah, fand ich ein paar erkleckliche Kröten, welche, schwerfällig im Zimmer herumhüpfend, mit ihren breiten Bäuchen jenes Klatschen verursacht hatten. Ein paar prompt applicirte Fusstritte beförderten dieselben hoch im Bogen ins Freie. So einfach diese Operation scheint, erfordert sie doch Methode, da sonst diese Kröten ihrem ceremonielosen Hauswirth einen Strahl ätzender Flüssigkeit ins Gesicht spritzen, der jämmerlich schmerzt, wenn er in die Augen kommt. Schnelligkeit, und die Vorsicht, die Thiere nie von hinten anzugreifen, sichern vor dem Begossenwerden.

Retaluleu liegt 215 m ü. M. und gehört also vollständig der Tierra caliente an. Fortgesetzte Temperaturbeobachtungen fehlen leider, doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich die Durchschnittstemperatur des Jahres auf 28—29° C. veranschlage. Die Bauart des Dorfes ist die stereotype für diese Gegenden. Im Centrum steht die niedrige, massive Kirche, auf dem freien Platz vor derselben, der sogenannten Plaza, wird der tägliche Lebensmittelmarkt abgehalten. Die Plaza ist umsäumt von einem Rechteck gemauerter und mit Kalk beworfener einstöckiger Häuser, die mit Hohlziegeldächern versehen sind und die Elite der Bürgerschaft beherbergen. In einer Ecke der Plaza steht das zweistöckige Gemeindehaus (Cabildo), das gleichzeitig als Cuartel (Kaserne der Platzgarnison) und Gefängniss dient. Die Strassen von Retaluleu schneiden sich rechtwinkelig, die hauptsächlichste davon ist die Calle real, die ein vorsintfluthliches Pflaster aufweist, und an welcher ebenfalls noch bessere Häuser des

beschriebenen Stils stehen; ausserhalb dieses Complexes hört die Pflasterung, mit Ausnahme von ein paar Brückenaufgängen, auf, und es beginnt das Gebiet der „Sitios“. Es sind dies kleine Parzellen Landes, meist mit lebender Hecke umsäumt, innerhalb deren die Ranchos der Indianer und ärmern Ladinos stehen. Von einem erhöhten Punkte aus gesehen gewähren diese in malerischer Regellosigkeit in einem wahren Hain von Cocospalmen eingelagerten Ranchos, umgeben von ihren Bananenstauden, von Tamarinden, Aguacate- und Mangobäumen einen idyllischen Anblick, dessen Reiz selbst durch die nähere Bekanntschaft mit dem Orte und seinen Bewohnern kaum vermindert wird. Die anderthalb Jahre, die ich in Retaluleu zubrachte, sind in der That trotz mancher Beschwerde die schönste Zeit meines Aufenthalts in Guatemala gewesen, und jetzt noch, nachdem die wechselnden Bilder mehrerer Jahre an der Seele vorübergezogen sind, kann ich nicht ohne eine Art Heimweh an jenen Aufenthalt zurückdenken. Freilich ist seither in jenem fernen Erdenwinkel manches anders geworden.

Der Name Retaluleu oder nach der officiellen Schreibweise Retalhuleu entstammt der Quiché-Sprache und bedeutet Landmarke (von: *r-etal* das Zeichen und *uléu* Erde, das h ist lediglich eine Concession an die Regeln der spanischen Orthographie). Die Ortschaft ist jedenfalls sehr alt; ich vermuthe, dass es eine der Colonien war, welche die Quiché-Könige in die Tierra caliente vorgeschoben hatten, um den Cacao und die Baumwolle für den Bedarf der Hochländer zu bauen.

In der frühern Abgeschiedenheit dieser Gegend und ihrer Entfernung von den grössern Handelscentren des Landes, namentlich in der Zeit, wo noch kein Kaffee gepflanzt wurde und wo Champerico noch nicht Hafenort war, lebten die Leute von Retaluleu, namentlich die bemittelten Grundbesitzer, ein wahrhaft paradiesisches Leben, von dem sie mir oft mit einer

gewissen Wehmuth erzählt haben. In jener glücklichen Epoche producirten sie selbst, was sie brauchten, Land, Lebensunterhalt und Arbeitskräfte waren billig. Sie züchteten Vieh, pflanzten Cacao und Zuckerrohr, ihr Hauptwohlstand aber bestand in der Salzgewinnung, welche sie in primitiver Weise in den Strandsalinen der nur zehn Leguas entfernten Meeresküste betrieben. Unter den Bürgern herrschte eine für Guatemala ganz ungewöhnliche Eintracht, welche zunächst zurückzuführen ist auf ihre politische Lauheit und Gleichgültigkeit. Es steht dieselbe in grellem Gegensatz zu jener Leidenschaftlichkeit, welche sonst den weitaus grössten Theil der Ladino-Bevölkerung von Mittelamerika in politischen Dingen beseelt und jene zahllosen Bürgerkriege anfachte, welche die Republiken Centralamerikas seit der Losreissung von Spanien fast ohne Unterlass zerfleischten. Oft genug stand in denselben der Sohn dem Vater, der Bruder dem Bruder mit den Waffen in der Hand gegenüber.

Die Idylle von Retaluleu wurde nur gelegentlich durch die Indianer des nahen Dorfes San Sebastian etwas unterbrochen, welche, durch den Schutz Carrera's frech geworden, gelegentlich förmliche Raubzüge gegen die wenig zahlreiche Ladino-Bevölkerung von Retaluleu unternahmen, die sich aber in rasch organisirter Bürgerwehr siegreich vertheidigte. Bei einer solchen Gelegenheit griffen die Indianer ein paar Reisende, die von Quezaltenango herunterkamen, auf, sperrten sie in einen Rancho und steckten denselben in Brand. Die Gefangenen wurden bei ihren Fluchtversuchen in die Flammen zurückgeworfen und kamen darin um. Solche Vorfälle entsprangen offenbar der Hoffnung der Indianer, alle Ladinos und Weissen auszurotten und wieder Herren des Landes zu werden, eine Hoffnung, die heute noch halb traumhaft in ihnen fortlebt.

Als dann die Cacaopflanzungen in der nächsten Umgebung von Retaluleu in Cafetales umgeschaffen wurden, als

auch an den Abhängen der Cordillere in der Costa Cuca und Costa Grande die Wälder niedergeschlagen und ausgedehnte Kaffeepflanzungen angelegt wurden, als fremde Kaufleute in der Gegend sich niederliessen, um sie mit den Erzeugnissen der europäischen Civilisation gegen hundert und noch mehr Procente Vergütung zu beglücken, da begann die alte Idylle viel einzubüssen. Die unruhigen Fremden steckten die Bewohner mit ihren Bedürfnissen und ihrer Gewinnsucht an, eine früher nicht gekannte Regsamkeit kam in die apathischen, behäbigen Ladino-Pflanzer und Salineros des kleinen Ortes. Der producirte Kaffee verlangte Absatzwege nach aussen, es wurde daher die Fahrstrasse nach der Küste von Champerico, theilweise mitten durch Wald und Sumpf, angelegt. Einige der Bürger von Retaluleu schafften Ochsenkarren an und trieben mit diesen während der Kaffeesaison, also während der trockenen Monate, ein einträgliches Transportgeschäft, bei dem ihnen lediglich die Rolle der Kapitalisten zufiel, die effectiv zu leistende Arbeit sich jedoch gänzlich zwischen die Zugochsen und deren Treiber (Carreteros) vertheilte. Einige der unternehmendern Köpfe versuchten sich auch selbst im Anbau des Kaffees, waren aber, mangels Verbindung mit den überseeischen Plätzen, gezwungen, auf directen Export zu verzichten und ihr Product an die fremden Kaufleute, meistens Deutsche, zu verkaufen, die natürlich bei der geringen Concurrenz in der Lage waren, die Differenz zwischen Ankaufs- und Verkaufspreis zu einer möglichst gewinnbringenden zu machen. Damals war Guatemala noch nicht so stark von ausländischen Geschäftshäusern überschwemmt wie heutzutage, und die paar in Retaluleu etablirten Kaufleute hatten gute Zeiten, da sie den Import und Export für das ganze weite Küstengebiet des nordwestlichen Guatemala, bis hinauf nach Quezaltenango und San Marcos, und hinüber in das mexicanische Soconusco ausschliesslich in ihren Händen hatten. Sie importirten die

mannichfaltigen, für den Pflanzungsbetrieb nothwendigen Eisenwaaren, Machetes, Azadones, Aexte, sowie die endlose Reihe der europäischen Manufacturen, für welche das Bedürfniss bisher den Bewohnern von Retaluleu gefehlt hatte. Sie kauften den Kautschuk auf, der auf bald mehr, bald weniger rechtliche Weise von den Indianern und Ladinos in den weiten Wäldern der Costa Grande und namentlich Soconuscos gesammelt wurde. Sie kauften zu Spottpreisen die Rinderhäute der Vieh-Haciendas sowie die Rehfelle der indianischen Jäger für den Export zusammen. Mit all diesen Dingen, und mit dem Hauptproduct, dem Kaffee, gewannen die Geschäftshäuser in Retaluleu, welche in der Regel nur Filialen von Häusern in der Hauptstadt waren, in kurzer Zeit Summen, welche den Vorstellungen, die man gewöhnlich vom Geldverdienen in den Tropen hat, grossentheils auch entsprachen. Der leichte Gewinn jedoch verleitete die Leute bald zum Grossthun, zu leichtfertiger Speculation, zu Unordentlichkeit in der Buchführung und zur Verschwendung. Die Folgen davon blieben nicht aus. Die grössten Häuser krachten noch viel schneller zusammen, als sie emporgekommen waren, und als ich nach Retaluleu kam, repräsentirten der dortige kaufmännische Umsatz und die realisirten Gewinne kaum noch den Schatten dessen, was in früherer Zeit hier umgesetzt und gewonnen wurde, da mittlerweile auch die einheimische Concurrenz und diejenige anderer Plätze, namentlich Quezaltenangos, ebenfalls erheblich gewachsen war. Und weil zudem die Bevölkerungen von Europa und Nordamerika mit dem besten Willen nicht ausschliesslich centralamerikanischen Kaffee trinken konnten, und da nicht nur in Guatemala, sondern auch in andern amerikanischen Ländern, namentlich in Brasilien, die Kaffeeproduction in einer Weise stieg, welche den Rückgang derselben in Ostindien weit überholte, so war ein stetiges Sinken der Preise die Folge. Gegenwärtig ist der Durchschnittspreis der europäischen Märkte für Guatemala-

kaffee mit Ausnahme der allerbesten Sorten um mehr als ein Drittheil des Werthes gesunken, den er zur Zeit meiner Ankunft noch hatte. Die guten Zeiten waren und sind vorüber und es ist keine Aussicht vorhanden, dass sich die Verhältnisse für den Producenten wieder dauernd auf die frühere Höhe erheben werden. Dem anhaltenden Tiefstand der Kaffeepreise auf den europäischen und amerikanischen Märkten folgte naturgemäss ein Sinken des Grundwerthes auf dem Fusse. Nun waren aber die Pflanzungen (fincas), gross und klein, wie Pilze aus der Erde geschossen. Jeder sich einigermaassen respectirende Bürger von Retaluleu musste seine Finca oder wenigstens Finquita haben. Die entlassenen Angestellten zusammengekrachter Kaufmannshäuser, meistens junge Deutsche, liefen in der Regel in den Wald hinaus, um mit dem Credit, den sie merkwürdigerweise in Bremen und in Hamburg nur allzu bereitwillig fanden, zu irgendwelchen Preisen irgendwo ein Stück Land zu kaufen und mit Kaffee zu bepflanzen. Es konnte auf die Länge nicht ausbleiben, dass die Entwerthung des Bodens und seines Products namentlich die kleinen, mit fremdem Gelde arbeitenden Leute arg mitnahm und ihnen reihenweise die Hälse brach. Einige der einheimischen kleinen Pflanzer halfen sich gelegentlich damit, dass sie nicht nur den zu erwartenden Kaffee gegen Baarvorschüsse jeweilen an die Grossexporteure verkauften, sondern mitunter in ihrer Noth und Bedrängniss denselben Kaffee an verschiedene Leute losschlugen, eine Spitzbüberei, die natürlicherweise die Galgenfrist nur um ein Geringes verlängerte. Verschiedene der fremden Pflanzer, von denen nur ein kleiner Theil irgendwelche landwirthschaftliche Kenntnisse besass, viele aber ohne Kenntniss des Bodens und seiner Eigenthümlichkeiten, des Products und seiner Behandlung drauflos wirthschafteten, suchten sich durch gewagte Speculationen, Kaffeekäufe und dergleichen zu helfen. Durch allerlei Humbug wurden die transatlantischen Gläubiger hingehalten.

und ihr Geld, zum grossen Theile auf Nimmerwiedersehen, in den Boden der verschwiegenen Wälder der Costa Grande hinabgewirthschaftet, bis das luftige Kartenhaus eben doch zusammenbrach.

Es wäre unbillig und der Wahrheit nicht entsprechend, wollte ich verschweigen, dass diesen leichtfertigen Gesellen eine ganze Reihe von ehrenwerthen einheimischen und fremden Pflanzern gegenübersteht, welche mit der harten Arbeit langer Jahre und unter mannichfacher Entbehrung die schwierigen Zeiten ausgehalten haben und trotz derselben durch Tüchtigkeit und Sparsamkeit bei verhältnissmässig geringen Mitteln vorwärts gekommen sind.

Der Kaffeebaum kommt in der Niederung von Retalhuleu und in ähnlichen Gegenden unter 2000 Fuss nur fort, wenn ihm durch grosse Laubbäume der nöthige Schatten gegeben wird. Seine besten Culturbedingungen findet er in einer Höhe von 2500—4000 Fuss, wo er frei an der Sonne gepflanzt werden kann. Die Anlage einer Kaffeepflanzung geschieht mit geringer örtlicher Verschiedenheit in Guatemala in folgender Weise.

Nachdem ein Stück Boden vom Wald gelichtet und von Unkraut gehörig gesäubert ist, wird zunächst zur Gewinnung von Setzlingen geschritten, wenn man nicht vorzieht, dieselben von auswärts zu kaufen. In ersterm Fall wählt man die schönsten, noch in ihrer unversehrten papierartigen Umhüllungshaut befindlichen Bohnen, die man in Reihen nahe zusammensteckt. Diese Pflanzbeete, die sogenannten Almacigueras, müssen natürlich je nach Bedürfniss bewässert und je nach der Oertlichkeit vor zu starker Einwirkung der Platzregen und der Sonne durch eine leichte Bedachung geschützt werden. Haben die Setzlinge so weit getrieben, dass sie ein Kreuz bilden, das heisst, ausser dem Mittelschoss noch vier Seitenschosse aufweisen, so sind sie zur Verpflanzung geeignet. Sie werden entweder mit der umgebenden Erde (en pilon) oder mit der nackten Wurzel (en escoba) sorgfältig

ausgehoben und in regelmässigen Abständen von zwei Varas in Löcher verpflanzt, welche in einer drittel oder halben Vara Tiefe hierfür bereit gemacht wurden. In einigen Gegenden werden sie schon zwei oder drei Monate nach dem Stecken der Bohnen ausgenommen und in gedeckte Pflanzbeete gebracht, was „cuartear" heisst, wo sie bis zur definitiven Versetzung bleiben, die erfolgt, wenn die Pflänzchen eine Höhe von sieben oder acht Zoll erreicht haben. Das Stecken der Bohnen und die Verpflanzung der Setzlinge geschieht jeweilen im Juni. Je nach Lage und Bodenverhältnissen beginnen die Bäumchen im dritten oder vierten Jahre den ersten Ertrag zu geben, und tragen alsdann eine lange Zeit, zwanzig, dreissig und noch mehr Jahre lang fort. Im Tieflande geben sie, wenn sie der Sonne ausgesetzt gelassen werden, sechs Jahre lang eine reichliche Ernte, hernach aber gehen sie zu Grunde, weshalb sie, wie schon bemerkt, in parkähnlichen Schattenanlagen gepflanzt werden. Die Erträgnisse der einzelnen Bäumchen sind je nach den Jahren und dem Alter wechselnd, in einzelnen Jahren stark, von 5 Pfund an aufwärts, in gewöhnlichen Jahren 1—5 Pfund. Die grössten und ertragreichsten Bäume sah ich in einem Kaffeegarten in Coban, wo mir Herr Sarg erzählte, dass dieselben gelegentlich bis zu 25 Pfund trügen. Unter normalen Verhältnissen blühen die sämmtlichen Bäume einer Pflanzung gleichzeitig ab, und liefern auch ziemlich gleichzeitig die Ernte, nur an der obern Vegetationsgrenze des Kaffees, in der wolkenreichsten Zone des Westabhangs der Cordillere in 4—5000 Fuss Höhe, blühen und tragen die einzelnen Bäume zu verschiedenen Zeiten, was natürlich die Ernte viel mühseliger und umständlicher macht.

Im ganzen ist der Kaffeebaum in Guatemala, namentlich unterhalb seiner obern Vegetationsgrenze, wenigen Gefahren ausgesetzt, und lässt daher eine relativ sichere Ertragsberechnung zu. Es ist dies in erster Linie dem gleichmässigen Klima der von ihm bevorzugten Zone, dann aber auch

dem Fehlen wichtiger Feinde zuzuschreiben. Von letztern geht der gefährlichste, die Wanderheuschrecke, den Kaffeebaum nicht an. In der Nähe von Antigua habe ich auf der Pflanzung Capetillo gelegentlich massenhaftes Auftreten von Schildläusen bemerkt, die Blüten fielen jedesmal ab, bevor die Frucht ansetzte. Streckenweise, besonders in einigen Pflanzungen des obern Cholhuitz, habe ich einen eigenthümlichen ausgiebigen Blätterfall der sonst immergrünen Kaffeebäume gesehen, sodass die besenartig-kahlen, mit den unbedeckten Fruchtbeeren und einigen spärlichen Blättern behangenen Aeste einen geradezu winterlichen Anblick boten, ohne dass dieser Blattfall dem Ertrag erheblichen Abbruch thun soll. Auf einer Pflanzung desselben Bezirks zeigten mir die Besitzer einzelne vierjährige Bäume, deren obere Aeste in eigenthümlicher Weise wie verwelkt aussahen, indem die Blätter senkrecht herabhingen, als ob sie den gewöhnlichen Turgor verloren hätten. Da ich eine Wurzelerkrankung durch Insektenfrass vermuthete, rissen wir ein paar der Bäumchen aus und ich fand bei sorgfältiger Untersuchung die Bastschicht der Stämmchen am Boden und etwas unter demselben hinab von zahlreichen Mückenlarven minirt, von denen ich jedoch nicht sicher war, ob sie die alleinige Krankheitsursache darstellten. Glücklicherweise hat sich das Uebel nicht ausgedehnt.

Die Langwierigkeit des Zuwartens auf den ersten Ertrag macht es für den fremden Pflanzer zu einem nicht erspriesslichen Geschäft, sich seine Pflanzung selber ganz aus dem Walde herauszuhauen. Er kauft dabei allerdings sein Land viel billiger, verliert jedoch nicht nur drei volle Jahre mit blossem Zuwarten und Instandhalten, sondern hat auch eine Menge anderer Dinge zu thun, die sich bei späterm Verkauf nicht wieder bezahlt machen, so die Anlage von Wegen und dergleichen. Es herrscht übrigens auf den nordwestlichen Pflanzungen die Sitte, dass die zur Pflanzung gehörigen

Indianer jeden Sonntag Vormittag zwei Stunden ohne Bezahlung an Wegen arbeiten müssen. Der ausländische Pflanzer thut daher im allgemeinen besser, je nach seinen Mitteln eine Pflanzung zu kaufen, wo diese ersten Anlagen, theilweise wenigstens, schon gemacht sind und wo ein Stück Land bereits mit Kaffee bepflanzt ist, der einen ersten Ertrag in nähere Aussicht stellt. Die Bodenpreise sind natürlicherweise von sehr vielen primären und secundären Umständen abhängig, weshalb sich eine allgemeine Norm dafür nicht aufstellen lässt. Zunächst kommt die Qualität des Bodens, der für Kaffee eine tiefe Schicht lockerer, nicht lehmiger und nicht nasser Humuserde aufweisen muss, die Höhenzone, die Ausdehnung der bereits vorhandenen Anpflanzungen und deren Alter in Betracht, aber es ist dem Käufer sehr ans Herz zu legen, auch die secundären Umstände wohl ins Auge zu fassen, vor allem die Leichtigkeit der Communicationswege. Wo die Wege durch tiefe, fast unwegsame Barrancas nach dem Tiefland führen, wo tiefe und reissende, brückenlose Flüsse zu passiren sind, wird die Landfracht natürlich ungemein vertheuert, abgesehen davon, dass das Product Gefahr läuft, beschädigt, namentlich durchnässt zu werden. Ebenso wird für den spätern Grossbetrieb der Pflanzung das Heraufschaffen von Maschinentheilen und dergleichen so kostspielig, dass auf eine billige Erzeugung des Products auch bei billigem Ankauf des Landes nicht mehr zu zählen ist.

Ist nun die Zeit der Ernte, die gewöhnlich auf das Ende der Regenzeit fällt, herangekommen, so zieht alles, Männer und Weiber, in die Plantagen, um die rothen, kirschähnlichen Beeren zu pflücken. Bei den übermannshohen buschigen Bäumen älterer Pflanzungen hat man hierzu kleine Leitern. Der also frisch gepflückte Kaffee heisst Kirschenkaffee (café en cereza) und stellt eine Beere von Grösse, Form und Farbe einer rothen Kirsche dar, die in ihrem Innern, im Centrum des weichen, schleimigen, süsslich schmecken-

den Fleisches (pulpa) zwei Bohnen, welche mit ihren flachen Seiten aneinanderliegen, enthält. Der Kaffee hat nun bis zu seiner Fertigstellung als exportfähiges Product verschiedene Manipulationen zu durchlaufen. Zunächst muss er von seiner Pulpe befreit und getrocknet werden; er stellt alsdann den sogenannten Pergamentkaffee dar (café en pergamino), bei dem die Bohne zwar einzeln und vom Fleische frei, aber in eine dünne, papierartige, gelblichweisse Haut eingeschlossen erscheint. Eine weitere Procedur befreit ihn auch von dieser und liefert den sogenannten Goldkaffee (café en oro), der aus der nackten, graugrünlichen Bohne, welcher höchstens noch kleine Fetzchen eines silberglänzenden Häutchens fest anhängen, besteht. Derselbe wird auf die Patios gebracht und in dünne Schichten zum Trocknen ausgebreitet. Diese Patios sind flache, etwas geneigte, sorgfältig cementirte Trockenböden vor dem Herrenhause oder den Oekonomiegebäuden. Das Trocknen mittels rotirender Cylinder in Trockenmaschinen (secadoras) hat sich bisjetzt keiner allgemeinen Verwendung zu erfreuen. Nachdem der Kaffee auf die eine oder andere Weise gründlich getrocknet ist, wird er nach Grösse und Qualität der Bohne gesondert und liefert die verschiedenen im Handel üblichen Sorten. Die ganze Technologie dieser Proceduren hier darzustellen, liegt ausserhalb des in diesem Buche verfolgten Zweckes. Ich will blos erwähnen, dass kleinere Pflanzungen dieselben eben auf primitivere Weise vornehmen müssen, indem in hölzernen Stampfen oder mit grossen im Kreise laufenden Rädern, die an den Enden einer queren, von Ochsen getriebenen Achse senkrecht stehend angebracht sind, der Kaffee von seinen Hüllen befreit wird, während das Sortiren mit der Hand geschieht. Grosse Pflanzungen jedoch haben für jede einzelne Manipulation besondere Maschinen. Auch das Sortiren wird maschinenmässig besorgt durch rotirende Cylinder aus längslaufenden Drahtstäben, die in den verschiedenen Abtheilungen des Cy-

linders verschieden weit voneinander gestellt sind. Die Bohnen fallen je nach ihrer Grösse und Form bereits sortirt heraus, nach Analogie der Einrichtung für die Mahlproducte. Viele kleine, besonders einheimische Pflanzer, die für die Verarbeitung ihres Products nicht eingerichtet sind, verkaufen ihren Kaffee bereits en cereza. Als vorzüglichster Kaffee gilt der sogenannte caracolillo (Schneckenkaffee). Es ist dies die als Perlkaffee im Handel bekannte Sorte, wo die Kirsche nur eine einzige Bohne enthielt, die daher eiförmig und an beiden Polen abgerundet erscheint.

Der spanische Centner Kaffee kommt, exportfähig auf der Pflanzung hergestellt, dem Pflanzer durchschnittlich auf 7 Pesos zu stehen, woran sich dann noch eine Reihe von Thalern für Landfracht nach dem Hafen, Exportzoll und Seefracht anschliessen, bis der Kaffee in Europa anlangt. Die Erzeugungskosten sind im Verhältniss zum gegenwärtigen Durchschnittswerth des Kaffees und zum Preis des Geldes in Guatemala, dessen üblicher Zinsfuss mindestens 12% per Jahr beträgt, zu hoch. Ein alter einheimischer Pflanzer, der lange Jahre als Verbannter in Costa-Rica gelebt hatte, sagte mir, dass dort im Beginn des Kaffeebaues der Centner Kaffee zu 6 Pesos, und dennoch gewinnbringend verkauft worden sei, ein Ding der Unmöglichkeit in Guatemala. Allerdings hat seit jener Zeit auch in Costa-Rica die Sachlage sich geändert.

Die hauptsächlichsten Districte des Landes, in welchen Kaffee gegenwärtig gepflanzt wird, sind in erster Linie die schon erwähnten hügeligen und terrassenförmigen Abhänge der westlichen Abdachung der Cordillere in der sogenannten Boca Costa der Departements Retaluleu, Suchitepequez, Chimaltenango und Escuintla. Ferner die Thäler von Antigua, wo namentlich in Dueñas ein Kaffee von bemerkenswerther Güte wächst, von Amatitlan und Petapa, und endlich die Umgegend von Coban und San Cristóbal in der Alta Verapaz. Das ganze übrige, weitaus grössere Areal des Landes fällt für

die Kaffeecultur beinahe ausser Betracht. Es wird ausschliesslich die gewöhnliche *Coffea arabica L.* gepflanzt. Die Versuche im Kleinen, welche mit der *Coffea liberica*, dem sogenannten Liberiakaffee gemacht wurden, der grössere Blätter und Früchte trägt und sich namentlich für den Anbau in der Tierra caliente eignen sollte, haben keine ermuthigenden Resultate ergeben. Ich sah davon noch einen einzigen Baum in Retaluleu.

Die Kaffeeausfuhr betrug im Jahr 1882 folgende Mengen:

Ueber San José	117326	Quintales
Champerico	176370	
Livingston	19576	
	313272	Quintales,

welche an Bord einen Durchschnittswerth von 10 Centavos pro Pfund repräsentiren.

Die Feldarbeit auf den Pflanzungen Westguatemalas wird bisjetzt beinahe ausschliesslich durch Indianer verrichtet, welche zum Grundbesitzer in einem Abhängigkeitsverhältniss stehen, das in mancher Beziehung schlechter ist als die wirkliche Sklaverei, welcher es de facto vollkommen gleichkommt. Auf den Pflanzungen des nordwestlichen Guatemala gibt es „Indios rancheros“, das heisst solche Indianer, welche mit ihren Familien ständig auf der Pflanzung wohnen, und andererseits solche, die sich nur auf Zeit verdingen, eine Art flottirender Bevölkerung während der Zeit der grössten Arbeit, namentlich der Kaffeeernte. Die Indios rancheros theilen sich wieder in solche, welche vom Besitzer der Pflanzung Geldvorschüsse erhalten haben, und in solche, welche nichts schulden. Das Princip der Geldvorschüsse, der sogenannten Habilitacion, ist allgemein üblich, da ein Indianer, der seinem Patron Geld schuldet, demselben laut Gesetz so lange zur Arbeit verpflichtet bleibt, bis er die geschuldete Summe abverdient hat, das heisst in den meisten Fällen lebenslänglich. Dieses System der Habilitacion gibt den Indianer vollkommen

in die Hand seines Gläubigers. Reisst der Indio, wie es häufig vorkommt, aus, um auf einer fremden Pflanzung sich gegen Geldvorschüsse ebenfalls zu verdingen, oder um mit ein paar Flaschen Aguardiente sich im geliebten Monte ein paar vergnügte Tage zu machen, so hat der Patron das Recht, denselben auf jede Weise mit Gewalt zurückzubringen, und die Alcaldes der indianischen Dörfer haben stricten Befehl, den Pflanzern beim Aufsuchen solcher Flüchtlinge behülflich zu sein. Kleinere Pflanzer besorgen das Aufsuchen ihrer Mozos[1] selbst, grosse Pflanzer hingegen, welche mit mehrern hundert Indianern arbeiten, und Tausende von Thalern in deren Habilitaciones stecken haben, besolden hierfür einen eigenen Angestellten, dessen Aufgabe es ist, oft tagelang Barranca auf, Barranca ab im Lande herumzureiten und in den entlegenen Aldeas und Pueblos auf die Verschwundenen zu fahnden.

Will ein Indianer auf einer andern Pflanzung Dienste nehmen, so hat er von seinem neuen Herrn die Summe, die er seinem bisherigen Patron schuldet, zu erheben und dem letztern zu erlegen, er wird also vom neuen Herrn dem alten abgekauft. Die Höhe des Credits, der einem Indianer von seinem Patron gewährt wird, richtet sich nach seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften, nach seinem Fleiss, seiner Leistungsfähigkeit, seinem Verhältniss zum Alkohol, in jedem Falle aber ist die Creditsumme gänzlich irrelevant im Vergleich zum Durchschnittspreis eines Sklaven, wie er z. B. früher in den Vereinigten Staaten üblich war. Trotzdem nun grössere Pflanzungen auf diese Weise beträchtliche Summen in ihren Mozos stecken haben, so sind selbst diese Summen gering im Vergleich zu dem mindestens zehn- bis zwanzigfachen Werth, den dieselben Indianer als gekaufte Sklaven repräsentiren würden. Es legt daher der Pflanzer auf den

[1] Dies ist der in Guatemala übliche Name für die indianischen Tagelöhner jeder Art.

einzelnen Indianer lange nicht den Werth, den derselbe als theuer bezahlter Sklave für ihn besässe. Im Krankheitsfalle oder bei Verletzungen wird sich der Pflanzer zunächst fragen, ob er durch den Tod des Mozo nicht geringern Schaden leide als durch neue Auslagen bei unsicherm Erfolg auf Wiederherstellung. Er wird daher geneigt sein, dem kranken Indianer nur nach Verhältniss des Geldwerthes, den er für ihn repräsentirt, Pflege angedeihen zu lassen. So wird nach den hartherzigen Principien der Selbstsucht und dem brutalen Recht des Stärkern, die nun einmal in der Welt dergleichen Verhältnisse regieren, die Stellung des Pflanzers zu seinen Mozos eine viel kältere, härtere und brutalere, als es der Fall wäre, wenn diese Republikaner auch de nomine seine Sklaven wären. Die Kunst der ökonomischen Führung einer Pflanzung besteht bei diesem System, welches lediglich auf den unwissenden Leichtsinn der Indianer gegründet ist, darin, in diesen Vorschüssen richtig Maass zu halten, erstlich den Einzelnen nach seinem Werthe richtig zu taxiren, nicht zu üppig im Vorschiessen von Geld zu sein, andererseits aber auch hinlänglich liberal zu bleiben, um gut arbeitende Mozos immer in irgendeinem Schuldverhältniss zu erhalten. Dass bei den jeweiligen Abrechnungen auf gewissen Pflanzungen Betrügereien an den unwissenden Indianern vorkommen, die den Betrag ihrer Schuld ja nur im Gedächtniss haben und im Rechnen bei weitem nicht mehr so stark sind, als sie es bei Ankunft der Spanier waren, habe ich selbst gesehen. Der schuldende Mozo muss sich ausserdem von dem gewöhnlichen Tagelohn, der drei Reales beträgt, ein Drittheil abziehen lassen, erhält also nur zwei Reales, der dritte Real wird auf Rechnung des Vorschusses zurückbehalten. In der Regel aber werden neue Vorschüsse nöthig, bevor die alten abverdient sind, da der Mozo, der schuldenfrei mit einem Tagelohn von drei Realen nicht haushalten konnte, es mit zwei Realen natürlich noch viel weniger kann.

Dies ist das gegenwärtige System, wie es sich zwischen Arbeitgeber und Arbeiter im Laufe der Zeit in einem grossen Theile des Landes herausgebildet hat. Wir werden später noch ein anderes kennen lernen, welches gegenwärtig auf die Verapaz beschränkt scheint, früher aber nach den Schilderungen von Thomas Gage allgemein verbreitet war.

Sehen wir uns nun den Pflanzungsindianer selber näher an, so finden wir in seiner gegenwärtigen Wesenheit einige Entschuldigungsgründe für das System der Habilitacion, und besonders auch für die Stellung, die der Pflanzer dabei einnimmt.

In seinem alltäglichen Leben, in Wohnung, Kleidung und Nahrung ist der Indianer äusserst genügsam. Seine Wohnung ist die leichte aus senkrechten Rohr- oder Holzstäben gefügte, luftige, mit Stroh, Palmblättern oder andern, je nach der Gegend wechselnden Material gedeckte Hütte, der „Rancho“ par excellence. Häufig lassen die Pflanzer diese Ranchos in Form langgestreckter luftiger Bauten aufführen, welche durch Rohr- oder Holzstabverschläge in verschiedene Abtheilungen wie in Käfige getrennt sind, von denen je eine einer indianischen Familie zum Aufenthalt dient. Vom Standpunkt der Moral sind diese durchsichtigen Phalansterien nicht zu empfehlen. Das Mobiliar ist äusserst einfach. In einer Ecke steht das primitive Bett, aus dicht nebeneinandergelegten, auf ein vierbeiniges Gestell befestigten Rohrstäben bestehend, worauf der Indianer mit seinem Weibe schläft. Aehnliche Apparate und eine Hängematte dienen für grössere Kinder und Säuglinge. Auf dem festgetretenen Fussboden der Hütte liegen drei grosse Steine (Tenamaste), welche den Kochherd bilden, daneben steht der Metate (Maismahlstein), bei dem die Frau des Indianers einen grossen Theil ihrer Zeit zubringt, um die zur Ernährung der Familie nothwendige tägliche Ration von Mais zu mahlen. Das Küchengeschirr besteht aus dem Comal, einem grossen flachen irdenen Teller,



RANCHERIA EINER PFLANZUNG IN DEN VORBERGEN DER COSTA GRANDE.

S. 90.



worauf die Maisfladen (Tortillas) geröstet werden; ferner aus einigen Ollas oder Kochhäfen, Guacales oder halbirten Kürbisschalen und ein paar Jícaras oder den länglichen Fruchtschalen des Calebassenbaumes (Crescentia), die zum Trinken dienen.

An Kleidern besitzt der gewöhnliche Pflanzungsindianer in der Regel ein einziges Gewand, welches häufig mehr Loch als Zusammenhang ist. Er trägt dasselbe bei Regen und Sonnenschein und lässt es, falls er durchnässt worden, häufig genug auf dem Leibe trocknen. Nur besser situirte Leute besitzen für festliche Anlässe oder zum Wechseln noch ein paar bessere Kleidungsstücke. Am schlimmsten ist die Garderobe der Ranchero-Kinder bestellt, die häufig nur aus ein paar formlosen, überaus schmierigen Fetzen besteht. Wäre dies anders, so würden die Europäer etwas theurern Kaffee trinken.

Das Leben auf der Pflanzung ist ein sehr einförmiges. Morgens früh ertönt bei noch dunkler, thautriefender Nacht die Signalglocke vom Herrenhause her und bald sieht man den hellen Schein des Herdfeuers durch die Rohrwände der Ranchos blinken. Zunächst sind es die indianischen Frauen, deren Tagewerk mit dem Mahlen des Maises beginnt, der nachts zuvor etwas mit Kalkwasser aufgekocht und darin stehen gelassen wurde. Damit werden zu dem frugalen Morgenimbis die Tortillas bereitet, welche bei den Mahlzeiten die Löffel versehen, während die Gabel durch die fünf Finger ersetzt wird. Als flüssige Nahrungsmittel dienen der Pozol (vom mexicanischen *poçolli*, eine Abkochung von geröstetem Maismehl), und der sogenannte macho, eine Art ungezuckerter Chocolade mit Zusatz von Pfeffer. Gegen Tagesanbruch erheben sich auch die Männer und begeben sich um 6 Uhr unter Anführung der Caporales (Aufseher) an die Arbeit nach den verschiedenen Gegenden der Pflanzung. Ein grosser Theil der Zeit wird auf denjenigen Kaffeepflanzungen, welche

die erste Anlage bereits hinter sich haben, mit der Limpia, das heisst der Reinigung der Pflanzungen vom Unkraut, zugebracht. Bei der unbeschreiblichen Raschheit, mit welcher kriechende und kletternde Pflanzen verschiedener Art den Boden zwischen den Reihen der Kaffeebäume und die Bäume selbst überziehen, hat dieses Reinigen mehrmals im Jahre sorgfältig zu geschehen. Das hierfür gebrauchte Werkzeug ist das Machete, ein langes, nach vorn allmählich breit werdendes und über den Rücken aufgebogenes, mit kurzer Spitze endendes Messer, welches in dem convexen und breitesten Theil seiner Klinge die Hauptkraft vereinigt. Dieses zwei Fuss lange Instrument wird mit der rechten Hand fast horizontal und nahe am Boden geführt, um die Pflanzen an der Wurzel zu kappen, während die linke mit einem hölzernen Haken das zu kappende Unkraut lüftet, das abgeschlagene zusammenrafft. Das Machete ist das Hauptwerkzeug und der unzertrennliche Begleiter des Indianers und selbst die niedern Ladinos tragen für alle Wechselfälle des Land- und Waldlebens ein langes Messer im Gürtel, von dem in der Regel ein ganz harmloser Gebrauch gemacht wird, obwol es gelegentlich im Raufhandel als gefährliche Waffe dient. Das Machete ist übrigens trotz seines über das ganze spanische Amerika verbreiteten Gebrauchs ein importirtes Werkzeug, und das Wort Machete selbst stammt nicht etwa aus dem Mexicanischen oder einer andern Indianersprache, sondern wurde von der spanischen Sprache aus dem Baskischen herübergenommen.[1]

Um 10 oder 11 Uhr wird gefrühstückt und dann weiter gearbeitet bis 5 oder $5^1/_2$ Uhr abends, nach welcher Zeit der Indianer für den Rest des Tages sich selber angehört.

---

[1] Machete, baskisch *machatea*, bedeutet nach Larramendi's Diccionario trilingüe (1745) dasjenige, welches durch Schneiden und Verkleinern dünner macht, von *che chetu* schneiden und *mea* dünn.

nachdem er sich erst noch beim Hauptverlesen gestellt hat, wo das von jedem Einzelnen verrichtete Tagewerk durch den Caporal, der in der Regel ein Ladino ist und häufig den Dolmetscher zwischen Indianer und Patron spielen muss, zum Eintrag in die Bücher angegeben wird. Am Samstag jeder Woche, auf vielen Pflanzungen jede zweite Woche, ist Zahltag und wird mit den Indianern abgerechnet. Sonn- und Festtage sind mit Ausnahme der schon erwähnten Arbeit an den Wegen frei. Ausserdem erhält auf vielen Pflanzungen jeder Indianer eine gewisse Zeit im Jahre Urlaub, um seine Milpa zu bestellen, falls nicht die Pflanzung ihm den nöthigen Mais verkauft.

Die von den Indianern zu leistende Arbeit ist im ganzen, nachdem einmal die Bäume ausgerodet und der Boden gereinigt ist, keine sehr beschwerliche und bleibt das durchschnittliche Arbeitsmaass hinter demjenigen weisser Feldarbeiter jedenfalls erheblich zurück. Wenn wir indess billig sein wollen, so dürfen wir dies nicht, wie man gewöhnlich thut, einfach mit angeborener Faulheit und Arbeitsunlust erklären wollen. Denn erstlich müssen wir das Klima in Betracht ziehen, das mit seiner feuchten, geringen Schwankungen unterworfenen Wärme dem Körper weit weniger Spannkraft gestattet, als unsere Breiten. Ferner ist der indianische Menschenschlag Guatemalas zu jeglicher anhaltenden Arbeit, die nicht mit dem Nacken oder den Beinmuskeln gethan werden kann, entschieden schwächer, als europäische Landarbeiter oder als Neger. Drittens endlich ist die Ernährung des Indianers eine dem Klima zwar angepasste und durch die Jahrhunderte ihres Gebrauchs als zweckmässig sanctionirt, aber eben doch für anhaltende Anstrengung ungenügend. Fleisch isst er selten, ausnahmsweise etwa ein Stück Tasajo und blos an Festtagen Schweinefleisch. Seine Hauptnahrung bilden wie vor alters der Mais, der ihm unsere Cerealien ersetzt, und die Frijoles, die mit ihrem hohen Stickstoffgehalt

ihm unser Fleisch vertreten. Sein gewöhnliches Getränk ist Wasser, seine Hauptstimulantien sind ausser Kaffee die Aguardiente und die Chicha, beide dem Pflanzungsindianer in der Regel nur bei festlichen Gelegenheiten zugänglich.

So ärmlich die Lebensverhältnisse des Pflanzungsindianers sind und so wenig Aussicht er für gewöhnlich hat, sich aus denselben je herauszuarbeiten, so sind sie, soweit es Kaffeepflanzungen anbetrifft, doch in vieler Beziehung rosige zu nennen im Vergleich zu denjenigen, in welchen ein grosser Theil des europäischen Proletariats lebt. Eine gewöhnlich mässige Arbeit in einem schönen und nicht ungesunden Klima, wo er an Heizung seiner Wohnung, an ausgiebige Bekleidung seiner selbst und seiner Familie nicht zu denken braucht, eine sichere, wenn auch armselige Existenz für sich und seine Familie sind Dinge, um die ihn der Tagelöhner mancher europäischen Gegend beneiden dürfte. Fallirt sein Patron, so wird der Indianer in statu quo seiner Schulden vom Nachfolger übernommen; sollte die Pflanzung zeitweise ohne Herrn bleiben, so bepackt er sich und seine Frau mit der geringen Habe und wandert auf eine benachbarte Pflanzung, wo er bei dem durchschnittlichen Mangel an Arbeitskräften fast sicher ist, eine ähnliche Stellung wieder zu erhalten.

Wenn trotz dieser sorgenfreien Existenz der Indianer der Pflanzungen, der typische Indio ranchero von allen Indianern, die ich kennen lernte, auf der niedrigsten Stufe steht, und gegenüber dem frei in den Pueblos lebenden, der sich höchstens auf Zeit verdingt, einen traurigen, degenerirten Tropf darstellt, so liegt die Schuld grossentheils an ihm selbst, oder richtiger an den Verhältnissen, die ihn zu dem gemacht haben, was er gegenwärtig ist. Die grossen Anlässe in seinem Leben sind seine Heirath, die Geburten seiner Kinder, deren Todesfälle und die zahlreichen religiösen Feste. Er heirathet durchschnittlich früh und lässt sich in der Regel,

im Gegensatz zum niedern Ladino, der die wilde Ehe vorzieht, kirchlich trauen. Die Trauung sowie das Hochzeitsfest, das mit einer Schnapsorgie und totaler Trunkenheit sämmtlicher Gäste endigt, kostet ihm, auch wenn er die Frau gratis bekommt, eine Summe Geldes, die ihn tief ins Schuldbuch seines Patrons bringt, und welche an seinem Tagesverdienst von drei Reales abzubrechen schon deswegen ein Ding der Unmöglichkeit ist, weil er das Jahr über hinlänglich Anlass zu neuen Ausgaben hat, wo er gelegentlich in einem Tage mehr Geld in Thalern ausgibt, falls er sie hat, als er in einer Woche an Realen verdient. Die indianischen Frauen sind sehr fruchtbar, an Kindern ist da kein Mangel, und die Ranchos weisen bald eine ganze Orgel nackter oder halbnackter, in Fetzen von Lumpen gehüllter, schmuzstarrender Kinder auf, die sich eines Minimums von Pflege seitens ihrer Aeltern zu erfreuen haben und den grössten Theil ihrer ersten Jahre mit den Hausthieren um die Wette sich im Schmuze um die Ranchos herumtrollen, sobald sie laufen können und von den Müttern nicht mehr auf dem Rücken getragen werden. Dieses unordentliche Leben, die unzweckmässige Nahrung, die mangelhafte Bekleidung und die unrichtige Behandlung in Krankheitsfällen bringt daher eine verhältnissmässig grosse Kindersterblichkeit zuwege, wodurch ein grosser Theil der geborenen Kinder vor der Reife wieder zu Grunde geht. Der Tod eines Kindes ist aber, falls er vor seinem siebenten Lebensjahr erfolgt, ein Anlass zu einem Freudenfest, da damit, wol seitens der Indianer höchst unklar, die Vorstellung verbunden wird, dass die noch schuldlose Seele des christlich getauften Kindes mit Umgehung des Fegefeuers direct in den Himmel eingehe und zum Engel werde. Dieser ethische Gedanke findet beim Indio ranchero in einer tüchtigen Sauferei seinen concreten Ausdruck. Sterben aber die Kinder ungetauft, so kommen sie nach der Vorstellung der Indianer in einen dunkeln Raum, den die Indianer

der Verapaz „imbo“ nennen, und den Gott extra für solche ungetaufte Ankömmlinge besitzt.

Auch die Sterblichkeit der Erwachsenen ist nicht unbedeutend. Viele erliegen der Malaria-Cachexie, die sie zwar nicht in den höhern Kaffeedistricten, sondern anderwärts acquirirt haben; andere gehen an Lungenkrankheiten zu Grunde, da Erkältungen bei diesen Leuten, die in der Regenzeit stundenlang im Regen oder im regen- und thautriefenden Gebüsch arbeiten müssen und zu Hause in den zugigen Ranchos kein Zeug zum Wechseln haben, sondern sich entweder ausziehen oder ihre Kleider am Leibe trocknen lassen müssen, sehr gewöhnlich sind. Darmkrankheiten, Ruhr und chronische Diarrhöe reduciren ebenfalls die durchschnittliche Lebensdauer des Ranchero beträchtlich. Kommt noch eine Seuche über das Land, wie während des letzten Jahres meines Aufenthalts die Pocken, so steigt die Sterblichkeitsziffer auf eine erschreckende Höhe.

Die Pflanzer, welche ärztliche Hülfe nur von weither und mit grossen Kosten beibringen könnten, halten kleine Hausapotheken, aus denen sie die Kranken ihrer Pflanzung mit Arzneien versehen. Die jeweilig platzgreifende Behandlung ist bei dem gänzlichen Mangel irgendwelcher Sachkenntniss natürlich eine äusserst rohe und häufig genug verhängnissvolle, übrigens ziemlich stereotype, indem die Cur in der Regel mit einem Vomitivo (Brechmittel von 1 Gramm Ipecacuanhapulver) begonnen wird, das oft mehrmals wiederholt wird. Tritt, wie häufig, keine Besserung, sondern eine Verschlimmerung ein, so wird zur Purga, einem Laxans von 1—2 Unzen Ricinusöl geschritten, das ebenfalls nach anscheinendem Bedürfniss wiederholt wird. Lebt der Kranke dann immer noch und klagt er etwa über Calenturas (Fieber), so werden allenfalls Chininpillen administrirt und die Cur mit einem Schluck Schnaps unterstützt. Bessert sich der Zustand nicht, so wird der Kranke, an dem ganz natürlicher-

weise auch die indianische Volksmedicin ihre Schablone durchgearbeitet hat, entweder noch anderweitig bis zu seinem seligen Ende maltraitirt oder er wird Leguas weit ins nächste Hospital abgeschoben. Ich hatte als Spitalarzt von Retalulеu Gelegenheit, solche Kranke von den Pflanzungen zu sehen und zu behandeln.

Dies ist der ungefähre Lebenslauf des Pflanzungsindianers, der natürlich je nach Art der Pflanzung und ihrer Administration günstigere oder ungünstigere Modificationen erleidet. Von Correctionsmitteln sind zu nennen das Auspeitschen auf der Pflanzung, was nur mit stillem Einverständniss des Jefe político straflos durchzuführen ist, das Auspeitschenlassen durch die Obrigkeit und das Einschliessen in den Cepo, der noch auf jeder grössern Pflanzung zu finden ist, wenn man danach fragt.

Der Cepo ist ein schwerer Querbalken von 5—6 Varas Länge, in dessen Oberfläche etwa 5 Paar halbkreisförmiger Rinnen eingekerbt sind. Auf diesem Balken ruht ein zweiter, an dessen Unterfläche ebenfalls Rinnenpaare angebracht sind, welche sich mit den untern zu kreisförmigen Löchern ergänzen. Der obere Balken ist am einen Ende durch ein Charnier mit dem untern verbunden, das andere Ende wird beim Gebrauch aufgehoben, die Beine des Inculpaten über den Knöcheln in ein Rinnenpaar gelegt und hierauf der obere Balken an den untern festgeschlossen. Da die Querbalken, welche die Löcher tragen, auf untergelegte Holzklötze in der Weise aufgelegt sind, dass die Reihe der Löcher in etwa 80 cm Höhe über dem Boden sich befindet, so ist der Festgeschlossene gezwungen, mit erhobenen Unterschenkeln viele Stunden und selbst tagelang flach auf dem Rücken zu liegen, was eine starke und bei Betrunkenen sogar gefährliche Congestion nach dem Kopfe verursacht.

Beim Auspeitschen, das mit einer ledernen Polkatze vollzogen wird, wird der zu Strafende mit erhobenen Händen

an einen Pfeiler (la picota) befestigt und bekommt je nach der Schwere der Schuld 25 und noch mehr Hiebe aufgezählt. Der indianische Volkswitz nennt die 25 Hiebe „una arroba (Gewicht von 25 Pfund) en la picota“.

Obwol Misbräuche in der Handhabung dieser Strafmittel natürlich nicht ausgeschlossen sind, braucht man dabei doch nicht gleich an die Rührscenen von „Onkel Tom's Hütte“ zu denken. An der Ehre ist der Indianer der Pflanzungen nur ausnahmsweise zu fassen, und doch bedarf eine grosse Hacienda, auf welcher Hunderte von indianischen Familien leben, durchaus einer strammen Disciplin und der nothwendigen Mittel zur Handhabung derselben. Hätte man in Europa, statt sich einem falschen Humanitätsdusel hinzugeben, auch bei grossen Kindern die Ruthe fleissiger gebraucht und würde die gerichtliche Medicin nicht in einseitiger Weise dem gemeingefährlichen Verbrecher als willensunfreiem Geisteskranken Asylrecht und Immunität zu verschaffen suchen, so würde vielleicht jetzt manches Todesurtheil weniger zu unterzeichnen sein.

Schlimmer als die Indianer der Kaffeeplantagen sind diejenigen der Zuckerpflanzungen gestellt, da diese in der Regel in tiefern, heissern und feuchtern, von Malariafiebern mehr heimgesuchten Districten liegen. Noch ungesunder ist das Leben in den Strandsalinen, in welchen nicht nur die einfache intermittirende Malaria, sondern auch perniciöse Fieberformen endemisch sind und jährlich eine Menge Opfer fordern.

Was die „Stellung der Frau“ des Pflanzungsindianers anbetrifft, so participirt dieselbe an der Stellung ihres Mannes. Wie dieser gegenüber dem Indio der Pueblos ein degenerirtes, zerlumptes, geistig hoffnungsloses Individuum darstellt, so ist auch seine Frau unordentlicher, schmuziger und zerlumpter in ihrem Aufzug, als die Frauen der Dörfer. Das Prügeln der Frau seitens des Mannes ist besonders im Affect der Trunkenheit ein häufiges Vorkommniss; glücklicherweise

nehmen die Frauen dasselbe nicht tragisch und üben gelegentlich reichliche Wiedervergeltung nicht nur mit einer wahren Sündflut aller Schimpfwörter, deren das indianisch-spanische Vocabular fähig ist, sondern auch thätlich. Um die eheliche Treue der beiden Gatten ist es auf den Pflanzungen häufig genug schlecht bestellt, Fälle von Ehebruch, von Bigamie, von Tausch der Frauen, von Entlaufen und Entführung sind nicht selten. Alle diese Dinge kommen übrigens auch in einigen Pueblos vor, während wieder andere durch ihre Sittenstrenge berühmt sind.

Wenn ich den bisher geschilderten Indianer der Pflanzungen als Charakter unter den unabhängigen Bewohner der Dörfer stelle, so weiss ich wohl, dass die Pflanzer, die ihn lediglich nach seinem Arbeitswerthe beurtheilen, vielleicht nicht meiner Ansicht sind. Ich begreife, dass sie den lenksamen, stupiden, mit Leib und Seele verkauften Ranchero dem unabhängigen, widerspenstigen, in seinen Leistungen häufig unzuverlässigen Dorfindianer, der harte Behandlung nicht verträgt, vorziehen müssen. Es ist in einigen Dörfern der Altos und anderer hochgelegenen Gegenden, wo der Boden nur einen kärglichen Unterhalt gewährt, Sitte, dass sich eine Anzahl Indianer zu einer Cuadrilla zusammenthun und unter einem Anführer für einige Zeit, Wochen oder Monate auf die Pflanzungen hinabgehen, um sich für eine bestimmte Summe auf Zeit zu verdingen. Nachdem sie diese Summe abverdient haben, kehren sie in die Heimat zurück. Wie es nun unter diesen Dorfindianern Leute gibt, welche bei guter Behandlung gewissenhaft und fleissig ihren Vorschuss abarbeiten, so gibt es auch ordentliche und nicht so sehr verkommene Rancheros, was ich hiermit ausdrücklich hervorheben will, aber sie bilden die Ausnahmen und nicht die Regel.

SECHSTES KAPITEL.

Die Cacaocultur. — Das Zuckerrohr und die Branntweinbrennerei. — Der Indigo von Guatemala. — Die Cocospalme. — Die Baumwolle. — Der Reis.

Von den übrigen Culturen tropischer Pflanzen ist aus der Umgebung von Retaluleu in erster Linie der Cacao zu nennen, der in früherer Zeit in weit grösserer Ausdehnung cultivirt wurde als heutzutage, wo die Production dem Landesconsum so wenig Genüge leistet, dass der durchschnittliche Marktpreis immer noch sehr hoch ist, nämlich 50 Centavos ($2^1/_2$ Frs.) per Pfund. Es wird daher noch eine geringe Quantität von Cacao aus Guayaquil importirt, während der jährliche Export aus Guatemala kaum mehr als 150 Centner beträgt, da der Cacao im Ausland nach Abzug aller Spesen keinen nennenswerth höhern Preis macht als im Lande selbst.

Der Anbau des Cacaostrauches (*Theobroma Cacao L.*) liegt sozusagen ausschliesslich in den Händen einheimischer Landwirthe, theils der Ladinos, theils aber der Indianer, während die ausländische Speculation diese Cultur gänzlich verlassen hat. Die Gründe für letztere Thatsache liegen hauptsächlich darin, dass der Cacaostrauch, der nur in den heissesten, feuchten und daher auch ungesunden Niederungen im Schatten hoher Bäume gut gedeiht, sechs Jahre braucht, um ertragsfähig zu werden, also das Doppelte des Kaffees.

und dass er eben gegenwärtig vom Export ausgeschlossen ist. Das nordwestliche Guatemala und die angrenzende mexicanische Provinz Soconusco lieferten zur Zeit der spanischen Regierung den besten Cacao, der nicht in den Handel kam, sondern ausschliesslich für den spanischen Hof bestimmt war.

Die Art des Anbaus, wie sie in der Tierra caliente der Departements Suchitepequez und Retalulen üblich ist, ist die folgende: Es werden erst in besondern Zuchtbeeten (almacigueras), gewöhnlich im Mai, Bohnen zur Gewinnung von Setzlingen gepflanzt. Diese Zuchtbeete müssen tief beschattet und reichlich bewässert sein. Wenn die jungen Bäumchen, die *mohenes* genannt werden, ein Jahr alt sind, werden sie mit der die Wurzel umschliessenden Erde (en pilon) ausgehoben und versetzt, indem man sie in den Schatten hoher Bäume, welche zu diesem Ende in parkähnlichen Anlagen nach Entfernung des Unterholzes stehen gelassen werden, in grossen Abständen überpflanzt. Da die Bäume stark durch parasitische Pflanzen, von denen ich namentlich Bromeliaceen sah, zu leiden haben, müssen sie jährlich viermal von denselben gereinigt werden, wie denn auch der Boden mehrmals jährlich vom Unkraut befreit werden muss. In 5 bis 6 Jahren beginnt der Baum zu tragen, sorgfältige Behandlung in günstiger Lage vermag sogar schon im vierten Jahre einen kleinen Ertrag zu erzielen. Der Baum setzt das ganze Jahr über Früchte an, jedoch am reichlichsten in den Monaten Januar, Mai und August, welche deshalb als Erntezeiten bezeichnet werden. Die qualitativ beste Ernte ist diejenige im August, welche den Stammcacao (de tronco) liefert.

Die Ernte und die weitere Verarbeitung des Cacao ist sehr einfach. Aus den kleinen, kurzstieligen unscheinbaren Blüten, die eigenthümlicherweise nicht in besondern Blütenständen, sondern einzeln oder in kleinen Gruppen irgendwo aus der Rinde der Zweige, am Stamme, selbst aus den ober-

flächlich liegenden Wurzeln herauskommen, entwickeln sich die gurkenähnlichen, gelbrothen Früchte, in deren weichem, weissem Fleisch die haselnussgrossen Cacaobohnen eingebettet sind. Die Früchte werden bei der Ernte gepflückt, mit der Hand etwas aufgerissen und auf einen Haufen gelegt, um während 24 Stunden zu fermentiren. Nachher werden sie 6 oder 8 Tage lang an der Sonne gedörrt und nachts zugedeckt, um sie vor Thau und Regen zu schützen. Dann werden die einzelnen Bohnen herausgelesen und leicht geröstet, um von der dünnen Schale, in der sie wie Mandelkerne liegen, befreit zu werden.

Das weiche Mark der ganzen Frucht ist zuckerhaltig und kann durch alkoholische Gärung eine Art süssen Weines aus demselben gewonnen werden. In frischem Zustande wird das Mark zur Herstellung kühlender Getränke benutzt.

Bei der in Guatemala gebräuchlichen Zubereitungsweise der Chocolade werden die Cacaobohnen auf dem Maismahlstein (Metate), unter welchem ein gelindes Kohlenfeuer unterhalten wird, gemahlen, bis sie mit dem darin enthaltenen Oele, der Cacaobutter, eine halbflüssige Masse darstellen. Hierauf wird noch die nöthige Quantität Zucker und häufig auch Zimmt dazu gemahlen. Ist die Masse feinkörnig genug, dann werden mit der Hand kleine Kuchen daraus geballt, die man an der Luft erstarren lässt und welche die landesübliche Chocolade darstellen. Um in einer Haushaltung die nöthige Chocolade anzufertigen, miethet man besonders hierfür geschickte Indianerinnen, die sogenannten Chocolateras.

Der Preis des Cacao variirt sehr nach dem jährlichen Ertrag, sodass der Preis einer Carga (Last) von 60 Pfund das eine Jahr 25 Pesos, ein anderes 50 Pesos betragen kann.

Schon in den alten Zeiten vor der spanischen Eroberung war der Cacao ein beliebtes Nahrungsmittel der Indianer gewesen. Linguistische Gründe machen es höchst wahrscheinlich, dass der Gebrauch des Cacao sich von Mexico aus zu den Maya-Stämmen von Centralamerika verbreitet habe. Im

mexicanischen Nahuatl bedeutet *Cacauatl* die Cacaobohne, und die sämmtlichen, in den Sprachen der Maya-Familie gebräuchlichen Ausdrücke für Cacao sind blos Verstümmelungen dieses mexicanischen Wortes. Cacaobohnen dienten in den vorspanischen Zeiten als Münze und heute noch bedienen sich die Indianer vieler Gegenden bei ihren kleinen Handelsgeschäften häufig derselben als Scheidemünze, wobei etwa 16 Bohnen für einen Cuartillo (1/4 Real = 16 Centimes) gerechnet werden. Acht Bohnen gelten als „Racion".

Von Wichtigkeit ist unter den Culturpflanzen der nordwestlichen Tiefebene ferner das Zuckerrohr, *Saccharum officinarum L.* Um ein Stück Land mit Caña (Zuckerrohr) zu bepflanzen, wird dasselbe erst vollständig von allen wildwachsenden Pflanzen (monte) befreit. Hierauf werden in Distanzen von einer Vara (85 cm) Furchen gezogen und Herztriebe oder Wurzelstücke des Rohres in dieselben gepflanzt. Absolute Bedingung für deren Gedeihen ist, dass das betreffende Grundstück leicht zu bewässern ist. Die Bewässerung geschieht etwa alle vierzehn Tage je nach der Ausgiebigkeit der atmosphärischen Niederschläge. Die Pflanzung muss ausserdem jährlich viermal gründlich vom Unkraut gereinigt werden. Je nach der Gegend braucht das Zuckerrohr zehn, funfzehn, selbst achtzehn Monate, um schnittfähig zu werden. Man schneidet das Rohr, sobald die Blätter anfangen gelblich zu werden, in der Regel in der zweiten Hälfte der trockenen Jahreszeit. Das geschnittene Zuckerrohr kommt in die Mühle (Trapiche), zwischen deren Walzen das Rohr zerquetscht und ausgepresst wird. Die ausgepressten Rohrstücke werden an der Sonne getrocknet und dienen als Feuerungsmaterial; der aus dem Rohre gewonnene Saft wird weiter verarbeitet. Grosse Zuckerplantagen (Ingenios) bringen den Zucker als körniges, trockenes Pulver in den Handel, nachdem der krystallisirte Zucker durch Ausschleudern mittels Centrifugen von der Melasse (der sogenannten Miel)

getrennt worden ist. Kleinere Pflanzungen beschränken sich auf die Production der sogenannten Panela, halbkugeliger, brauner Kuchen von bestimmtem Gewicht, welche hauptsächlich auf Aguardiente verarbeitet werden. Die Panela wird gewonnen, indem man den ausgepressten Zuckersaft durch ein System von Kesseln leitet, in welchen er durch Feuerung successive eingedickt wird, nachdem er im ersten Kessel, der dem Feuer am fernsten liegt, mit Kalkmilch geläutert wurde, welche die Pflanzensäuren neutralisirt und sich mit dem Albumin verbindet. Hat der Saft im untersten, dem Feuerherde nächstgelegenen Kessel die nöthige Concentration erreicht, so wird er in Formen gegossen, welche nach dem Erstarren die Panela-Kuchen liefern. Der Marktpreis dieser Panela schwankt in den einzelnen Jahren ausserordentlich, weshalb der Zuckerrohrbau, der sich ohnehin nur für grösseres Kapital eignet, zu einem capriciösen Geschäfte wird, um so mehr, als der Zucker bisjetzt in Guatemala als Exportartikel von blos untergeordneter Bedeutung ist. So wurden z. B. im Jahre 1882 nur 13748 Centner Zucker exportirt. Es steht indessen zu hoffen, dass sich die Regierung von Guatemala über kurz oder lang veranlasst sehen werde, auf das Zustandekommen eines Reciprocitäts-Vertrags mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika hinzuarbeiten, der auf gegenseitiger Ermässigung des Einfuhrzolls auf einige Artikel beruhen würde. Erst auf der Basis eines solchen Vertrags, wie ihn z. B. die Sandwich-Inseln sehr zum Vortheil der dortigen Zuckerpflanzer längst besitzen, wird der Guatemalazucker auf dem californischen Markte erfolgreich mit dem Sandwichzucker concurriren können und wird daran zu denken sein, die Zuckerproduction von Guatemala durch Anlegung neuer Pflanzungen zu steigern.

Die weitaus grösste Quantität des im Lande producirten Zuckers dient dem innern Consum, namentlich behufs Darstellung der Aguardiente. Die Destillation alkoholischer Ge-

tränke unterliegt jedoch in Guatemala einer sehr starken Steuer, deren Ertrag eine wesentliche Finanzquelle des Landes bildet. Die Destillation ist frei und blos an Patente gebunden. Diejenigen Leute nämlich, welche Aguardiente destilliren wollen, müssen ihre Destillirapparate amtlich auf ihre tägliche Leistungsfähigkeit registriren lassen. Kann z. B. ein Apparat täglich 300 Flaschen Aguardiente liefern, so wird diese Anzahl zur Basis der Steuerberechnung genommen, auch wenn der Besitzer des Apparats aus irgendwelchem Grunde täglich weniger als 300 Flaschen producirt. Die Destillateure suchen daher auf jede Art und Weise, manchmal sehr sinnreich, die mit der Taxirung der Apparate betrauten Beamten (calificadores) zu täuschen und die Leistungsfähigkeit ihrer Apparate möglichst niedrig anzugeben. Während jedoch früher eine 24stündige Arbeitszeit der Apparate der Steuertaxation zu Grunde lag, wird gegenwärtig nur eine 12stündige Arbeitszeit berechnet, aber mit einer so hohen Steuerquote belegt, dass mir verschiedene Destillateure versichert haben, es wäre ohne Defraudation bei diesem Geschäfte gar nicht zu existiren. Sie liegen daher mit grösstem Eifer der heimlichen Destillation ob, eine Menge Destillirapparate sind da und dort, oft in ganz abgelegenen Gegenden, über das Land zerstreut, einige der amtlich controlirten sind mit ingeniösen Klappenvorrichtungen versehen, wodurch der ausfliessende Aguardientestrom, nach welchem die Tagesquantität berechnet wird, nach Belieben ganz erheblich ermässigt werden kann. Ferner wird eine Menge Aguardiente aus der ersten Hand verkauft, ohne je Steuer gezahlt zu haben. Der Staat seinerseits ist emsig bedacht, die Defraudation zu hindern. Streifpatrouillen durchziehen das Land und spüren nach verborgenen Apparaten; Pflanzern, auf denen der Verdacht ruht, dass sie heimlich destilliren, wird mitunter wochenlang auf ihre Kosten eine Besatzung auf die Pflanzung gelegt, um sie zu beobachten, ungesetzlich arbei-

tende Apparate und ungesetzlich producirte Aguardiente werden natürlich confiscirt und deren Besitzer empfindlich gestraft. Der Consum von Aguardiente, sowie der Chicha, bei welcher ebenfalls Panela zur Verwendung kommt, wird von der Regierung in jeder Weise begünstigt und hat namentlich unter der indianischen Bevölkerung erschreckende Dimensionen angenommen.

Die vom Destillateur producirte Aguardiente darf nicht vom Producenten direct verkauft werden, sondern muss von ihm an das Depósito (Dépôt) abgeliefert werden, wo sie auf ihre Qualität geprüft wird, und von wo aus sie in den Kleinhandel kommt, und zwar auf Rechnung des Producenten. Da aber die Depósitos oft weit von den Zuckerpflanzungen und andern Orten, wo Branntwein fabricirt wird, entfernt sind, so wird durch das Hin- und Herschleppen des Products dasselbe zum Nachtheile des Producenten vertheuert, sodass schon die Anregung gemacht wurde, dass der Staat die Aguardiente von den Producenten kaufen und für seine eigene Rechnung verkaufen solle.

Die Branntweinbrennerei gehört zu denjenigen Industrien in Guatemala, welche zur Zeit von einem Ausländer selten mit günstigem Erfolge betrieben werden können. Da, wie gesagt, die Contrebande die Basis dieses Geschäfts bildet, so würde sich auch ein Ausländer zu derselben zu bequemen haben. Er wäre damit jedoch in mancher Beziehung im Nachtheile gegen die Landeskinder. Obwol er für sein Geld zwar ebenso gut bestechliche Beamte finden würde wie die Einheimischen, so wäre er dagegen in Verlegenheit wegen der nöthigen Absatzquellen für das täglich producirte Mehr an Aguardiente. Anstauen darf er den defraudirten Stoff nicht, da derselbe sonst kaum der Entdeckung entginge, und täglich ein paar hundert Flaschen Aguardiente ungesehen an den Mann zu bringen, bedarf einer so genauen Kenntniss der Gelegenheiten, wie sie einem Ausländer selten zu Gebote steht.

Es versteht sich übrigens bei einer Zuckerpflanzung wie bei einer Kaffee- und Cacaopflanzung von selbst, dass nicht das ganze Areal derselben blos mit derjenigen Culturpflanze bewachsen ist, von der sie den Namen führt. Vielmehr muss ein Theil des Landes zur Maispflanzung (Milpa), ein anderer zur Bananenpflanzung (Platanar), ein dritter endlich zur Anlage künstlicher Wiesen (Sacatales oder potreros) verwendet werden, um Nahrung für die Menschen und Hausthiere der Pflanzung zu gewinnen. Retaluleu ist ganz von solchen Potreros grösserer und geringerer Ausdehnung umgeben. Dieselben sind ihrer Anlage nach künstliche Wiesen, indem Büschel grösserer Gräser, die sich als Thierfutter eignen, getrennt in den vom Unkraut gereinigten Boden eingepflanzt werden. Die im Tiefland gepflanzte Varietät dieses Futtergrases (nach Dr. Bernoulli *Panicum jumentorum*) heisst in der Landessprache Sacaton, diejenige des innern Hochlandes Sacate, ein der Nahuatl-Sprache entnommenes Wort (*çacatl*), womit die mexicanischen Indianer allgemein das „Gras“ und „Stroh“ bezeichneten. Die grössten derartigen künstlichen Wiesen finden sich auf den grossen Vieh-Haciendas, wie Juan Noj und Caballo blanco. Die weiten Flächen hoher starrer Grasbüschel, in denen sich die weidenden Heerden von Ochsen, Maulthieren und Pferden fast verlieren, sind in der Ferne von einer grünen Waldmauer umschlossen, die bald zungenförmig in die Grasfläche vorspringt, bald in weiter Bucht zurücktritt. Da und dort erheben sich die gewaltigen Stämme vereinzelter Ceiba-Bäume wie kolossale graue Säulen, überwölbt von ihrer kuppelähnlichen Laubkrone. Es sind die letzten einsamen Zeugen davon, dass einst dunkler Urwald diese Savannen bedeckte, über denen sich jetzt frei der wolkenlose Himmel hinspannt. Eine glühende, durch keinen Luftzug gemilderte Hitze herrscht um die Tagesmitte auf diesen Grasfluren, über die sich die erhitzte Luft, wo immer das Auge hinblickt, wie eine leicht vibrirende Flut fast sichtbar hinlagert.

Unter den Unkräutern, welche auf diesen Wiesen mit dem künstlich angepflanzten Grase ums Dasein kämpfen, ist das interessanteste der Jiquilite, die Indigopflanze. In frühern Zeiten nämlich wurden in der Umgegend von Retaluleu Indigopflanzungen (Obrajes) angelegt, sind jedoch seither wieder eingegangen. Die Indigopflanze aber ist, wo sie einmal gepflanzt ist, schwer wieder auszurotten, und so wuchert dieselbe vielenorts verwildert als beschwerliches Unkraut fort, das den Hacendados viel zu schaffen gibt.

Die Geschichte des Indigo in Amerika gehört zu den schwierigern Kapiteln der Pflanzengeographie. Ob es, wie Alphonse de Candolle als wahrscheinlich annimmt[1], eine autochthone Indigofera-Art im tropischen Amerika gegeben habe, ist für das nordwestliche Guatemala wenigstens zweifelhaft, um nicht zu sagen unwahrscheinlich. Ich habe in jener Gegend die Indigopflanze (*Indigofera tinctoria L.*) nie anders als im Weichbild der Pueblos oder auf Potreros verwildert angetroffen, auch von wirklich wildem Vorkommen nichts gehört. Die Ausdrücke „einheimisch“ und „wildwachsend“ sind in diesen Gegenden durchaus nicht synonym. Zuweilen ist es im Laufe der zahllosen politischen Wirren vorgekommen, dass bereits cultivirte Ländereien wieder verlassen wurden. Der Wald bedeckte dieselben rasch, und ausser den da und dort gelegentlich auftauchenden Culturgewächsen würde man nicht ahnen, dass hier einst Menschen wohnten. Es muss daher an solche Möglichkeiten bei sporadischem Auftreten von Culturgewächsen an ungewöhnlichen Orten und unter ungewöhnlichen Umständen stets gedacht werden. Was den Indigo betrifft, so spräche allerdings der Umstand, dass der einheimische Name „Jiquilite“ indianisch (Nahuatl) ist, für die Autochthonie der Indigofera. Da es aber ausser dieser Pflanzengattung noch mehrere andere in

[1] De Candolle, Der Ursprung der Culturpflanzen (Leipzig 1884), S. 170.

diesen Gegenden gibt, mit welchen die Indianer blau färben, so ist es viel wahrscheinlicher, dass die Mexicaner blos von diesen den Namen Jiquilite auf den Indigo übertrugen. Die Cultur und Verarbeitung der Indigopflanze, wie sie anderwärts, namentlich in Salvador gebräuchlich ist, wurde von Andern schon hinlänglich beschrieben, ich will daher nur mittheilen, was dem Indigo des nordwestlichen Guatemala eigenthümlich zu sein scheint. Man unterscheidet daselbst zwei Arten von Indigo, die in der Fruchtbildung voneinander abweichen. Die eine Art nämlich liefert eine krumme, gebogene Schote (platanito curvo) und gibt eine geringere Qualität von Indigo, die andere Art hat eine gerade Schote (platanito derecho) und liefert den bessern Indigo. Eine Hauptbedingung für ein gutes Product ist auch hier, dass die Pflanzung von Unkraut gänzlich frei gehalten werde, da die Anwesenheit selbst unbedeutender Mengen desselben den eigenthümlichen Oxydationsprocess hindert, welcher den Indigofarbstoff liefert.

Um diesen ganzen Process einmal im Kleinen zu sehen, ersuchte ich meinen Freund Don Manuel Quiñones, den ich als Sachverständigen in dieser Materie kannte, mir denselben zu zeigen. Mit gewohnter Gefälligkeit schickte er eines Tages einen seiner Mozos nach der Plaza von Santa Catarina, wo der Indigo, mitten im Dorfe, verwildert wächst. Der Indianer brachte alsbald ein Bündel der Pflanze zurück, welche, da sie schon Früchte angesetzt und etwas holzige Stengel hatte, nach dem Gutachten Don Manuel's etwas überzeitig war. Wir legten nun morgens 8 Uhr das Bündel des Krautes in einen grossen Kübel voll gewöhnlichen Brunnenwassers so, dass das beschwerte und niedergepresste Kraut eben vom Wasser bedeckt war, und überliessen es für einige Stunden seinem Schicksale. Nach Ablauf von sechs Stunden, also mittags 2 Uhr, kam Don Manuel wieder und entfernte alles Kraut sorgfältig aus dem Wasser. Die Pflanzen waren

durchaus frisch, unverwelkt, gerade, wie sie eingelegt worden waren; von irgendwelcher „Maceration“ war gar keine Rede. Das Wasser selbst, in dem die Pflanzen gelegen hatten, zeigte keine Spur von Färbung, es war völlig klar und durchsichtig, und ich war nicht im Stande, an demselben eine Veränderung wahrzunehmen. Dennoch erklärte mein Práctico (Sachverständiger), das Ausziehen des Farbstoffs aus der Pflanze sei jetzt beendigt. Wir begannen nunmehr mit Holzlöffeln das Wasser zu schlagen und umzurühren. Bald zeigte es einen grünlichen Schimmer, der immer dunkler wurde, und endlich durch Schmuzig-grün in Blaugrün überging. Nach Ablauf einiger Zeit, einer Stunde vielleicht, wurde das Wasser völlig undurchsichtig. Strahlend vor Vergnügen schöpfte Don Manuel endlich einen Löffel voll der dunkeln Flüssigkeit auf einen Porzellanteller, um mir die feinen im Wasser suspendirten Partikeln des werdenden Indigos zu zeigen. Wenn die ersten dieser Partikeln erscheinen, ist der Zeitpunkt (el punto) gekommen, den sogenannten Cuajo (so heisst jedes Gerinnungsmittel) zu der Flüssigkeit zu schütten, um das massigere Ausfallen des Indigo und seine definitive Ausscheidung aus der Lösung zu bewirken. Der beste Cuajo ist ganz reines, von Kalkpartikeln durchaus freies Kalkwasser. In Ermangelung von solchem werden jedoch auch Pflanzensäfte, so z. B. der schleimige Saft gewisser Unkräuter, wie der sogenannten *Escobilla negra*, oder des sogenannten *Quesillo*, oder endlich der Blattscheiben des Cochenillecactus (*Mozote*) genommen.

Da von der Geschicklichkeit, den Zeitpunkt genau zu bestimmen, in welchem der Cuajo der Lösung beizusetzen ist, die Güte des Products wesentlich abhängt, so haben die grossen Indigopflanzungen ihren besondern „Puntero“, den sie gut bezahlen. Einige Bürger von Retaluleu hatten einst Indigopflanzungen angelegt und zur Gewinnung des Farbstoffs für den Anfang Sachverständige von Tonalá (Soconusco)

und Salvador kommen lassen, welche natürlich die an jenen Orten gebräuchliche Methode in Anwendung zogen. Sie erhielten jedoch keinen Indigo aus der Pflanze von Retaluleu und Don Manuel Quiñones wurde gebeten, sich der Sache anzunehmen. Trotz des geringschätzigen Lächelns und des schlecht verhehlten Spottes der Prácticos von Tonalá und Salvador brachte er den Indigo glorreich zu Stande, und seit jener Zeit wurde in den Obrajes von Retaluleu, solange sie noch bestanden, nach Don Manuel's bei unserm kleinen Versuche eingehaltener Methode verfahren. Es scheint dies zu beweisen, dass die Pflanzen verschiedener Standorte, obwol botanisch wahrscheinlich identisch, doch in verschiedener Weise den Farbstoff produciren und daher verschieden behandelt sein wollen.

Um zu unserm Versuche zurückzukehren, so wurde, nachdem der Farbstoff hinlänglich ausgeschieden schien, ein grosses Bettlaken in Form einer seichten Mulde auf meinem Hofe aufgespannt und durch dasselbe die indigoführende Flüssigkeit filtrirt. Nachdem das Wasser gut abgelaufen war, wurde der Indigo, der als dunkler, schwarzblauer, breiartiger Filterrückstand auf dem Tuche zurückblieb, zusammengekratzt und in einen Kuchen geballt, der an der Sonne bald trocken ward. Dies war nun der in Guatemala gebräuchliche, als Tinta bekannte Indigofarbstoff.

Von dem auf diese Weise gewonnenen Indigo oder Añil unterscheidet man verschiedene Qualitäten, welche folgendermaassen bezeichnet werden: Nr. 4 und 5, ferner Nr. 7, 8, 9. Von diesen stellen Nr. 4, 5 und 7 den härtesten Farbstoff dar und bilden die geringste Qualität, Nr. 8 und 9 dagegen sind von weicherer Consistenz und können leicht zerstückelt werden. In den von Indianern und Ladinos im Kleinen betriebenen Färbereien Guatemalas wird hauptsächlich ein Indigo von Nr. 7 verarbeitet und dieser entsprach auch derjenige, den unser Versuch geliefert hatte. Auf Nr. 9 folgt

eine noch weichere Qualität, die als „Soplillo“ bezeichnet wird und so locker ist, dass sie zwischen den Fingern zerrieben werden kann. Die Qualität des Indigo wird nach der Beschaffenheit des Bruches beurtheilt, sowie nach der Färbung des Rauches. Legt man nämlich ein Stück Indigo auf eine glühende Kohle, so verglimmt er mit purpurnem Rauch.

Wie bemerkt, sind die Indigopflanzungen in der Umgegend wieder eingegangen und auch im übrigen Lande ist die Production des Farbstoffes eine ganz unerhebliche. Im Jahre 1882 wurden z. B. über San José fünf, über Livingston einundzwanzig Centner Indigo exportirt. Der Indigoconsum im Lande selbst entzieht sich der Berechnung, sicher ist aber, dass der grösste Theil des in Guatemala verbrauchten Indigo von Soconusco und Salvador her importirt wird. Es ist dieser Umstand auf den ersten Anblick auffallend, hauptsächlich deswegen, weil der Indigobau für Guatemala als eine Cultur der Tierra caliente wichtig wäre, welche sich mit einem verhältnissmässig geringen Kapital von 5—6000 Pesos ins Werk setzen lässt, welche ferner bei dem nicht geringen inländischen Consum an Indigo vom Risico des Exports grösstentheils frei ist, welche ihr Product rasch liefert und welche endlich mit relativ wenigen Arbeitskräften betrieben werden kann. Für die Indigocultur braucht es einen etwas sandigen, nicht nassen Boden im Flachland der exquisiten Tierra caliente, in Gegenden, wo die Caballería (120 Juchart) Land immer noch höchstens 500 Pesos kostet. Der Indigo wächst rasch und liefert zwei Ernten, die eine im August, die zweite im November. Die Arroba (25 Pfund) des Krautes liefert eine Unze (30 Gramm) Indigo, die zu 10—12 Reales im Lande selbst verkäuflich ist. Ein Hauptgrund, weshalb die Indigocultur in Guatemala wieder zurückging, nachdem sie, wie die vielen Ortsnamen „El Obraje“ beweisen, bereits eine gewisse Ausdehnung erlangt hatte, liegt in ihrer Unverträglichkeit mit der Viehzucht. Die Mengen des extrahirten

Krautes nämlich, welche weggeworfen werden, sind ganz beträchtlich, und gehen rasch in faulige Zersetzung über, in deren Folge sich nicht nur die umgebende Luft derart verpestet, dass die Umgebung der Indigopflanzungen zu einer sehr ungesunden wird, sondern es wird zugleich eine Menge von Ungeziefer angelockt und ausgebrütet, welches auch in der Nähe befindliche Rinderheerden belästigt und decimirt. Man muss daher bei der Anlage eines Obraje Sorge tragen, dass dasselbe wo irgendmöglich an einem grössern Flusse mit hinlänglicher Strömung gelegen sei, um die Abfallhaufen in diesen zu werfen und dem Meere zuführen oder wenigstens unterwegs vertheilen zu lassen. Die einheimischen Grossgrundbesitzer ziehen nun, wenn sie zwischen Viehzucht und Indigocultur zu wählen haben, die erstere als die gesündere, lucrativere und mühelosere Kapitalanlage vor. Von den kleinen Pflanzern jedoch hätte mancher besser gethan, sein Geld auf den Indigo zu verwenden und sich mit bescheidenerm, aber sicherm Ertrag zu begnügen, anstatt es z. B. der vielfach unsichern und illusorischen Kaffeespeculation zu opfern, bei welcher sie doch blos von den Grossexporteuren abhängig sind und nach Kräften geschraubt werden.

Wie oben bemerkt, liegt Retaluleu, wie übrigens die sämmtlichen Dörfer der Tierra caliente, in einem Haine von Cocospalmen. Merkwürdigerweise wird aber diesen Bäumen, welche als werthvolle Fruchtbäume in Ostindien und Polynesien eine so hervorragende Rolle spielen, hier keine besondere wirthschaftliche Aufmerksamkeit geschenkt. Ausser den Früchten, welche lediglich gegessen werden, und den Blättern, welche zur Bedeckung der Ranchos dienen, hat der Baum für Guatemala keinen Nutzen. Die faserige Schale, welche anderwärts auf Gespinstfasern (Coir) verarbeitet wird, wirft man hier als nutzlos weg, im höchsten Falle werden kleine dicke Matten daraus verfertigt. Kein Mensch denkt daran, die Nüsse auf Oel oder wenigstens auf Coprah (ge-

trocknete exportfähige Kernstücke, die dann in Europa zur Oelbereitung benutzt werden) zu verarbeiten, sodass eine einzelne, volltragende Cocospalme bei Schätzungen von Grundstücken, bei Verkäufen und dergleichen hier blos mit einem Durchschnittswerth von 6 Pesos in Rechnung gebracht wird. Der Export von Cocosnüssen aus dem Lande war bisher fast Null; im Jahre 1882 wurden 848 Stück (à 5 Centavos das Stück) über Livingston nach Nordamerika exportirt. Und doch existirt auf der Halbinsel Manabique, welche auf der Atlantischen Seite des Landes dem Hafen von Livingston gerade gegenüberliegt, eine grosse, von dem unternehmenden Jefe político Torriello gegründete, jetzt tragende Cocospflanzung von 20000 Bäumen. Der Grund dieses Misverhältnisses liegt, wie ich an Ort und Stelle erfuhr, darin, dass auf der Landzunge von Manabique die Palmen nur auf der Seeseite wachsen, wo eine stürmische Brandung selbst so geübten Schiffern wie den dortigen Caraiben die Annäherung und das Landen nur bei besondern Gelegenheiten, vielleicht alle paar Wochen einmal, erlaubt, sodass die Nüsse nicht geholt werden können, abfallen und nutzlos verfaulen.

Bekanntlich ist die Cocospalme ein Baum, welcher nur in der Nähe des Meeresstrandes der Tropenzone gut gedeiht. Die grösste Entfernung vom Strande, die ich bei diesem Baum im westlichen Guatemala beobachtete, betrug etwa 25 Wegstunden, die höchste Erhebung über Meer, in der er noch gut gedieh, circa 700 m. Um die Palmen zu pflanzen, also einen sogenannten „Cocal“ anzulegen, setzt man die reifen Nüsse auf den Boden dicht nebeneinander an einen schattigen Ort, bis der Keim die Schale durchbricht und äusserlich sichtbar wird. Ist dies der Fall, dann wird ein Loch von einer Vara Tiefe in die Erde gegraben, auf den Grund desselben mehrere Pfunde Salz geschüttet und die keimende Nuss eingepflanzt. Das Kochsalz ist ein wesentliches Erforderniss für die Cocospalme und der salzgeschwängerte Boden

des Strandes deshalb ihr liebster Aufenthalt. Die jungen Cocosschösslinge bedürfen zwei Jahre lang einer Aufsicht, um sie nicht vom Unkraut ersticken oder vom weidenden Vieh zertreten zu lassen, hernach aber sind sie stark genug, um gänzlich sich selbst überlassen zu bleiben. Im vierten Jahre, nachdem die Stämme kaum Mannshöhe überschritten haben, beginnen sie zu tragen und im achten erreichen sie die Höhe ihrer Ertragsfähigkeit mit 60—90 Nüssen jährlich, welche sie nun für eine lange Reihe von Jahren beibehalten.

Es wäre für einen Europäer übrigens nicht nöthig, selbst einen Cocal anzulegen, ausser mit der Idee, denselben später wieder zu verkaufen, indem an den Küstenplätzen leicht eine grosse Anzahl Nüsse von den Indianern billig angekauft und verarbeitet werden könnten. Es wäre zu einer derartigen Anlage nichts weiter nöthig, als cementirte Patios für das Trocknen der zerstückelten, reifen Kerne, welche alsdann als Coprah zur Oelgewinnung nach Europa und Amerika gesandt werden. Will man die Gespinstfaser der Schale, das im Handel sogenannte Coir gewinnen, so müssen grosse Wasserbassins, in der Landessprache Tanques geheissen, vorhanden sein, um die faserige Umhüllung der eigentlichen Nuss darin maceriren zu lassen. Nachdem dies durch einige Wochen geschehen und die Schalen weich geworden sind, werden sie mit Knüppeln geschlagen und so die Fasern von den übrigen Bestandtheilen getrennt. Die gereinigte Faser findet eine vielfache Verwendung zu Tauwerk, zu Gespinsten, als Ausfüllung von Möbelpolstern, Matratzen etc. Ein derartiges Unternehmen wäre jedoch auf der pacifischen Seite des Landes weit lucrativer ins Werk zu setzen, als auf der atlantischen, indem, wie noch später gezeigt werden soll, die Arbeitslöhne auf letzterer diejenigen auf der Südseeseite um das 2—3fache übersteigen, was so billige und mit so starker Concurrenz belastete Pro-

ducte, wie Coir und Coprah, nicht aushielten. Ueberdies käme für dieselben blos der Export mittels Segelschiff in Frage, da sie die Frachtsätze der Dampfer kaum ertrügen.

Wie der Indigo, so gehört auch die Cocospalme (*Cocos nucifera L.*) zu denjenigen Culturpflanzen, deren präcolumbianische Existenz in Amerika schwer nachzuweisen und schwer zu widerlegen ist. Alphonse de Candolle hat die Gründe, welche für oder gegen den amerikanischen Ursprung dieser Palme sprechen, zusammengestellt.[1] Es lässt sich allerdings die Möglichkeit nicht bestreiten, dass die Meeresströmungen Nüsse von den polynesischen Inseln, auf welchen der Baum sich mit den Wanderungen der polynesischen Völker ausbreitete, an die Westküste des tropischen Amerika geworfen haben, wo dieselben gelegentlich zum Keimen gelangen konnten. Indessen muss ich gestehen, dass ich an allen Küstenpunkten des westlichen Guatemala, wo immer ich die Cocospalme traf, durchaus die Ueberzeugung gewann, dass es sich um eine verhältnissmässig spät in diese Gegenden gelangte Culturpflanze handle und dass der Baum nicht vor Ankunft der Spanier in Guatemala existirt habe, vielmehr erst durch diese dahin gebracht wurde. Ich möchte zur Stütze dieser Ansicht Folgendes erwähnen: Erstlich habe ich in jenen Gegenden nie einen Cocosbaum anders als in jetzt noch bewohnten menschlichen Niederlassungen, sichtlich von Menschenhand gepflanzt, angetroffen; die weiten Waldstrecken jener Küste, die ich in verschiedenen Richtungen durchreiste, haben keine Cocospalmen aufzuweisen. Ueberall in diesen Waldungen aber, wo dieselben zu Pflanzungszwecken gelichtet werden, trifft man zahlreiche Spuren alter indianischer Niederlassungen in Form von Burial Mounds, beim Graben in der Erde findet man Thon- und Steinfiguren von mancherlei Form, alles Zeichen, dass diese jetzt von men-

[1] A. a. O., S. 545 fg.

schenleerem Urwald bedeckten Strecken einst intensiv bewohnt gewesen sind. Nun sollte man denken, dass, wenn diese Indianer die Cocospalme gekannt und in ihren Niederlassungen cultivirt hätten, dieser so zähe Baum sich da und dort verwildert hätte halten müssen, und nicht so spurlos hätte verschwinden können. Ein fernerer Umstand, der entschieden gegen eine lange Vertrautheit der indianischen Bevölkerung mit der Cocospalme spricht, ist die geringfügige und einseitige Nutzanwendung, welche sie von diesem Baume zieht, und welche nicht nur gegen die vielfältige Art und und Weise, in der die Asiaten ihn nutzbar zu machen verstehen, grell absticht, sondern auch geradezu armselig genannt werden muss gegenüber der Mannichfaltigkeit und Sorgfalt, mit der dieselben Indianer wirklich einheimische Nutzpflanzen, wie den Mais, ausbeuten. Wären sie von alters her mit dem Baume vertraut gewesen, so hätten sie gelernt, ihn besser zu verwenden, als blos das fade Wasser der unreifen Nuss zu trinken und ihre Ranchos mit den Blättern des Baumes zu decken. Die Auffindung vielseitigerer Anwendungen war nicht schwieriger als diejenige der Eigenschaften der Magueypflanze, die ihnen Wein und Gespinstfasern schon in uralter Zeit geliefert hat. An die genannten schliesst sich als weiteres und in meinen Augen stärkstes Argument an, dass die indianischen Sprachen Guatemalas keinen Namen für die Cocospalme haben; sie benennen sie einfach mit dem Worte „Coco", das sie von den Spaniern lernten. Wenn nach A. de Candolle der älteste Naturforscher der Neuen Welt, Hernandez, angibt, dass die Mexicaner für diesen Baum den Namen *Coyolli* hatten, so beruht dies lediglich darauf, dass die Indianer eben dem ihnen fremden Baum den Namen derjenigen ihnen bekannten Palme gaben, welche in ihrem Aeussern der Cocospalme am nächsten kam, und das war diejenige Palmenart, die noch heutzutage auch in Guatemala als Coyol bekannt ist. Der Coyol, dessen wissenschaftlichen

Namen ich leider nicht kenne, ist ebenfalls eine Fiederpalme, aus deren Blättern die Indianer Strohhüte verfertigen. Der Coyol gehört indess nicht, wie die Cocospalme, zu den *Palmae inermes*, sondern er besitzt an Stamm und Blättern Stacheln. Die Frucht ist rundlich, hartschalig und von der Grösse einer Pflaume. Der Kern wird gegessen, die Schale zu Ringen, Pfeifenköpfen und dergleichen verarbeitet. Eine ähnliche, ebenfalls mit Stacheln bewehrte Palme ist der Huiscoyol, der indessen nur nahe am Meeresufer und an diesem selbst wächst und eine mehr ovale Frucht mit weniger harter Schale liefert.

Dies sind die Gründe, welche mir dafür zu sprechen scheinen, dass die Cocospalme nicht schon vor der Ankunft der Spanier auf der Westküste Guatemalas, sowie wol auch des übrigen tropischen Amerika einheimisch gewesen sei. Der Leser möge die Länge dieser Auseinandersetzung entschuldigen, handelt es sich doch dabei um denjenigen Baum, der so recht als Sinnbild der Tropen gelten kann. Wenn irgendetwas dazu angethan ist, den Nordländer mit Heimweh nach dem sonnigen Süden zu erfüllen, so ist es die Erinnerung an diese schöne Palme, deren frisch-grüne, in Sonne und Mondlicht glänzende Blattwedel in riesigen Büscheln auf den hohen, glatten Stämmen stehen und, dem leisesten Lufthauch gehorchend, mit unbeschreiblicher Anmuth im Winde spielen.

Die Cultur der Baumwolle (*Gossypium sp.*) ist sehr zurückgegangen und wird nur noch im Kleinen von den Indianern der Tierra caliente betrieben. Bekanntlich ist die Speciesfrage der amerikanischen Gossypium-Arten eine sehr verworrene. Die Samen, die ich von der in Retalulen cultivirten Art zurückbrachte, stimmen in der Beschaffenheit der zäh anhängenden grünen Grundwolle und dem Durchschnitt des Kernes am besten mit *G. hirsutum* von Parlatore überein. Als während des nordamerikanischen Bürgerkrieges der

sechziger Jahre die Baumwollenproduction in den Vereinigten Staaten zurückgegangen war, hatten einige Pflanzer von Guatemala begonnen, im Grossen Baumwolle zu cultiviren. Infolge von Raupenfrass gingen jedoch diese Culturen wieder ein, und blieben seitdem auf die kleinen Anlagen der Indianer beschränkt. Späterhin wurde in Antigua eine Baumwollspinnerei eingerichtet, welche das von den Indianern gekaufte Rohproduct verarbeiten sollte; da aber die Fabrikbesitzer den Indianern zu geringe Preise für die Baumwolle zahlten, vernachlässigten diese die Cultur bald wieder. Die Fabrik musste aus diesem und wol auch noch andern Gründen die Arbeit einstellen. Als ich in Antigua wohnte, waren die Maschinen, natürlich in äusserst defectem Zustande, noch in dem verlassenen Gebäude vorhanden, ein trübseliges Zeugniss dafür, dass Guatemala einstweilen und wol noch für lange hin gut thun wird, auf Fabrikindustrie zu verzichten und sich der Entwickelung seiner agricolen Kräfte zu widmen.

Es steht nach dem Zeugniss der spanischen Schriftsteller fest, dass die Indianer Mexicos und Centralamerikas die Baumwollcultur schon in der vorspanischen Zeit gekannt und geübt haben. Dagegen ist es durchaus zweifelhaft, welche Species von Gossypium sie cultivirten. Jedenfalls scheint die Baumwollcultur keinen besondern Umfang gehabt zu haben, indem das Tragen baumwollener Gewänder ein Vorrecht der Adeligen war, während ihr Gebrauch den Gemeinen verboten blieb. Letztere trugen blos Kleider, welche aus der groben Faser des Maguey (*Agave sp.*) gewoben waren, oder gingen in heissen Gegenden nackt bis auf den Lendengurt.[1]

Auf den Marktplätzen der Ortschaften verkaufen die Indianer heutzutage die Baumwolle mit den Kernen um einen

[1] Juarros, Compendio de la historia de Guatemala, II, 31 und 32.

verhältnismässig hohen Preis. Ausser der gewöhnlichen (*Algodon blanco*) kommt noch eine geringere, weniger geschätzte Qualität von Baumwolle in den Handel, welche als *Algodon cuyuzcate* bekannt ist. Dieselbe liefert eine hell zimmtgelbe Wolle und einen grössern Samen als die weisse Baumwolle.

Die kurzfaserigere Baumwolle der Ceiba-Bäume, welche bei geeigneter Spinnvorrichtung jedenfalls technisch zu verwerthen und leicht in grosser Menge zu beschaffen wäre, wird gegenwärtig nicht verarbeitet.

Auch der Reis wird da und dort in den Niederungen des westlichen Tieflandes angebaut, bildet aber, soviel mir bekannt, überall blos einen Gegenstand der indianischen Klein-Landwirthschaft.

SIEBENTES KAPITEL.

Die Leute von Retalnleu. — Der Padre. — Die Queridas. — Geringer Heirathstrieb der Bevölkerung von Guatemala. — Das Spital in Retalnleu. — Der Wärter Felix. — Die Señora Chon. — Normales und pathologisches Erdeessen. — Einheimische Krankenpflege. — Die Syphilis. — Die Prostitution in Guatemala.

Als ich nach Retalnleu kam, existirte daselbst eine kleine Colonie von Deutschen, die mit Ausnahme eines Apothekers sämmtlich dem Kaufmannsstande angehörten. Einigkeit war jedoch nicht die hervorragendste Tugend dieses durchschnittlich acht Mann starken Vorpostens der Wacht am Rhein, und „hie Bremen“, „hie Hamburg“ lautete die ihren Kaffeesäcken entnommene Devise dieser tropischen Montecchi und Capuletti. Geschäftlicher Concurrenzneid und jener Localpatriotismus, der merkwürdigerweise vielfach noch immer Nord und Süd und Ost und West in Deutschland scharf auseinanderhält und die deutsche Einheit *de facto* zu einer schönen Illusion macht, trennte diese wenigen jungen Leute in mindestens zwei Lager, welche gelegentlich durch die deutschen Pflanzer der Umgegend, die sich zeitweise in Retalnleu aufhielten, verstärkt wurden. Dieses Schauspiel von engherziger Uneinigkeit und kleinlicher Streitsucht an dieser fernen Küste liess dem Unbetheiligten keine Wahl, als sich eben nach Kräften in seine vier Mauern zurückzuziehen und den Umgang der bessern Einheimischen zu suchen.

Die Bewohner von Retalhleu waren von alters her ein ruhiges, friedliebendes Völkchen gewesen, dem jeder active Antheil an den politischen Wirren seines Heimatlandes fern lag. Die glückliche Abgeschiedenheit ihrer Gegend, der ruhige Besitz, der ihnen bei ihrer Bedürfnisslosigkeit ein sicheres Auskommen gewährte, hatte diese Leute davor bewahrt, neidisch sich gegenseitig das Leben zu verbittern, trotzdem sie in der mannichfachsten Weise einander verwandt und verschwägert waren. Jeder lebte in seinem Hause, wie er wollte, und liess die übrigen leben, wie sie wollten. Ihr tägliches Leben entbehrte damals nicht einer gewissen idyllischen Waldursprünglichkeit. Frühmorgens, in der Regel mit oder selbst vor Sonnenaufgang, standen sie auf und nahmen zunächst die „Mañanita."[1] Diese bestand in einem Gläschen Aguardiente. Um 7 Uhr wurde Kaffee mit Tortilla, mit gebratenen Bananen und dergleichen genommen, und hierauf gingen die Männer ihren verschiedenen, wenig zahlreichen Geschäften nach. Sie ritten etwa auf eine nahegelegene Besitzung, um Anordnungen für ihre Landarbeiter zu treffen, besahen ein Pferd oder ein Maulthier, das zum Verkaufe stand, handelten um ein paar Ochsen oder einige Säcke Kaffee, alles mit jener behäbigen Gemächlichkeit, die vom Zeitalter des Dampfes noch unberührt ist und die Zeit für einen relativ werthlosen Besitz ansieht. Im Laufe des Vormittags, etwa um 10 Uhr, wurde gefrühstückt, wobei wie im Haushalt des Indianers die Tortilla, der Frijol und die Bananen die Hauptrolle spielten, obwol auch Fleisch genossen wurde. Zwischen 2 und 3 Uhr folgte das Mittagsessen, das ausser der Suppe auch etwas reichlicher an Fleischspeisen und abwechselungsreicher zu sein pflegte, als das Frühstück, immerhin aber in seinen Bestandtheilen diesem ähnelte. Als Ge-

---

[1] *Mañanita*: Diminutiv von *Mañana*, der Morgen. Auch vor den Mahlzeiten und vor dem Baden wird eine solche Copita genommen.

tränk diente Brunnenwasser, in Retalulen gleichbedeutend mit Flusswasser. Zwar wird während des Essens von den Einheimischen sozusagen kein Wasser getrunken, während wir Europäer ohne erhebliche Quantitäten desselben in dieser Hitze kaum auskämen. Dagegen herrscht als allgemeine Landessitte der Gebrauch, nach dem Essen den Mund voll Wasser zu nehmen, dieses tüchtig zwischen den Zähnen durchzutreiben und hierauf die Ladung auf den Boden oder an die nächste Wand zu spritzen. Anfänglich muthet diese Sitte den Europäer ausserordentlich ekelhaft und unanständig an, ebenso wie das freimüthige und laute Aufstossen der Magengase, doch mit der Zeit lernt man *Romae Romano vivere more.* Nach dem Essen wurde gelegentlich eine Stunde in der Poltrona (Schaukelstuhl) verplaudert und verraucht, oder in der Hamaca (Hängematte) verschlafen. Die kühlern Abendstunden nach dem Essen wurden dann allenfalls noch den Geschäften gewidmet oder man ging baden. Etwa um 5 Uhr wurde die „Merienda“ genommen, bestehend in Atole, Bananen, Tortillas und Landeskäse. Nach Einbruch der Nacht wurden die hohen, wegen des Windzugs mit Glaskuppeln umgebenen Kerzenlichter angezündet. Petroleumlampen benutzte der richtige Retalteco nicht. Denn da er ausser der Zeitung und den wenigen Geschäftsbriefen, die ihm vorkommen, nichts las, war ihm eine Lampe überflüssig. Was sollte er lesen? Ueber Retaluleu und die Costa Grande gibt es keine Bücher, und was ausserhalb dieses geographischen Rahmens vorging, interessirte ihn nur höchst mittelmässig. Nachdem er um 8 Uhr sein frugales Nachtessen eingenommen, besuchte er seine Freunde. In den hellen Mondscheinnächten fand sich ein grosser Theil der Aristokratie von Retaluleu zusammen vor dem Hause des Tio Tomas (Onkel Thomas), wie sie ihn nannten, oder Don Tomas Alejos, wie er mit seinem vollen Namen hiess. Dieser alte Mann war zu meiner Zeit das Centrum und das Orakel seiner ausgedehnten Familie,

und da eben das ganze bessere Retaluleu mit ihm verwandt war, kamen sie alle, holten sich Stühle und Butacas[1] aus der Sala und setzten sich zur Tertulia zusammen auf die Plaza, rauchend und plaudernd, oft bis Mitternacht. Während sich die Männer um den alten Tio Tomas gruppirten, cultivirten die Frauen ein anderes geistiges Centrum, nämlich den Pfarrer oder Señor Cura. Der damalige Pfarrer von Retaluleu war Don Rafael Coronado, ein kleiner, freundlicher, allen Menschen wohlwollender Mann. Er genoss die Achtung der ganzen Bevölkerung, mit Ausnahme vielleicht der wenigen Gegner der klerikalen Partei, die damals in Retaluleu vorhanden waren, und er verdiente diese Achtung in vollstem Maasse. Von der seltenen Pflichttreue und der uneigennützigen Hingabe dieses Mannes an sein Amt bin ich oft Zeuge gewesen, da wir manchmal uns am Bette schwer Kranker und Sterbender im Dorfe und seiner Umgebung zusammenfanden. Dass er seinen Pfarrkindern nichts anderes bot als das, wofür er und sie erzogen waren, wer will es ihm verargen? Hätte er ihnen statt des starren, verknöcherten Rituells der römisch-katholischen Kirche, wie es sich seit Generationen in diesen Gegenden entwickelt hat, einen aufgeklärten Rationalismus predigen wollen, so würden sie ihn verständnisslos angestaunt und sich von ihm abgewendet haben.

Die Regierung von Guatemala, welche die Geistlichen im allgemeinen als ihre Feinde betrachtet und ihren Einfluss auf die Bevölkerung fürchtet, ist bestrebt, dieselben durch häufige Versetzung zu verhindern, irgendwo tiefere Wurzeln in den Herzen ihrer Pfarrkinder zu schlagen. Diesem Princip gemäss wurde auch der Padre Coronado während meines Aufenthalts in Retaluleu nach Chimaltenango und von da in die Altos der Mames, nach San Pedro Sacatepe-

---

[1] Die Butaca ist ein niedriger Stuhl mit tief ausgehöhltem Sitz und hoher Lehne. Sie ist häufig mit Thierfell überzogen.

quez versetzt. Sein Nachfolger in Retalulen war in allen Dingen das complete Gegenstück des ehrenfesten Padre Coronado, ein versoffenes Subject, das ungescheut allen Lastern fröhnte, bei Tage im Hotel der Chinesen dem Spiele oblag und des Nachts in den Ranchos der Umgebung den Mädchen nachstellte, was ihm von seiten anderer Liebhaber verschiedene Trachten wohlverdienter Prügel eintrug.

Die Geistlichen aller Jahrhunderte seit der Eroberung haben es sich in Guatemala angelegen sein lassen, die Bevölkerung in Beziehung auf das von der Kirche vorgeschriebene Cölibat tolerant zu machen, und so beschränkt sich dasselbe hier lediglich darauf, dass die Priester nicht heirathen, das heisst, den staatlich und rechtlich anerkannten matrimonialen Pact mit einer einzelnen Frau nicht eingehen. Dagegen ist das System der Queridas (Maitressen) allgemein, und da deren häufig mehrere gleichzeitig sind, so besteht vielfach factische Polygamie, die jedoch nicht blos auf den Klerus beschränkt bleibt, sondern an der sich auch ein guter Theil der übrigen einheimischen Bevölkerung in der Weise betheiligt, dass z. B. ein Pflanzer in der Stadt eine legitime Frau hat, daneben aber auf seiner entlegenen Pflanzung, wo er monatelang von seiner Familie entfernt leben muss oder leben will, eine oder mehrere Maitressen, meist Ladino-Mädchen, hält. Es gibt ganz gute Häuser im Lande, in denen nicht nur die ehelichen Kinder eines Mannes, sondern auch gelegentlich uneheliche zusammenleben; letztere sind natürlich von den Rechten der legitimen Kinder ausgeschlossen und nehmen eine mehr dienstliche Stellung ein. Bei Constatirung dieser Verhältnisse handelt es sich nicht um Anhebung eines moralischen Zeters, sondern lediglich darum, Thatsachen objectiv darzustellen, an denen unsere Moralisten ihre Thesen auf ihre praktische Durchführbarkeit prüfen können. Wir dürfen mit diesen Thatsachen und ihren Urhebern nicht zu strenge ins Gericht

gehen, denn für einen unbefangenen Beobachter europäischer Sittenzustände heisst es bei einem grossen Theil dieser Dinge einfach: *Partout comme chez nous*, und unsere europäische Tugend in sexueller Hinsicht stellt sich da, wo sie vorkommt, häufig genug nicht dar als der freie Spross selbst gewollter, sittlicher Grundsätze, sondern als das rhachitische Schmerzenskind der Furcht und mangelnder Gelegenheit zur Sünde.

Die Zahl der bestehenden und der jährlich eingegangenen Ehen steht in Guatemala in argem Misverhältniss zur Gesammtzahl der Bevölkerung. Im Jahre 1882, welches hinsichtlich der wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse durchaus als ein Normaljahr bezeichnet werden muss, kamen auf die Gesammtbevölkerung von 1224602 Köpfen 4864 Ehen, also 39,7 Ehen auf je 10000 Einwohner, ein Verhältniss, welches zeigt, dass der Heirathstrieb in Guatemala wenig mehr als die Hälfte des numerischen Werthes aufweist, den er in europäischen Staaten mit relativ niedrigen Zahlen hat, wie Norwegen oder die Niederlande (mit 77 Trauungen auf 10000 Einwohner). Es lässt sich diese auffallende Abneigung gegen die Heirath in einem dünnbevölkerten Lande (10 Einwohner auf 1 qkm) in politisch ruhigen und wirthschaftlich nicht ungünstigen Zeiten, welche selbst der besitzlosen Klasse die zum Unterhalt der Familie nöthigen Lebensbedürfnisse relativ leicht gewähren, nur durch die Leichtigkeit erklären, mit welcher illegitime Verbindungen eingegangen werden können, und durch die geringen socialen Unzukömmlichkeiten, welche das offenkundige Concubinat mit sich bringt. Die illegitimen Verhältnisse sind am häufigsten in der Klasse der niedern Ladinos. Es gründet sich diese Häufigkeit theilweise auf die Abneigung, welche viele Ladinas gegen die Heirath haben, da sie fürchten müssen, von ihren Männern schlecht behandelt zu werden und sie erhalten zu müssen, sobald sie sich nicht mehr von ihnen trennen können. Die legitimen und wilden Ehen, in denen der Mann ein vollendeter Bummler

und Taugenichts ist, der sich ganz oder grösstentheils von der Arbeit seiner Frau erhalten lässt, sind nämlich in Guatemala sehr häufig. Ein fernerer Umstand, der das Zustandekommen illegitimer Verbindungen begünstigt, ist das grosse Angebot von Frauen auf dem Markte des Lebens. Nimmt man nämlich die Gesammtzahl der bei der Zählung von 1880 wirklich gezählten Bevölkerung zu Grunde, so finden sich unter den Ladinos

164197 Männer und
176954 Weiber

also ein Ueberschuss von 12757 (oder 7³/₄ Proc.) Weibern über die Männer. Es ist dies 4 Proc. mehr als in Frankreich.

Das Städtchen Retalulcu liegt, wie bemerkt, schon ganz im Flachland, welches sich hier durch seinen Vegetationsreichthum und reichliche Bewässerung in Gestalt zahlreicher Flüsse und Flüsschen, die hier alle noch etwas Fall haben, auszeichnet. Sümpfe fehlen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt jedenfalls nicht viel weniger als 28—29° C., jedoch finden in den einzelnen Perioden des Jahres erhebliche Schwankungen in der Weise statt, dass während der Dauer des Norte, also in den Monaten December bis Februar, die Temperatur, namentlich nachts, etwa von morgens 2 Uhr an, erheblich herabgedrückt wird. Die gewöhnliche leichte Bedeckung des tropischen Bettes genügt alsdann nicht mehr, und fröstelnd greift man zur Wolldecke, um eine behagliche Bettwärme herzustellen. Mit dem Aufhören des Norte steigt die Temperatur und der Rest der Trockenzeit, also die Monate März bis Mai, ist die heisseste Zeit des Jahres. Der Körper ist selbst bei Nacht fast fortwährend schweissbedeckt, die glühende Luft macht jede intensive Körperanstrengung beschwerlich, der Schlaf ist unruhig, von keiner Erquickung gefolgt, der Körper erschlafft, und selbst der Geist wird zum *dolce far niente* geneigt. Mit Beginn der Regenzeit sinkt

die Temperatur wieder etwas, wird gemässigter, besonders nach den täglichen Nachmittagsregen, wo sie oft gegen diejenige vor Eintritt der Gewitter empfindlich absticht. Auch die Nächte sind erträglich, die Morgenstunden angenehm frisch. Die Feuchtigkeit der Luft ist erstaunlich; Eisen, Instrumente jeder Art rosten mit unglaublicher Schnelligkeit, Leder, Pappeinbände der Bücher, Schuhwerk überzieht sich fast von heute auf morgen mit Schimmel, das Leinenzeug vergraut im Kasten, sodass eine stete Aufmerksamkeit das Besitzthum überwachen muss, wenn man nicht empfindliche Verluste erleiden will. Die europäische Hausfrau hat hier einen schweren Stand und nur die äusserste Einfachheit der Einrichtung, Vermeidung der den Europäerinnen so sehr ans Herz gewachsenen Vorräthe an Kleidern, Wäsche und dergleichen kann ihr das Leben erträglich machen. Deshalb ist auch das Leben der Einheimischen so äusserst einfach und bedürfnisslos geworden, und die einzig richtige Philosophie des Europäers besteht in diesem Klima darin, es ihnen in dieser Einfachheit nach Kräften nachzuthun. Im Hochsommer erleidet die Regenzeit auch hier während der Hundstage (*canícula*) in der Regel eine kleine Unterbrechung, nach deren Ablauf sie mit vermehrter Vehemenz einsetzt und von Anfang September bis in den November hinein die Wege in einen unglaublichen Zustand versetzt.

Den geschilderten Verhältnissen entsprechend gehört denn auch Retalulen zu den ungesundesten Gegenden der ganzen Republik; die officiellen Berichte constatiren z. B. für das Jahr 1882 eine Mortalität von 5 Procent.

In Retalulen existirte ein kleines Hospital, dessen Arzt ich in der Folge wurde. Die Republik unterhält neun Spitäler, wovon drei auf die Hauptstadt kommen (Hospital general de San Juan de Dios, Hospital militar und Hospital de la cárcel), die übrigen sich auf die Departementshauptorte Antigua, Amatitlan, Escuintla, Quezaltenango, Retalulen

und Chiquimula vertheilen. Die Kranken, welche in diesen Spitälern behandelt werden, gehören durchschnittlich der ärmsten Bevölkerung an: es sind meist Ladinos, seltener Indianer der untersten Klasse, Mozos, Handwerker und dergleichen. Wer es irgend vermag, vermeidet die Spitäler, die bei der unwissenden Bevölkerung in demselben Rufe stehen, wie bei unsern Bauern. Diese Anstalten werden theils durch Regierungssubventionen, die aber schwer zu bekommen sind, zum grössern Theil durch Privatwohlthätigkeit, Stiftungen u. s. w. erhalten. Das grosse Spital der Hauptstadt fristet seine Existenz mit dem Ertrag der Stiergefechte, mit Veranstaltung von Lotterien und Aehnlichem. Bei den Departementsspitälern erreicht der Geldmangel oft genug eine existenzbedrohende Höhe.

Ich bediente das Spital von Retaluleu ein Jahr lang bei einem Monatsgehalt von 60 Pesos mit der Verpflichtung einer täglichen Visite, aussergewöhnliche Fälle, Verwundungen und dergleichen, welche sofortiges Eingreifen erheischten, natürlich abgerechnet. Ausserdem durfte ich mich nie länger als drei Tage von Retaluleu entfernen, ohne einen Ersatzmann zu stellen. Das Spital war zu jener Zeit ein grosser Rancho von Adobes, dessen Unterbau um einige Stufen über die Erde erhaben war. Infolge seiner luftigen Bauart war der Rancho gut ventilirt. Er war mit einem Hohlziegeldach und dem gewöhnlichen Corredor versehen. Rohrwände theilten ihn in drei Abtheilungen, eine Männerabtheilung, eine Weiberabtheilung und ein Zimmer für den Wärter, worin sich die Apotheke befand. Neben dem eigentlichen Spital befand sich ein anderer kleiner Bau, in welchem eine Küche, eine Vorrathskammer und ein Raum für die Wärterin vorhanden waren.

Das Spital hatte damals 22 Betten, d. h. einfache, breite Holzbänke (bancos), auf welche ein Petate gelegt wurde. Das Bettzeug bestand aus einem niedrigen Kopfkissen und einem

baumwollenen Bettlaken. Häufig genug musste ich eine ganze Reihe von Kranken auf den Boden legen. Die Weiberabtheilung blieb immer merkwürdig leer; ich hatte zeitweise gar keine, selten mehr als vier Kranke auf derselben, was sich aus der Scheu der Indianerinnen vor dem Spital erklärt. Räth man ihnen, sich ins Spital aufnehmen zu lassen, so sagen sie in den meisten Fällen: *mejor me voy á morir en mi casa*, ich will lieber zu Hause sterben. Die Krankenkost war äusserst mager, Atole, Tortillas und Frijol, in Ausnahmefällen Fleischbrühe oder ein Ei bildeten die fast ausschliessliche Nahrung. Ich hatte gelegentlich kleine Rebellionen unter den Kranken, die sich weniger auf die Qualität als die Quantität der nach Maassgabe der jeweilig disponibeln Gelder verabreichten Speisen bezogen. Zulage von ein paar Tortillas pro Tag beschwichtigte diese genügsamen Leute.

Als Wärter der männlichen Kranken fungirte ein junger Ladino von Tuxtla Chico, Namens Felix, der einst selbst in diesem Spital wieder die Gesundheit erlangt und aus Dankbarkeit der gnadenreichen Jungfrau Maria gelobt hatte, zwei Jahre lang sich dem Dienst der armen Kranken zu widmen. Und in der That erfüllte Felix sein Gelübde in anerkennenswerthester Weise, er war thätig, anhänglich an die Kranken, ehrlich. Leider hatte dieser äusserst brauchbare Mann einen grossen Fehler, den er mir einst mit Thränen in den Augen freimüthig eingestand, er war nämlich *muy enamorado*, wie der Terminus technicus in Retaluleu für einen übergrossen Hang zum weiblichen Geschlechte lautete. Dieser Hang brachte ihn denn auch um seine Stelle und mich um einen brauchbaren, zuverlässigen Krankenwärter. Wir hatten nämlich eines Tages eine junge kranke Ladina im Hause, deren gefälliges Aeussere meinen Felix dermaassen bethörte, dass er sich beigehen liess, sich Nachts ins Weiberzimmer zu schleichen und ihr amorose Anträge zu machen. Die übrigen Patientinnen beklagten sich bei einer unserer prüden Spitalgönnerinnen

und die Folge davon war die unmittelbare Entlassung des Wärters. Ich wusste von der Geschichte nichts, und wunderte mich nur, meinen barfüssigen Amanuensis eines Morgens nicht zur Visite vorzufinden. Mittags wurde ein Kranker eingebracht mit einem Machetenstich im Unterleib, aus dem Dünndarmschlingen vorgefallen waren. Ich sandte nach dem entlassenen Felix, da noch kein anderer Wärter da war. Er wurde endlich beigebracht, weinend, zerknirscht, in den rührendsten Ausdrücken um Verzeihung flehend, den Kranken der Reihe nach die Hände schüttelnd und jeden seiner *cariño* (Liebe, Zuneigung) versichernd — kurz, total betrunken und leistungsunfähig, sodass ich die zur Behandlung des Verwundeten nöthigen Manipulationen mit Hülfe eines Reconvalescenten vornehmen musste. Dies war die einzige Gelegenheit, wo ich Felix *enamorado* und betrunken gesehen hatte. Nachher traf ich ihn nur noch sporadisch, er trieb sich in allerlei niedrigen Dienststellungen herum und ich hatte oft Veranlassung, diesen anstelligen Gehülfen, meinen einzigen Assistenten bei Operationen, zurückzuwünschen.

Die Weiberabtheilung und das Rechnungswesen des Spitals stand unter einer alten, kleinen, dicken Ladina, der „Señora Chon". Die Configuration ihres runzeligen Gesichts und die leichte Kräuselung ihres graumelirten Haares schienen darauf hinzudeuten, dass auch Afrika in entlegener Zeit sein Contingent zu ihrem Stammbaum geliefert hatte. Das Charakteristische an ihr war aber die beharrliche Unreinlichkeit ihres Anzugs. Ihre Füsse pflegten in einem Paar gelber, zerrissener Mocasines zu stecken, ihren übrigen Leib bedeckten glücklicherweise die Camiseta und die Enaguas, deren ursprünglich weisse Farbe durch reichliche Spuren ihrer sämmtlichen häuslichen Thätigkeiten getrübt ward. Da waren Flecke von Chocolade, von Atole, von Kaffee und Fleischbrühe gemischt mit solchen von Russ und brauner Gartenerde. Señora Chon verwaltete das ihr anvertraute Spital mit einer

erstaunlichen Sparsamkeit. Ihr Hauptvergnügen war die Pflege ihres „Gartens“, wenn man die wüste Fläche hinter dem Hause, auf welcher Maisstauden, Tomates, Erdmandeln und verschiedene Gartenblumen zwischen zerstreuten Papayas in wildem Chaos durcheinander wuchsen, so nennen kann. Chon war die Gutmüthigkeit selbst. Sie pflegte mir, nachdem ich ihr meine Frau vorgestellt und diese ihren Gartenkünsten gebührende Bewunderung gezollt hatte, jeden Morgen einen grossen Blumenstrauss für meine Frau mit nach Hause zu geben. Da ich aber häufig nicht nach Hause ging, erlaubte ich mir ein paarmal, die Blumen insgeheim unterwegs wegzuwerfen. Sie sah oder erfuhr das aber offenbar auf irgendeine Weise und fragte mich eines Morgens mit dem Tone schmerzlicher Kränkung: *¿pues, ya no quiere V. ramo para la Niña?* (Sie wollen, scheint's, keinen Strauss für Ihre Frau?) Als ich mich nach dem Grunde dieser seltsamen Rede erkundigte, erwiderte sie ohne Umschweife: „*Pues, porque lo botó ayer* (weil Sie ihn gestern wegwarfen). Ich überzeugte sie, dass dies nur ein einziges mal im Drange wichtiger Geschäfte geschehen sei, hütete mich aber, um der guten Seele nicht wehzuthun, künftighin die Blumen in der Nähe des Spitals wegzuwerfen.

Was die Nosologie der Tierra caliente von Retaluleu anbetrifft, so bietet dieselbe ein mehrfaches Interesse. Indessen mag eine speciellere Besprechung dieses Gegenstandes, als dem nicht fachmännischen Leser ferner liegend, hier unterbleiben und nur allgemein bemerkt sein, dass unter den Krankheiten, die ich in der Spital- und Privatpraxis in jener Gegend zu Gesichte bekam, die Malaria-Affectionen in hervorragender Weise dominirten. Ihnen folgten der Frequenz nach die Darmkrankheiten acuter und chronischer Natur.

Es sei hier einer eigenthümlichen Gewohnheit der niedern Bevölkerung von Guatemala noch gedacht, die auch ethnologisch interessant ist, nämlich des sogenannten Erde-

essens. Es ist bei diesem weitverbreiteten Gebrauch streng zu unterscheiden zwischen dem Erdeessen Gesunder, welche die Erde lediglich als Würze ihrer Speise benutzen, und dem psychopathischen Trieb einzelner Kranker, verschiedene Erdarten zu verschlingen.

Unter den Indianern von Guatemala besteht nämlich der Gebrauch, gewisse Erdarten zu essen, allgemein, sie machen daraus gar kein Geheimniss. Ich habe selbst eine Quantität der von ihnen am meisten benutzten Erdart, eine hellgelblichgraue, starkriechende Substanz, welche eine durch Witterungseinflüsse pulverisirte vulkanische Asche darstellt, mitgebracht. Sie ist beim Essen vollkommen geschmacklos, man hat das Gefühl, als ob man etwa Kreide esse, die Indianer aber preisen diese Erde als ein Gewürz von vorzüglicher Güte und nennen sie *sak cab*, die weisse Süssigkeit. Soviel ist sicher, dass ihnen diese Erde den Dienst eines Zahnpulvers versieht und ihnen zum Theil ihre blendendweissen, von der Caries der Civilisation noch nicht angekränkelten Zahnmauern erhält. Die jeweilig gegessene Quantität ist eine geringe, indem mit der Erde in der Regel blos die übrigen Speisen bestreut werden. Es handelt sich dabei um eine echt indianische Sitte, die schon uralt ist, denn bereits im Popol Vuh reiben ja die beiden Magier Hunahpú und Xbalanque die gebratenen Vögel, womit sie den Cabrakan vergiften, mit Erde ein.

Eine andere Form des Genusses erdiger Substanzen innerhalb der Breite des Normalen hat einen religiösen Hintergrund. Diejenigen Leute nämlich, welche nach dem berühmten Wallfahrtsort Esquipulas reisen, pflegen von da geweihte Heiligenfiguren mitzubringen, deren Herstellung aus pulverig-erdiger Substanz eine Industrie der Geistlichen von Esquipulas ist. Diese Figuren (benditos) werden von den Gläubigen selbst gegessen, oder an Freunde und Verwandte verschenkt, da ihrem Genusse die Kraft zugeschrieben wird, bestehende Krankheiten zu heben und drohende zu verhüten.

Diesem ganz normalen Brauch steht ein Misbrauch gegenüber, der besonders von Kindern, aber auch von Erwachsenen geübt wird, wobei nicht blos bestimmte Erdarten, sondern ziemlich unterschiedslos alle gewöhnlich erreichbaren erdigen Substanzen gegessen werden. So werden Kreide, Kalk vom Mauerbewurf, Stücke von Adobes (lufttrockenen Ziegeln) gegessen. Die Volksansicht hat nun mit dieser Unart einen gewissen pathologischen Symptomencomplex in Verbindung gebracht und denselben kurzweg als Folgezustand des Erdgenusses dargestellt. Zu diesem Complex gehören nämlich die riesigen Bäuche, welche man gelegentlich bei Kindern der Indianer und Ladinos findet, und welche, wie ich glauben muss, zum Theil auf Anschwellung der grossen Unterleibsdrüsen, Leber und Milz, hauptsächlich aber auf Atonie der Gedärme beruhen; dahin gehört ferner starke Abmagerung, fahles, lehmgelbes, exquisit hydrämisches Colorit, chronische Diarrhöe und endlich ein Marasmus, dem viele erliegen. Ich muss gestehen, dass die Unmittelbarkeit des Zusammenhanges zwischen dem Erdeessen und dem geschilderten Symptomencomplex mir denn doch in mehr als einer Hinsicht zweifelhaft erschien, trotzdem auch Dr. Bernoulli denselben behauptet. Erstlich bin ich überzeugt, dass viele dortige Kinder dieser Unart fröhnen, ohne ernstlich krank zu werden, zweitens glaube ich nicht, dass alle auf diese Art erkrankten Kinder wirklich Erde essen, auch wenn sie dies, aus Furcht und durch Drohungen gedrängt, eingestehen. Vielmehr ist es nicht zu verwundern, wenn die Kinder der Armen, die oft in äusserster Verwahrlosung, bis zum vierten Lebensjahre halb oder ganz nackt sich mit den Schweinen, Hunden und Hühnern um die Ranchos ihrer Aeltern trollen und alles essen, was ihnen in den Wurf kommt, in der beschriebenen Weise erkranken, wobei zweifellos die Malariakachexie ebenfalls eine hervorragende Rolle spielt.

Einen relativ hohen Procentsatz aller Erkrankungen liefert auch hier die Lungenphthise, die, wie es mir schien, ziemlich gleichmässig in dem Lande, sowol in der Tierra caliente als der Tierra fria, vorkommt und nicht weniger in den guten Klassen, als im Proletariat ihre Opfer fordert. Dass die Keime dieser Krankheit auf den Hochebenen und den Gebirgen des Innern, wo die Respirationswege allen möglichen Schädlichkeiten, raschem Temperaturwechsel, kolossalem Staub ausgesetzt sind, in den so präparirten Lungen einen günstigen Boden finden, ist wenig auffallend. Dagegen befremdete mich ihre verhältnismässige Häufigkeit in der feucht-heissen Tiefebene, obwol es für viele Fälle nicht zu eruiren ist, wo die Phthise acquirirt wurde, da besonders die Männer stark wandern und bald in der Tierra fria, bald in der Tierra caliente sich aufhalten. Das endemische Vorkommen der Lungenphthise in den gemässigten Hochebenen des Innern, z. B. in den Städten Antigua und Guatemala, ist deswegen von Interesse, weil es den Gedanken ferne legen muss, hier Sanitarien für Lungenkranke errichten zu wollen. Trotz der vergleichsweisen Milde und Gleichmässigkeit des Klimas dieser Plätze, welches man ja euphemistisch einen „ewigen Frühling“ genannt hat, disponirt dasselbe, gepaart mit dem Norte der Trockenzeit, welcher Wolken feinen und groben Staubes beständig in der Luft suspendirt hält, sehr zu katarrhalischen Erkrankungen der Luftwege.

Diejenige Krankheit, welche in den letzten zwei Jahren namentlich unter den Indianern die meisten Opfer gefordert hat, sind unstreitig die Pocken. Ich werde bei Schilderung einer Reise durch das Innere des Landes noch Gelegenheit haben, die Verheerungen, welche diese Geisel der Menschheit in den indianischen Dörfern anrichtet, zu berühren und kann mich daher an dieser Stelle darüber kurz fassen. Das hingegen kann ich vorweg sagen, dass einer der principiellen Gegner der Schutzpockenimpfung überhaupt, und der Wühler

gegen die Zwangsimpfung insbesondere, der diese Verheerungen mit eigenen Augen sähe und es dennoch über sich brächte, seinen Principien getreu weiter zu wühlen, sich geradezu als Verbrecher an der menschlichen Gesellschaft qualificiren würde. In Guatemala, einem halbcivilisirten Lande, zweifelt mit Ausnahme der unwissenden Indianer, und selbst diese nur theilweise, sozusagen niemand an der Wirksamkeit der Impfung, weil man den Erfolg derselben in zahlreichen Fällen unmittelbar hat constatiren können und weil diese Fälle noch in allgemeinem Andenken sind. Die Regierung hat die Zwangsimpfung eingeführt, deren Erfolg leider wegen der enormen Schwierigkeit der Durchführung und des fortwährenden Mangels an genügendem Impfstoff einstweilen kein durchgreifender sein kann. Die Pflanzer lassen, erschrocken über die Sterblichkeit unter ihren Rancheros, mit grossen Kosten ihre Untergebenen impfen, die Familienväter kommen mit ihren Kindern weit her in die Stadt gereist, um sie impfen zu lassen, sogar ein Theil der Indianer lässt sich freiwillig impfen, — in Europa aber gibt es immer noch Schreier und Principienreiter, welche in der Zwangsimpfung eine Beeinträchtigung der individuellen Freiheit erblicken, und gibt es leider Bevölkerungen und Regierungen, welche auf diese Schreier hören und ihren Räthen folgen. Merkwürdige Inconsequenz der menschlichen Seele! Dieselben Schreier würden, vorausgesetzt, dass es ihnen ihr persönlicher Muth erlaubt, ins Wasser springen, um einen Selbstmörder gegen seinen Willen an der Ausführung seines Vorsatzes zu hindern, trotzdem sie ihm in consequenter Durchführung ihrer Principien seine persönliche Freiheit im Wasser belassen müssten.

Was sehr zur Verbreitung der Pocken in Guatemala beiträgt, ist der beispiellose Leichtsinn, mit dem sich die Bevölkerung der Gefahr der Ansteckung aussetzt, und welcher theilweise in den Formen des dortigen gesellschaftlichen

Lebens begründet ist. Erkrankt nämlich jemand aus einem guten Hause an Pocken, Cholera oder einer andern schweren Krankheit, so ist von Ueberbringung des Patienten in ein Spital von vornherein nicht die Rede, das wäre gegen die gute Sitte, ¡figúrese! Dieselbe gute Sitte erfordert nicht nur, dass der Kranke in seinem Hause von den nächsten Angehörigen gepflegt werde, sondern auch, dass alle Verwandten, Bekannten, guten Freunde und Untergebene beständig im Hause ein- und ausgehen, sich nach dem Befinden des Kranken erkundigen, ihn abwechselnd pflegen, bei ihm wachen, neue Mittel in Vorschlag und Anwendung bringen. Je schwerer der Fall, desto hartnäckiger sammelt sich dieser Menschentross im Krankenhause, desto enger concentrirt er sich im Zimmer des Kranken, dessen Bett höchstens durch eine spanische Wand etwas gesondert ist. Das Tageslicht wird gänzlich ausgeschlossen, das Zimmer soviel irgendmöglich verdunkelt, die Luft in demselben durch die beständige Anwesenheit vieler Personen und das Rauchen der Cigaretten verdorben. Die geschilderte Sitte umgibt die Krankenpflege der guten einheimischen Häuser wie eine Mauer, die um so undurchdringlicher ist, je weniger die betreffende Familie mit ausländischen Anschauungen in Berührung gekommen ist, und je mehr sie in bornirt-nationalem Dünkel an der althergebrachten guatemaltekischen Sitte festhält. Die einheimischen Aerzte fügen sich nicht nur all diesen widersinnigen Maassregeln, sondern sie sind es häufig, auf deren Anordnung dieser Unsinn geschieht. Als ich in Retalulen zum ersten mal diesen Apparat kennen lernte, hielt ich die Anwesenheit so vieler Menschen im Krankenzimmer für müssige Neugier und bat mit dem ahnungslosen Lakonismus des Neulings den Hausherrn, die Leute hinauszuschicken. Die Señores und Niñas gingen allerdings mit Basiliskenblicken auf mich hinaus, am folgenden Tage aber traf ich dieselben Leute in demselben Zimmer wieder und spätere, reichliche Erfahrung

belehrte mich, dass es für einen Einzelnen, namentlich einen Ausländer, schwierig ist, gegen diese „Costumbres“ anzukämpfen, um so mehr, als diese enge mit den Anschauungen des Kranken selbst verknüpft sind. Die Kranken wollen keine Ruhe, sie wollen nicht mit einem einzelnen Wärter allein sein, sie wollen besucht, beguckt, betastet und unterhalten sein, all dieser schwerfällige und widersinnige Apparat ist für sie ein getreuer Spiegel ihres persönlichen Werthes, und thut ihnen so unendlich wohl! Todtkranke heben, solange sie noch halbwegs beim Bewusstsein sind, die matte Hand zum Grusse gegen die über sie gebeugten Gesichter der Besucher, und versuchen auf die ihnen in die Ohren gekreischten Fragen und Tröstungen zu lächeln. Fernerstehende Bekannte beobachten den Brauch, jeden Morgen und womöglich noch Abends eine Criada nach dem Krankenhause zu schicken, guten Tag zu wünschen und sich zu erkundigen, wie der Kranke die Nacht verbracht habe. Die Criadas haben hierfür eine ziemlich stereotype Redensart und pflegen zu sagen: „*Manda decir la Niña tal y fulana, que tenga V. muy buenos dias y qué tal amaneció el enfermo.*“ Die Antworten sind oft von köstlicher Naivetät. Zu den Hauptaufgaben der Krankenpflege gehört nämlich auch die Sorge für offenen Leib. Tritt in dieser Hinsicht irgendeine Stockung ein, so wird dem renitenten Darm mit Abführmitteln und Klystieren (purgas und lavativas) derart zu Leibe gegangen, dass er in der Regel bald klein beigibt, und bei diesem freudigen Ereigniss lautet die Antwort auf obige Frage: „*Pues dígale á la Niña que tenga muchas gracias, que el enfermo ya está mejor, porque obró bastante.*“[1] Dieses ge-

[1] „Sage deiner Frau, wir lassen ihr danken und dem Kranken gehe es besser, denn er habe tüchtig Stuhl gehabt.“ Der spanische Ausdruck „obrar bastante“ ist von einer unübersetzbaren Plastik.

waltsame, schablonenmässige Purgiren bildet den Angelpunkt, um welchen sich die Therapie der einheimischen Laien und Aerzte dreht und manches Menschenleben fällt ihm jährlich zum Opfer.

Was nun die Pocken anbetrifft, so wird bei ihnen ebenso wenig als bei andern ansteckenden Krankheiten auf Isolirung des Kranken gehalten, sondern auch in diesen Fällen hat die ganze Verwandtschaft freien Zutritt. Auf diese Weise ist selbstverständlich die Gelegenheit zur Verschleppung contagiöser Krankheiten gegeben. Wenn die Pocken trotzdem in den bessern Ständen sich auf vereinzelte Fälle beschränken, so ist dies lediglich der Impfung zuzuschreiben. Viel schlimmer ist das niedere Volk daran. Von Isolirung der Kranken ist in diesen Kreisen natürlich ebenfalls nicht die Rede, trotzdem die Leute ganz gut wissen, dass sie sich und ihre Kinder der Ansteckung aussetzen. Macht man ihnen hierüber Vorstellungen, so antworten sie höchstens mit dem Fatalismus eines Orientalen: „*¡Bueno; que se haga entónces la voluntad de Dios!*“

Man würde sich übrigens täuschen, wollte man die Aufmerksamkeit, welche in der geschilderten Weise den Kranken zutheil wird, auf wirkliches Mitgefühl zurückführen. Dass die allgemein menschlichen Regungen der Kindes-, Gatten- und besonders der Aelternliebe in allen Bevölkerungsschichten Guatemalas ebenso gut vorkommen, wie bei uns, davon sieht man gelegentlich, namentlich seitens der Mütter und Gattinnen, wahrhaft rührende Beispiele. Ueber die allernächsten Grade der Verwandtschaft hinaus aber ist all' dieser Apparat nichts als pure Phrase von unsagbarer Hohlheit, leeres durch Ueberlieferung geheiligtes Ceremoniell ohne den geringsten ethischen Werth.

Von constitutionellen Krankheiten spielt die Syphilis eine grosse Rolle, weniger durch ihre wirkliche Häufigkeit, als durch den enormen Misbrauch, der seitens unwissender und

gewissenloser Aerzte mit dieser Bezeichnung getrieben wird. Dabei wird von den einheimischen Aerzten, hoffentlich nicht wider ihr besseres Wissen, die Syphilis mit Localaffectionen nicht-syphilitischen Ursprungs diagnostisch und therapeutisch zusammengeworfen. Hat ein junger Mann eine Gonorrhöe oder ein Ulcus molle durchgemacht, und bekommt er Jahre hernach eine unschuldige Angina oder gar ein Erythem, so wird von den einheimischen Aerzten unweigerlich die Diagnose auf Lues gestellt und nun wird der Unglückliche auf eine erbarmungswürdige Art mit Quecksilber gefüttert, bis ihm die Zähne im Munde wackeln. Was in dieser Hinsicht von den gelben und braunen Collegen in Guatemala geleistet wird, grenzt ans Unglaubliche. Die Syphilis kommt in Guatemala infolge der allen Tropengegenden eigenen laxen Moral häufig genug vor, aber die nichtsyphilitischen Affectionen sind doch ganz unverhältnismässig viel häufiger, namentlich in den Städten, wo die Prostitution ein regelmässiges Gewerbe bildet.

Die Prostituirten sind lediglich Mädchen aus der Klasse der Ladinas, also Mischlinge. Reine Indianerinnen geben sich dazu nicht her und weisse Curtisanen kommen nur ganz sporadisch, etwa mit einer herumziehenden Circusgesellschaft, für kurze Zeit nach Guatemala. In der Hauptstadt gibt es einige Bordelle, doch ist die Zahl der freilebenden Prostituirten eine weit grössere, obwol sie sich jeder Berechnung entzieht, da das System der Prostitution sich unmerklich in dasjenige der Queridas (Maitressen), die von einem einzelnen Mann oder ein paar Freunden unterhalten werden, verliert. Diese Queridas sind aber nicht nur ein sehr anspruchsvolles und kostspieliges, sondern auch höchst launisches und wetterwendisches Volk, welches die Gegenstände seiner Gunst rasch wechselt. Neben Pferd und Jagdgewehr bildet die Querida häufig eine der ersten Anschaffungen des europäischen Dependiente (Commis), sobald er

erst in Guatemala warm geworden ist. Der Cynismus, mit dem diese oft bartlosen jungen Leute sich gegenseitig die Charaktereigenthümlichkeiten ihrer gelben Dulcineen schildern, Kostenberechnungen aufstellen und die zweifelhaften Chancen ihrer Treue erwägen, gewährt ein trübes Bild, um so trüber, als manche von diesen jungen Leuten in sittlicher Beziehung gänzlich unverdorben nach Amerika kamen und sie ihre moralische Erziehung im Aelternhause, ihre tüchtigen Anschauungen, ihre Gesundheit und oft genug diejenige ihrer künftigen Familien aufs Spiel setzen und verlieren, nicht etwa um eines vom Klima geforderten Bedürfnisses willen, sondern oft genug aus falscher Scham, um dem cynischen Spott welterfahrener Collegen nicht länger als Zielscheibe zu dienen. Und von allen Waffen, mit denen ein unverdorbenes Herz zu Falle gebracht werden kann, sind wol Spott und Cynismus die gefährlichsten! Dagegen aber muss ich billigerweise erwähnen, dass manche dieser lockern Junggesellen sich späterhin an der Seite einer europäischen Frau bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt haben und solide, gesinnungstüchtige Gatten und Väter geworden sind, deren glückliches Familienleben ein rühmliches Zeugniss ablegt von der gründlichen Revision, der sie die Grundsätze ihrer Moral unterzogen haben.

Bezüglich der Sicherheit vor Infection ist das System der Queridas jedenfalls besser, obwol weit davon entfernt, zuverlässig zu sein, denn die Sache macht sich in der Regel so, dass die Querida sich einen Fremden als Finanzquelle und Vater allfälliger Kinder hält, während sie die wirkliche Neigung ihres Herzens irgendeinem ihrer Landsleute zuwendet. Namentlich Offiziere erfreuen sich in dieser Hinsicht einer grossen Bevorzugung und manches guatemaltekische Soldatenkind verschafft mittels der von einem Fremden für seinen Unterhalt bezahlten monatlichen 10 Pesos bis zu seinem zwölften Lebensjahre seiner Mutter Freude und

ein leichtes Leben. Ein lachender Philosoph könnte mit diesem Kapitel Bände füllen! Das Vergnügen würde ihm dabei nicht durch trübe Ausblicke auf die Zukunft solcher Kinder verkümmert, deren Los demjenigen illegitimer Sprösslinge im spiessbürgerlichen Europa tausendfach vorzuziehen ist: eine ungebundene Jugend, gefolgt von leichtlebigem, wenn auch armem Mannesalter ohne den geringsten socialen Makel.

Für die Mädchen allerdings gestalten sich die Verhältnisse in solchen Fällen häufig nach dem alten spanischen Spruch: Puta la madre, puta la hija, Puta la manta que las cobija, das heisst, sie treten über kurz oder lang, falls sie hübsch sind, in die Fussstapfen ihrer Mütter. Und zwar manchmal recht bei Zeiten, es ist gar keine Seltenheit, dass acht- und zehnjährige Mädchen abends im Zwielicht von den Unternehmerinnen durch die Strassen begleitet und den fremden Kaufleuten als „una preciosidad", als „cosa lindísima" angepriesen werden. Ich weiss recht wohl, dass die Sittenzustände europäischer Grossstädte im Grunde nicht besser sind, aber das Laster schlägt dort seine eigenen, versteckten Wege ein; wenigstens dürfte es bei uns kaum eine Stadt von der Grösse Guatemalas geben, wo die Prostitution sich in dieser Form und mit dieser Offenheit in den Hauptstrassen breit machen würde. Als das Prostitutionsunwesen in der Hauptstadt allzusehr überhand nahm, legte sich die Regierung ins Mittel und ordnete periodische Razzias an, bei denen die Prostituirten aufgegriffen und zur ärztlichen Untersuchung gebracht wurden. Von dieser Zeit an wurde ein einheimischer Arzt für die öffentlichen Häuser angestellt, ein blutjunger Mann, von dem ich nachmals hörte, er sei einst betrunken in einem der Häuser aufgefunden worden, ein Umstand, der sehr gegen die Zuverlässigkeit seiner amtlichen Controle spricht.

Auch abgesehen von der eigentlichen Prostitution ist

das Vorhandensein einer zahlreichen weiblichen Dienerschaft im Haushalt besser situirter Familien für die Moral der Söhne des Hauses gefährlich und verderblich. Ich habe Knaben von 15 und 16 Jahren an Gonorrhöe behandelt, welche von den Dienstmädchen ihrer Aeltern verführt worden waren.

Es ist psychologisch leicht begreiflich, dass die Männer die in so früher Jugend betretene Bahn der Libertinage später nicht leicht mehr verlassen, vor allem ist es der Besitz des Geldes, welcher in dieser Hinsicht viele Wege ebnet. Ein sprechendes Exempel hierfür ist der Landesvater Barrios selbst, der als ein kleiner Sardanapal gelten kann. Er ist mit einer Frau verheirathet, die mit Recht in Guatemala als eine der schönsten Frauen gilt, und Vater einer zahlreichen legitimen Familie. Viel zahlreicher aber ist seine illegitime Kinderschar. Einer seiner natürlichen Söhne studirte im Instituto nacional der Hauptstadt. Als der Ehrentag seines Examens herangekommen war, hielt der junge Mann seinen öffentlichen Vortrag, den ich im Druck gelesen habe, worin er mit warmen Worten schildert, dass er sein Leben nicht den Fesseln einer conventionellen kaltherzigen Heirath, sondern dem Instinct der freien Natur verdanke, welcher das Herz seines ausgezeichneten Vaters unwiderstehlich zu einem andern Herzen gezogen habe. Die legitime Frau des Präsidenten war anwesend, und hörte, wol an härtere Dinge gewöhnt, dem Vortrag ruhig zu. Als ich von Guatemala abreiste, war Barrios von der Hauptstadt abwesend, er feierte als Ehrengast die Hochzeit einer illegitimen Tochter, die sich im Departement San Márcos verheirathet hatte. Eine Dame der Hauptstadt, die mit den Verhältnissen des regierenden Hauses genau vertraut war, rühmte mir indessen die Generosität, welche der Präsident häufig bei diesen oft kurzlebigen Neigungen an den Tag lege. Da wurden einer solchen Favoritin auf Zeit schlankweg

10000 Pesos, einer andern sogar 20000 Pesos geschenkt, eine dritte wurde gut an einen Günstling des Präsidenten verheirathet und diesem ein fetter Posten in der Verwaltung angewiesen, *donde puede hacer algo* (wo er etwas machen kann), wie der Terminus hierfür lautet. Die betreffende Dame verglich Barrios in dieser Hinsicht mit seinem Collegen Zaldívar in Salvador, der es noch schlimmer treibe und Töchter aus guten und besten Familien zwangsweise entführen lasse. „*Ese al ménos no pica tan alto*“[1], sagte sie anerkennend von Barrios.

Noch sei an dieser Stelle kurz zweier Krankheitsformen gedacht, welche eine eigenthümliche Stellung auf der Grenze zwischen localer und constitutioneller Affection einnehmen, nämlich der „Tiña“ und des „Jiote“, die beide auf das tropische Amerika beschränkt sind. Bei der in Guatemala „Tiña“, in Mexico „Mal de los pintos“ genannten Krankheit besteht das auffälligste Symptom in Verfärbungen der Haut, die in grossen, bald flächenhaft ausgedehnten, bald mehr marmorirt scheinenden Flecken auftreten. Diese Flecke zeigen bald ein livid-bleifarbenes, ans Violette anstreifendes Colorit, wobei die betroffene Hautstelle aussieht, als wäre sie mit grauer Quecksilbersalbe eingerieben worden (Tiña morada), bald eine rothe, erythemartige (Tiña colorada), bald eine ganz weisse Färbung (Tiña blanca). Die Krankheit kommt hauptsächlich in dem westlichen Guatemala vor, doch habe ich sie auch in hochgelegenen Gebirgsdörfern, wie Nebaj, angetroffen. Sie findet sich ferner in den südlichsten Provinzen Mexicos, in Soconusco, Chiapas und Tabasco. Da ihr Verlauf äusserst chronisch durch Jahre sich hinzieht und das Allgemeinbefinden der betroffenen Individuen während eines grossen Theils dieser Zeit nicht afficirt, so kommen diese Fälle nicht zur Behandlung; man sieht dieselben nur

[1] Dieser greift wenigstens nicht so hoch.

gelegentlich auf der Strasse oder bei Anlass anderer, intercurrenter Krankheiten. Unter den reinen Indianern habe ich sie häufiger gesehen als an Ladinos. Ebenso wollte es mir scheinen, als ob die Tiña häufiger bei Männern sich finde als bei den indianischen Weibern, obwol man mitunter auch unter diesen exquisite Beispiele sieht.

Den Anfang der Krankheit bilden die dunkeln Verfärbungen der Haut, die namentlich an den Extremitäten, dann das Gesicht und den Hals, seltener den Stamm beschlagen. Es scheint sich dabei um einen degenerativen Process zu handeln, der wesentlich in den pigmentbildenden Schichten des Rete Malpighi verläuft, und dessen atrophisches Endstadium die weissen, vitiligo-ähnlichen Flecke bilden, die häufig disseminirt, durch gesunde Hautpartien getrennt erscheinen. Da ich vergeblich auf eine Gelegenheit wartete, einen Pinto zur Section zu bekommen, um ihm Hautstücke auszuschneiden und den Zustand der innern Organe zu untersuchen, bin ich nicht in der Lage, über diese seltsame Krankheit genauere Auskunft zu geben. Die Aetiologie ist völlig dunkel, ein Zusammenhang mit Lepra und Syphilis, oder mit Kropf und Cretinismus, woran man auch schon gedacht hat, durchaus problematisch, es scheint eine Krankheit *sui generis* zu sein, die nicht hereditär übertragen, sondern in irgendwelchem Lebensalter erworben wird, und zwar, wie es scheint, in der Umgebung von Retalnleu zumeist von Erwachsenen, welche häufige Reisen nach Soconusco zu machen haben und die Krankheit dort acquiriren. Sie ist indess nicht ansteckend von Person zu Person, weshalb es scheint, dass die Tiña eher eine dyskrasische, als eine parasitäre, etwa mykotische Grundlage hat. In Cuyotenango, einer 4 Leguas von Retaluleu entfernten Ortschaft, wohnte ein Mann, der infolge wiederholter Reisen nach Tapachula die Tiña bekam und zwar in seinem dreissigsten Lebensjahre. Die Krankheit blieb aber auf seine Person beschränkt; weder seine Frau

noch seine zahlreichen Kinder wurden durch dieselbe inficirt.

In keinem Stadium der Tiña schuppt die Haut ab, ebenso fehlt jede Ulceration der betroffenen Stellen, die, wie es scheint, schliesslich im atrophischen, weissen Stadium bis ans Lebensende des Individuums verharren, dessen Allgemeinbefinden nicht beeinträchtigt wird.

Bezüglich der Therapie fehlt mir jede Erfahrung. Man wird ja wol gelegentlich von dem einen oder andern von der Tiña befallenen Indianer gefragt: „¿Qué remedio será bueno para la tiña, patron?“ aber eine consequente Behandlung ist zur Zeit für den Arzt kaum möglich.

Eine Krankheit ganz anderer Art ist der Jiote. Der Name stammt vom mexicanischen Worte *xiotl*, welches das grosse Wörterbuch von Molina als „empeine ó sarna“ übersetzt. Empeine ist aber der in Guatemala häufige Herpes tonsurans oder Ringworm und sarna ist die Krätze, beides Affectionen, die nichts als eine oberflächliche Aehnlichkeit mit dem Jiote gemein haben.

Der Jiote ist eine Krankheit, welche den ganzen Körper befällt, und deren hervorstechendstes Symptom eine starke Desquamation der Haut bildet. Es stossen sich grössere und kleinere trockene Epidermisschollen von circa 1 cm Durchmesser ab, welche durch Beimengung von Schmutz ein dunkles Colorit besitzen und einen Fleck hinterlassen, der gegen die umgebenden schmutziggrauen Krusten röthlich absticht, jedoch nicht oder ganz unerheblich nässt. Blos an den Hand- und Fussflächen werden durch den steten Gebrauch die sich bildenden Krusten vorweg abgestossen, sodass sie scheinbar von der Krankheit nicht befallen sind. Der ganze Process ist mit starkem Jucken verbunden, weshalb sich Kratzeffecte zu dem übrigen Krankheitsbild gesellen.

Der Jiote ist auf die Tierra caliente beschränkt. Er gilt als übertragbar von Person zu Person und zwar sowol

auf dem Wege der Vererbung als durch directe Ansteckung. Ich kann darüber nichts aussagen. Er ist unheilbar, stört hingegen, abgesehen vom Jucken, das Allgemeinbefinden wenig.

Es gibt in der Tierra caliente auch einen Baum, welcher palo jiote heisst, da seine oberflächlichste Rindenschicht sich ebenfalls in dünnen Blättern ablöst.

ACHTES KAPITEL.

Die einheimischen Frauen. — Ihre Erziehung. — Die Fruchtbarkeit der einheimischen Frauen. — Stand der Geburtshülfe. — Pflege der Säuglinge. — Die Leichenöffnungen in Retaluleu. — Die Heilkunde und die Medicinalpersonen der Indianer alter und neuer Zeit.

Nicht ohne Grund heisst es: Wie der Herr, so der Knecht. Die im vorigen Kapitel geschilderten freien Anschauungen haben sich vom Regierungspalast bis in die Hütte des niedrigsten Ladino fortgepflanzt, wenigstens was Männer anbetrifft.

Bei den Frauen jedoch ist dem nicht so. Sowol die Frauen der anständigen Familien des Landes, als die meisten Weiber der indianischen Pueblos, sofern diese von Weissen und Ladinos fast unberührt blieben, halten sich von dieser Libertinage fern. Sie bleibt daher mit geringen Ausnahmen auf die Klasse der wenig bemittelten und armen Ladinas beschränkt.

Die Frauen der guten Stände haben auch nicht leicht Gelegenheit zu solchen Extravaganzen. Als Mädchen von den Argusaugen der öffentlichen Meinung überall strenge bewacht und selten mit Männern allein, spielt sich ihr Dasein ausserordentlich monoton und schablonenmässig hin. Nachdem im Colegio de Niñas oder der „höhern Töchterschule“ ihre Erziehung nothdürftig beendigt ist, d. h. wenn sie die in Guatemala üblichen Varianten der spanischen Orthographie

steif aber deutlich nachmachen, wenn sie die eine oder andere Opernmelodie oder ein paar Tänze auf dem Klavier spielen können und allenfalls die ersten Anfänge der englischen und französischen Grammatik überstanden haben, so ist nebst oberflächlicher Kenntniss einiger weiblichen Arbeiten ihre Erziehung fertig. Sie kehren ins Aelternhaus zurück, dirigiren und chicaniren die Criadas, helfen ihren Müttern, lesen den einen oder andern aus dem Französischen übersetzten Roman, gehen fleissig in die Kirche und ins Bad, machen ihre jährlichen Temporadas in Chinautla oder Antigua, besuchen die Paseos, das Theater, das Hipódromo, die jährlichen Bälle und Ferias und die abendlichen Tertulias, *voilà tout.*

Unter den jungen Damen Guatemalas gibt es einzelne sehr schöne Gesichter, mit reinem weissem Teint und schwarzen, von prachtvollen Wimpern umsäumten Augen. Hinter der schön geformten Stirn jedoch wohnt oft genug eine trostlose Alltäglichkeit, der tiefe, schwärmerische, launige oder melancholische Ausdruck der Augen ist ein Lusus naturae, eine hohle Maske für ein ödes Nichts, das sich beim geringsten Versuch, die Unterhaltung mit diesen netten Puppen über den Stadtklatsch zu erheben, in kläglichster Weise offenbart.

Diese schönen, so viel versprechenden und so wenig haltenden Gesichter sind jedoch Ausnahmen; die meisten Niñas der Hauptstadt der höchsten socialen Stufe können auf das Attribut der Schönheit keinen Anspruch erheben, es sind gewöhnliche, manchmal recht hässliche und unappetitliche Gesichter, deren Sommersprossen und übrige Mängel sich durch dicke Lagen von Schminke auf der welken Haut eben doch nicht hinwegleugnen lassen. Im geraden Verhältniss mit der Hässlichkeit pflegt bei diesen weissen oder leichtgelblichen, immer aber bleichen Geschöpfen die Frömmigkeit und das tägliche mehrstündige Knieen in den zahlreichen Kirchen der Hauptstadt zu wachsen. „Beatas“

nennt man diese speciellen Lieblinge der gnadenreichen Madonna.

Es muss jedoch gesagt werden, dass für diese durchschnittliche Beschränktheit und Alltäglichkeit, von der es manche sehr anerkennenswerthe Ausnahmen gibt, nicht die Naturanlage dieser merkwürdigen Wesen angeklagt werden darf, sondern lediglich die Starrheit der Sitte, welche ihnen jede freie Bewegung abschneidet. So tolerant die Männer von Guatemala gegen ihre eigene Person und ihre Söhne sind, so engherzig sind sie im allgemeinen gegen ihre Frauen und Töchter in allem, was eine freiere Lebensstellung derselben anstrebt. Jeder Versuch seitens der Mädchen, sich freier zu bewegen, wird von der öffentlichen Meinung sofort geahndet. An solchen Versuchen fehlt es bei Mädchen, in denen die Lebenslust der Jugend noch nicht erstickt worden ist, auch in Guatemala nicht. Ein romantisches Liebesverhältniss, ein verstohlener Briefwechsel bildet, wie überall in der Welt, das höchste Glück und Ideal einer solchen im verwunschenen Schloss der Schule oder hinter den Rejas des Aelternhauses gefangenen Mädchenseele. Kaum aber ist dergleichen ruchbar geworden, so regnet es anonyme Briefe an die Aeltern mit der freundnachbarlichen Ermahnung, ihre Töchter besser zu bewachen, oder an die unglückliche Liebhaberin selbst, gelegentlich des verletzendsten und gemeinsten Inhalts. Eine Dame erzählte mir, sie hätte als lediges Mädchen einst auf offener Strasse mit ein paar jungen Leuten ihrer Bekanntschaft gesprochen und Tags darauf habe ihre Mutter bereits durch einen Anonymus schriftlichen Bericht erhalten, dass sich ihre Tochter auf offener Strasse von Männern umschwärmen lasse, wie ein „dulce amoscado“ (fliegenumschwärmtes Zuckerzeug). Was Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen die Leichtlebigkeit und der romantische Frohsinn der Jugend erstirbt und mürrischer Alltäglichkeit Platz macht! So kommt für viele die Zeit des Brautstandes heran,

während dessen sie ebenfalls scharf bewacht und kaum je mit dem Bräutigam allein gelassen werden. Neigungsheirathen sind nicht selten, aber, wie es scheint, doch seltener als blosse Convenienzheirathen. In jedem Falle aber, ob eine Frau durch Neigung oder Convenienz an einen Mann gebunden sei, ist es die fast ausnahmslose Regel, dass die guatemaltekische Frau sich als pflichttreue, hingebende, in ihrer Weise liebevolle Gattin und aufopfernde Mutter bewährt. Während der Mann häufig nur aus Speculation heirathet, etwa einer Pflanzung, eines rentabeln Geschäfts oder des baaren Geldes wegen, und sich oft schon in den ersten Jahren der Ehe mit farbigen Queridas abgibt, liegt der Frau jeder Gedanke an eheliche Untreue fern, auch wenn sie diejenige des Mannes kennt oder ahnt; Skandalgeschichten dieser Art gehören in der guten Gesellschaft zu den ausnehmenden Seltenheiten. Es liegt hierin sowie in der grossen Toleranz dieser Frauen gegen ihre flatterhaften Männer ein schöner Beweis dafür, dass ihr gewöhnlich enger Horizont nicht in ursprünglicher Naturanlage, sondern in einer künstlichen Verkümmerung ihres geistigen Seins, wie sie die Starrheit intoleranter Sitten producirt hat, zu suchen ist, dass aber im spätern Leben im ernsten Drange der Pflicht ihr besseres Selbst wieder zum Durchbruch kommt. Auch mit Ausländern haben sich solche Frauen gelegentlich verheirathet, obwol im allgemeinen solchen Heirathen immer noch eine allfällige Differenz der Confessionen hindernd im Wege steht. Auch in diesen Fällen haben sie sich meist in Erfüllung ihrer Pflichten ihren Männern durchaus ebenbürtig bewiesen, falls nicht etwa Ansprüche einer mehr als äusserlichen Bildung an sie gemacht wurden. Der Guatemalteco der guten Stände sucht, auch nachdem seine Liebe zu seiner Frau längst dahin ist, wenigstens den Schein zu wahren und wird sich nicht leicht Brutalitäten zu Schulden kommen lassen. Ich habe Fremde gesehen, die in dieser Hinsicht

für die Behandlung ihrer einheimischen Frauen viel von ihm lernen könnten.

Im Mittelstande, z. B. unter den einfachen Bürgern von Retaluleu, trifft man noch eheliche Verhältnisse von einer biedern Herzlichkeit, die ebenso fern ist von der Unmoral des spanischen Dominiums, als von derjenigen des carikirten Pariserthums der Hauptstadt. Es gewährt ein eigenes Vergnügen, diese schlichten Pflanzer von ihren Ehefrauen als „la Chuz“, „la Chepa“, „la Tona“ reden zu hören, Ausdrücke, die in ihrer Einfachheit unendlich viel wärmer und herzlicher sind als das frostig-förmliche „mi Señora“ der Grosskaufleute und *would be*-Aristokraten der Hauptstadt. Dass ich gelegentlich die Männer der Chuz, der Chepa, der Tona an Affectionen zu behandeln hatte, die sie nicht im Matrimonium acquirirt hatten, ändert an diesem Verhältniss nichts, sondern findet seinen Grund in der äussern Nothwendigkeit, welche diese Männer zwang, oft wochenlang auf ihren entfernt liegenden Pflanzungen abwesend zu sein. Leider wurde nicht selten die eine oder andere Chuz oder Chepa bei solchen extra-matrimonialen Affectionen durch die Unvorsichtigkeit oder das Schamgefühl ihrer Männer in Mitleidenschaft gezogen; weit davon entfernt aber, ihren Männern darum hysterische Scenen zu machen, ertrugen diese Frauen ausnahmslos die Krankheit und ihre Behandlung mit bewunderungswürdigem Stoicismus. In der Häufigkeit der Uebertragung solcher Affectionen, besonders der blennorrhoischen, mag denn auch der Umstand seinen Grund haben, dass sehr wenige der verheiratheten Frauen als ganz gesund betrachtet werden können.

Was endlich die Hauptleistung des weiblichen Lebens, die Erhaltung der Art, anbelangt, so können die Frauen aller Stände in Guatemala sowie aller einheimischen Rassen und Rassenmischungen durchschnittlich für fruchtbar gelten. Sowol die weisse einheimische Dame, die sich kurzerhand

als Española betrachtet, als die gelbe Ladina und die kaffeebraune Indianerin haben oft recht stattliche Familien aufzuweisen. Unfruchtbarkeit ist verhältnissmässig sehr selten, und dann meist die Folge von Uebeln, welche nach frühern Geburten oder Aborten zurückgeblieben sind. Sterilität von vornherein, ohne dass jemals Conception eingetreten wäre, ist bei den Ladino-Frauen entschieden häufiger als bei den Indianerinnen. Ausnahmslos aber wird sie im legitimen und im jedenfalls überwiegenden Theile der illegitimen Verbindungen als ein Unglück betrachtet und die betroffenen Frauen der niedern Stände haben oft einen harten Stand gegenüber der Brutalität ihrer Männer. Ein besonders drastisches Beispiel dieser Art erfuhr ich während meines Aufenthalts in Antigua. Eines Tages präsentirte sich in meiner Sprechstunde eine junge, ärmlich gekleidete und schlecht genährte Ladina und wünschte meine Hülfe, weil sie während einer zweijährigen Ehe kinderlos geblieben war. Ihres Mannes Geduld war erschöpft, er überhäufte sie täglich mit Vorwürfen und Schmähungen, prügelte sie häufig und trieb die Kränkung so weit, dass er bei jedem Essen vor die Hausthür lief, um die herrenlosen Hunde herbeizurufen, die er mit höhnischen Reden zum Essen einlud, da er ja doch keine Kinder zu ernähren habe. In der einfachen Erzählung der armen Frau lag ein ergreifender Contrast zu den Verhältnissen unsers europäischen Proletariats, wo die Männer ihre Frauen schelten und prügeln, weil sie zu viel Kinder haben. Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter!

Hand in Hand mit diesen Anschauungen über die Unfruchtbarkeit, welche für ein dünnbevölkertes Land vom nationalökonomischen Standpunkt durchaus gesunde genannt werden müssen, geht dann die Seltenheit der künstlichen Abtreibung der Leibesfrucht. Es mag ja sein, dass im einen oder andern Fall persönliche Gründe dieselbe veranlassen, aber in irgendwelcher nennenswerthen Ausdehnung geschieht sie gewiss nicht.

Die durchschnittlich grosse Fruchtbarkeit der Frauen Guatemalas ist geradezu auffallend in Berücksichtigung der schon erwähnten Häufigkeit gynäkologischer Erkrankungen. Die Geburt geht in der Regel sowol bei den Ladinas aller Mischungsgrade als namentlich bei den Indianerinnen leicht vor sich. Durch Operation zu behebende Schwierigkeiten der Geburt infolge von Beckenenge sind bei europäischen und nordamerikanischen Frauen entschieden häufiger als bei eingeborenen. Bei den Indianerinnen scheinen nach meinen persönlichen Erfahrungen und dem, was ich von den Geistlichen der indianischen Dörfer hörte, Querlagen das häufigste Hinderniss abzugeben. Aerztliche Hülfe wird von den Indianern in solchen Fällen nur ausnahmsweise in Anspruch genommen, und so sterben viele dieser Unglücklichen, meist nach unsäglichen Quälereien, unentbunden, falls es nicht der Natur gelingt, durch Selbstentwickelung des Kindes die Geburt zu beendigen. Was den Stand der Geburtshülfe anbetrifft, so ist er auf dem Lande ein geradezu trauriger. Zur Leitung der Geburt gibt es hier begreiflicherweise keine geschulten Hebammen, sondern es wird die Hülfe irgendeiner alten Comadre in Anspruch genommen, die als Partera (Hebamme) fungirt, wobei diejenige für die beste Hebamme gilt, die selbst am meisten Kinder gehabt hat. Solche Frauen pflegen sich in Ausübung ihres Amtes ein Tuch um die Stirn zu binden, die Cigarrette wird fast nie aus dem Munde gelassen und die erste Manipulation besteht darin, der Kreissenden ein strickartig zusammengerolltes Tuch über dem Uterusgrund fest um den Leib zu binden, damit das Kind nicht nach oben ausweichen könne. Diesem ganz allgemein in allen Ständen üblichen Usus scheinen die Vorstellungen zu Grunde zu liegen, welche in der Erzählung Rabelais' von der Geburt seines Helden Gargantua drastische Verwirklichung finden. Die Schilderung aller übrigen Hülfsleistungen seitens dieser Frauen, des Quetschens und Massi-

rens des Uterus, der Einreibungen mit heissem Oel, der verschiedenartigen Dinge, welche die Kreissende während ihrer Arbeit geniessen muss, würde hier zu weit führen. Während aber für die Mutter — es ist hier nur von der niedern, besonders ländlichen Bevölkerung die Rede — die Geburt häufig eine Episode darstellt, welche sie lebhaft an den Peinigungsapparat der Inquisition erinnern müsste, falls ihre historischen Kenntnisse eine derartige Reminiscenz zuliessen, ist dieselbe für die zahlreiche Verwandtschaft ein wahrer Seelentrost, eine durch nichts zu ersetzende Augenweide. Tag und Nacht steckt der Rancho oder das Haus voll Besucherinnen, jede bringt ein Mittel, jede weiss einen Rath, wie ihn Torquemada oder Peter Arbuez nicht effectvoller hätten erdenken können. Ist das Kind endlich geboren, so wird die Mutter losgelassen und die Aufmerksamkeit der assistirenden Weiblichkeit wendet sich dem Neugeborenen zu. Das Ende des fötalen Nabelstranges wird am Kerzenlicht verkohlt, ferner ist es stehender Usus, dem Kinde einige Löffel Oel einzuschütten, um es ordentlich ins Leben hineinzulaxiren. Dann wird der kleine Körper mit Oel eingeschmiert und tüchtig abgerieben, um die Vernix caseosa zu entfernen. Das Baden der Neugeborenen ist nur in Häusern gebräuchlich, welche mit ausländischen Anschauungen einige Fühlung haben. Stellen sich im Laufe der ersten Lebenswochen irgendwelche Störungen ein, so wird gleich mit Brechmitteln und Laxanzen vorgegangen und manches kindliche Leben zu Grunde gerichtet.

Was die Ernährung des Säuglings anbelangt, so ist das Stillen derselben durch die Mutter oder durch eine Amme die Regel, künstliche Ernährung eine Ausnahme. In den guten Ständen werden die Kinder jedoch schon früher, im fünften und sechsten Monat, entwöhnt, während die Mütter aus dem Volke ihre Kinder oft jahrelang stillen. Kinder von zwei und drei Jahren, die immer noch, wenn auch nicht

ausschliesslich, die Mutterbrust nehmen, gehören bei Ladinas und Indianerinnen zu den häufigen Vorkommnissen, und gelegentlich sieht man noch ältere Kinder vom Spiele weg zur Mutter laufen, um ein paar Züge zu trinken. Es mag in dieser Ausschliesslichkeit, mit welcher die einheimischen Kinder wenigstens während der ersten Lebensmonate mit Frauenmilch ernährt werden, der hauptsächlichste Grund zu der Seltenheit einiger chronischer Affectionen liegen, an denen europäische Kinder in den ersten Lebensjahren so häufig leiden, z. B. der Rhachitis.

Wenn trotzdem die Kindersterblichkeit während der ersten Lebensjahre eine grosse genannt werden muss, so liefern die intercurrenten Krankheiten der Periode nach dem eigentlichen Säuglingsalter hierfür, wie ich glaube, das weitaus grösste Contingent.

Hat eine Frau zu viel Milch, sodass sie davon belästigt wird, so ist eine beliebte Methode zu deren Beseitigung das Anlegen junger Hunde, die sich ihrer Aufgabe mit grossem Eifer entledigen. Häufig werden auch fremde Kinder geborgt, um dem Segen abzuhelfen.

Die Leichenöffnungen wurden auf dem Kirchhofe von Retaluleu vorgenommen. Es ist dies ein freier, nicht eingehegter, ziemlich wüster Platz hinter dem Dorfe Santa Catarina. Eine Miniaturkapelle und ein paar regellose, im Landesstile angelegte Grabdenkmäler bezeichnen den Zweck dieses tropischen Golgatha. Diese Denkmäler sind langgestreckte, vierkantige, weissgemauerte Bauten von verschiedener Höhe, welche mit dem Erdboden parallel verlaufen. Sie werden ursprünglich hohl angelegt, beim Gebrauch wird der Sarg der Länge nach wie in einen Ofen eingeschoben und das Ofenloch zugemauert. Diese flachen Bauten nun waren meine Sectionstische. Bei Gerichtsfällen wurden die Leichen durch vier Kettensträflinge unter Anführung einiger Soldaten auf einem Brancard, der aus einem

auf zwei Stangen gezogenen Ochsenfell bestand, angeschleppt und auf dem von mir bezeichneten Grabstein, den ich je nach der Beschattung auswählte, deponirt. Ich nahm die Sectionen womöglich frühmorgens nach der Spitalvisite vor, und ich muss gestehen, dass ich keinen Grund hatte, bei diesen Gelegenheiten das besteingerichtete pathologisch-anatomische Institut zu beneiden. Ueber der kleinen Menschengruppe, welche meinen Secirstein umstand, gebildet von den halbnackten indianischen Sträflingen und den sie bewachenden Soldaten, wölbte sich in reinstem Blau der weite Himmelsdom, vom Dorfe her wehten die glänzend-grünen Wipfel der schlanken Cocospalmen langsam, träge im leisen Morgenwind, im Osten erhoben sich die fernen waldigen Vorberge der Costa Cuca und darüber die im zartblauen Duft des Tropenmorgens halb verschwimmende, zackige Mauer der Cordilleren. Scharen von grünen Papagaien zogen laut kreischend hoch über uns hin dem Walde zu, aus dem das laute Morgenlied des *Zenzonte ixcaco*, der Amsel Guatemalas, und tausendstimmiger Cicadengesang fröhlich herüberschallte. Wahrhaftig ein eigenthümlicher und ergreifender Contrast, die grandiose, warmpulsirendes Leben athmende Tropennatur, die in weitem Plan das trübe Memento mori meiner Leichenöffnung umgab!

Wenn alsdann mein Werk gethan war, dann wurde der Brancard mit der Leiche von den vier Gefangenen wieder auf die Schultern genommen und an die Grenze des Kirchhofgebietes, da, wo bereits wieder wild überwucherter Hnatal begann, gebracht. Eine einfache Erdgrube war daselbst aufgeworfen. Auf Commando des Sergeanten der Patrouille liessen die Träger den Leichnam vom Ochsenfell herunter, wie einen Sack in die Grube gleiten, das eine Mal still und wortkarg, das andere Mal mit ausgelassenem Scherz darüber, dass ihrer über kurz oder lang dasselbe Schicksal warte. Mors ultima rerum linea! Dann wurde das Loch zu-

geschaufelt, Gefangene und Soldaten marschirten ins Cuartel zurück, im Alltagsleichtsinn das frische Grab vergessend. Handelte es sich etwa um einen besser situirten Indianer aus guter Familie, so wurde die Leiche unter lautem, ohrzerreissendem Geheul der eigens bestellten Klageweiber an den Kirchhof geleitet, den ich militärisch vor unberufenen Zuschauern absperren liess. Das Jammergeschrei hörte alsdann auf, die Weiber harrten in Ruhe auf die Beendigung der Autopsie, wo ihnen dann die Leiche zur Vornahme der kirchlichen Bestattung zurückgegeben wurde. Der Moment der Uebergabe war das Zeichen zur Erneuerung des furchtbaren Geheuls, das einen unbeschreiblich widerwärtigen Eindruck machte inmitten des grossartigen Naturpanoramas, das seit Jahrtausenden Tag für Tag in gleicher Pracht erstand und noch jahrtausendelang erstehen wird, und in welchem der Mensch mit all seinen ephemeren Interessen, seinem Wohl und Wehe eine so unsäglich kleine Rolle spielte.

Noch sei, bevor ich dieses medicinische Kapitel schliesse, kurz der indianischen Heilkunde gedacht.

Aus den alten Chronisten geht nicht klar hervor, ob sie den Stand der Aerzte mit dem der Priester für identisch hielten, aber es scheint beinahe so. Von der Thätigkeit der altindianischen Aerzte Guatemalas entwirft uns der alte Jimenez folgendes Bild: „Wenn ein Adeliger krank war, hatte er den Arzt stets bei sich, das übrige Volk aber nicht, sondern wenn es sich um einen männlichen Kranken handelte, so nahm seine Frau ein Stück Tuch oder einen andern Gegenstand von Werth, ging damit zum Arzt und sagte: «Doctor So und So, euer Sohn ist krank, ich bitte euch sehr, ihn zu besuchen.» Und ohne seine Antwort abzuwarten, legte sie ihm vor, was sie mitgebracht hatte. Darauf liess der Arzt liegen, was er gerade in Händen hatte, und besuchte den Kranken. War die Krankheit eine leichte, so legte er

dem Patienten einige Kräuter und andere Dinge auf, deren er sich für gewöhnliche Krankheiten bediente; war sie aber heftig und gefährlich, so sprach er zu ihm: «Du hast eine Sünde begangen», und rückte dem Kranken damit so sehr zu Leibe, dass er zwangsweise eingestand, was er vielleicht vor zehn oder zwanzig Jahren begangen hatte. Und dies wurde für die hauptsächlichste Behandlung in den Krankheiten gehalten. Wenn also der Kranke seine Sünde dem Arzte gestand, warf dieser das Los, um zu erfahren, welche Opfer zu geschehen hätten und wovon. Und was dabei (d. h. beim Lose) herauskam, wurde gethan, denn sie waren den Aerzten sehr ergeben. Viele, welche sich schwer krank sahen, gelobten, wenn sie gesund oder von ihren Leiden befreit würden, einen Sklaven und zuweilen selbst einen Sohn oder eine Tochter zu opfern..... Um Kinder zu erhalten, wenn sie keine hatten, gelobten sie viele Arten von Opfern, sie entzogen sich Blut aus verschiedenen Körpertheilen, sie opferten viel Geflügel, thaten viele Gelübde, nannten die Wahrsager und Zauberer Aerzte, damit sie ihnen rietheu, wie sie Kinder bekommen könnten. Und diese teuflischen Menschen kamen eilends herbei und sagten ihnen, dass ihrer die Götter Sünden wegen ihnen keine Kinder gäben, und befahlen ihnen Bussübungen. Was sie am häufigsten befahlen, war, dass Mann und Frau für 40 oder 50 Tage vom Bett getrennt leben, dass sie nichts Gesalzenes essen, dass sie ihr Brot trocken oder blos Mais geniessen, oder dass sie eine Anzahl von Tagen im Felde in einer Höhle leben sollten. Alles dieses thaten sie, um Kinder zu bekommen.“ Eine günstige Erledigung der Honorarfrage, Gründlichkeit in den anamnestischen Erhebungen und eine grosse Ergebenheit des Publikums hatte der Stand dieser alten Collegen jedenfalls vor dem heutigen voraus. Wenn sie auch bisweilen vielleicht die Lorbern ihres Berufes mit den alten Weibern,

Hebammen und Priestern theilen mussten, so waren sie um nichts schlimmer daran als wir, ihre heutigen Epigonen.

Wenn wir untersuchen, was uns die indianischen Sprachen über den Stand der Aerzte lehren können, so finden wir in den meisten derselben, ursprünglich wol in allen, besondere Ausdrücke für Arzt, Priester und Zauberer. Es scheint dies darauf hinzuweisen, dass die Functionen dieser Persönlichkeiten früher auseinandergehalten wurden und nicht in einer und derselben Person vereinigt waren, obwol die spanischen Chronisten sämmtliche Ausdrücke für vollkommen synonym zu betrachten scheinen. Ich stelle in der folgenden kleinen Tabelle aus meinen *ad vivam vocem* von den Indianern aufgenommenen Vocabularien die betreffenden Ausdrücke für einige Sprachen Guatemalas zusammen, und füge noch die Bezeichnungen für die Hebamme bei, aus denen hervorzugehen scheint, dass die Assistenz bei der Geburt schon in alten Zeiten eine reguläre Function gewisser Weiber war, auch wenn man nicht von einem besondern Stand der Hebammen reden kann.[1] Auch die „Aerzte“ oder „curanderos“, wie die Indianer die betreffenden Ausdrücke übersetzen, trieben, wie heute noch, wol ihr Gewerbe nur nebenbei, und bildeten nicht, wie die Priester, einen besondern Stand. Allerdings haben sich, wol durch den Einfluss der christlichen Geistlichen, in einigen Sprachen die Ausdrücke für Arzt und Zauberer verschoben, in andern aber sind sie noch vollständig erhalten.

---

[1] In einem Dorfe des Cantons Zürich übt der Ortspfarrer nach Ablegung des gesetzlich vorgeschriebenen Staatsexamens die reguläre ärztliche Praxis aus, seine Frau ist patentirte Hebamme. Hier ist also der Arzt oder *ahcun*, der *ahk'ih* oder Priester und die *qu'exelom* oder Hebamme in Einer Familie vereinigt. Prosit patientibus!

Zusammenstellung der Ausdrücke für Arzt, Priester, Zauberer und Hebamme in einigen Maya-Sprachen von Guatemala.

	Arzt (Curandero)	Priester (zahorin)	Zauberer (brujo)	Hebamme (partera)
Cakchiquel	ahcun. ahk'omenel	ahk'ih	ahitz	qu'exelom
Uspanteca	[médico]	ahk'ih	ahitz	atit ac'al
Pokonchi	ahnaoh	ahk'ih	ahvuar	lok'ol. iliré
Queckchi	banunel	ahk'ib	ahtul. brutzonel	ilol yah
Ixil	[médico]	ak'i	acun	loch'onal
Aguacateca (Mame)	[médico]	ahk'e	yab	moxon xnan

Unter dem Heilapparat, welchen die altindianischen Aerzte vorzugsweise in Anwendung zogen, nimmt neben den pflanzlichen Arzneimitteln der Aderlass und das Dampfbad eine hervorragende Stelle ein.

Der Aderlass wurde, wie heute noch unter den Indianern, offenbar häufig geübt. Ausserdem aber bildete das Abzapfen von Blut einen integrirenden Bestandtheil der religiösen Handlungen. In gewissen Nächten des Jahres zogen die Qu'iché-Indianer mit ihren Weibern und ältern Kindern hinaus an die Abhänge der Berge und auf die Kreuzwege und brachten sich und ihren Angehörigen an verschiedenen Stellen des Körpers Verwundungen bei, um Blut als Opfer für die Götter herauszulassen. Sie bedienten sich zu dieser Operation der Obsidiansplitter und der scharfen, harten Dornen der Agavenblätter. Heutzutage werden die Aderlässe von den indianischen Heilkünstlern mit Splittern zerbrochener Glasflaschen vorgenommen. Die Roheit des Verfahrens, das ebenso oft am Fuss als am Arm vorgenommen wird, hat nicht selten ernstliche Folgen mit dauernder Gebrauchsschädigung des operirten Gliedes.

Ausser den gewöhnlichen Flussbädern spielte in alten Zeiten und spielt heute noch in der indianischen Hygiene eine hervorragende Rolle der *tuh*, wie er mit dem Quiché-Wort, oder *temazcal*, wie er mit der mexicanischen Bezeichnung (*temazcalli*) genannt wird: das indianische Dampfbad. In allen den zahlreichen Dörfern, welche noch indianische Sitte aufrecht erhalten, findet man gewöhnlich hinter dem Wohnhause backofenförmige, halbkugelige Bauten, deren Durchmesser und Höhe mehrere Fuss beträgt. Sie sind aus Stein oder Lehmziegeln (Adobes) gebaut. Die Eingangsöffnung ist so klein, dass ein Mensch eben noch durchkriechen kann. Im Innern, worin sich dem Eingang gegenüber ein paar als Herd dienende Steine befinden, wird Feuer angemacht, dessen Rauch durch ein in der Kuppel befindliches Loch entweicht. Gleichzeitig werden drei Schüsseln voll Wasser in den Ofen gestellt, und zwar zwei davon neben das Feuer, damit ihr Wasser sich erhitze, die dritte aber entfernt davon, da ihr Wasser nicht heiss werden soll. Wenn das Feuer abgebrannt ist, so kriechen eine oder mehrere Personen nackend in den Temazcal hinein, löschen die Glut durch Uebergiessen mit Wasser, der sich entwickelnde Wasserdampf, dessen Entweichen durch Verschliessen des Eingangs und des Kamins verhindert wird, erfüllt den Ofen. Die Badenden haben dünne Zweige irgendwelcher Pflanzen bei sich, welche sie in die Schüsseln mit dem heissen Wasser tauchen und womit sie alsdann sich selbst oder einer den andern schlagen, um den Ausbruch des Schweisses zu befördern. In diesem Dampfbad verweilen sie etwa zwanzig Minuten. Das geschilderte Verfahren ist das unter den Pokonchi-Indianern von Tactic übliche. doch glaube ich nicht, dass erhebliche Abweichungen von demselben anderwärts vorkommen. Dieses Dampfbad wird gegenwärtig hauptsächlich in Anwendung gebracht gegen Krämpfe (Calambres), rheumatische Schmerzen, Fieber und andere Krank-

heiten, doch brauchen es die Indianer auch sehr häufig, ohne irgendwie krank zu sein. In alten Zeiten war es Sitte, dass die indianische Wöchnerin am vierten Tage nach der Niederkunft mit ihrem Neugeborenen ein Dampfbad nahm, weshalb für Wöchnerinnen in diesem Stadium im Cakchiquel der Ausdruck *Ah-tuh* gebraucht wurde. Die halbkugelige Kuppelbaute ist für den Tuh die gewöhnliche, doch kommen auch vierkantige, mit flachem Dach versehene Schwitzöfen vor, wie der in Fig. 3 abgebildete von Tactic.

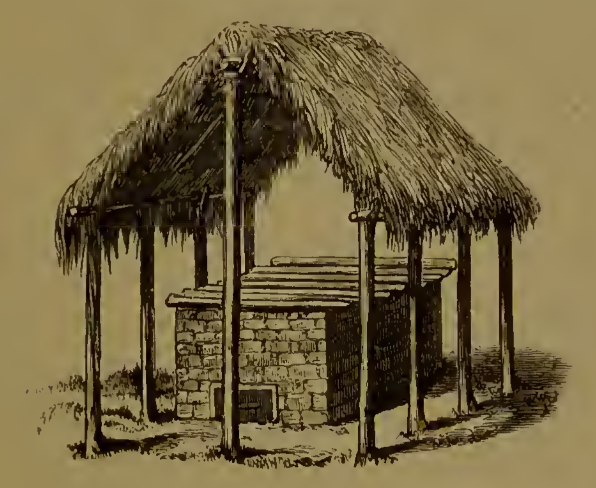


Fig. 3. Indianisches Dampfbad in Tactic.

Sehr gross ist auch die Zahl der von den Indianern und Ladinos in Anwendung gezogenen einheimischen Medicinalpflanzen, unter welchen Drastica, Vomitantia und einige äusserlich bei Wunden angewendete Mittel die Hauptrolle spielen. Eine specielle Aufzählung derselben hätte bei dem Mangel botanischer Bestimmungen der betreffenden Pflanzen hier keinen Werth.

NEUNTES KAPITEL.

Die Pantanos. — Das Reisen in der Regenzeit. — Der Hafenort Champerico. — Beweglichkeit der Küstendüne. — Die Strandsalinen und ihr Betrieb.

Einen wesentlichen Theil meiner damaligen medicinischen Thätigkeit bildeten die Reisen nach den Dörfern und Pflanzungen der Umgegend von Retalnleu. Diese Reisen wurden nach Maassgabe der durchrittenen Wegstrecke honorirt, indem ich für jede Legua Weges 8 Pesos berechnete, wobei der Rückweg, sowie die Qualität der ärztlichen Leistung dann nicht mehr besonders in Rechnung kam. Aerztliche Besuche in Retaluleu selbst wurden mit 1 Peso, von den Indianern mit 4 Reales bezahlt; bei Nacht galt doppelte Taxe.

Eine der häufigsten Touren, die ich auf diese Weise zu machen hatte, war die Reise nach Champerico, dem zehn Leguas von Retaluleu entfernten Seehafen dieser Gegend, wo die Beamten der Douane und der Compañía de Agencias häufig vom Fieber zu leiden hatten.

Der Weg von Retalnleu nach Champerico führt etwa drei Leguas weit durch offenes Land, das zum grössten Theil zum Zwecke der Viehzucht in Savannen und künstliche Wiesen umgewandelt ist. Nachdem man die Ranchería der Vieh-Hacienda Juan Noj passirt hat, tritt die Strasse

bald in ein prachtvolles Stück hohen Urwaldes ein. Inmitten dieses Waldes liegt auf einer Lichtung die Ranchería „La Tortuga“, welche die Mitte des Weges bezeichnet und in der Regel als Frühstücksstation benutzt wird. Man bekommt hier Spiegeleier, hier und da ein Stück Tasajo oder Geflügel, saure Milch und den landesüblichen Queso de Mantequilla nebst Frijol und gerösteten Bananen, und kann nach diesem lucullischen Mahle die heissesten Stunden des Tages in der Hängematte verrauchen oder verschlafen, während draussen die Sonnenglut vibrirend auf die kleine Lichtung niederbrennt.

„La Tortuga“ gehört einem Mexikaner, der ein Vermögen von 10000 Pesos besitzen soll. Man hätte das dem Manne und seiner Lebensweise nicht angesehen. Zu Hause geht er ganz à l'indienne in der Dorftracht der Küstenindianer, d. h. in weissen Baumwollhosen und weissem hemdartigen Rock, die nackten Füsse mit indianischen Caites bekleidet. Sein Wohnhaus ist ein grosser geräumiger Rancho aus Rohrstäben mit hohem luftigen Dach aus den Blättern der Corozopalme, die er dem nahen Walde entnehmen kann. Einfach, wie der Mann und sein Haus, ist auch dessen Mobiliar. Ein paar Butacas, eine grosse Tinaja mit Trinkwasser stehen auf dem nackten Erdboden, in einer Ecke liegt die Canoa für die Buttermilch, aus der die Schweine und Hunde dann und wann in vergnüglicher Eintracht einen kühlenden Zug thun. An der einen Wand hängen auf rohem Gestelle Sättel, Riemenzeug, Riatas und Kopfgeschirre, an einer andern steht der schmucklose Hausaltar auf wackeligem Tisch; ihm gegenüber befindet sich das Bett des Hacendado: eine breite Holzbank mit darübergelegtem Petate. Ueber dem Bett an der Wand hängt ein Lefaucheux nebst Pulverhorn. Ein Rohrverschlag trennt an der vierten Wand einen kleinen Raum ab, worin die Betten der Frau und Tochter des Besitzers stehen; eine kleine Hängematte dient dem Enkel des letztern als Wiege.

Dieser Säugling bot damals insofern auch ein pathologisches Interesse, als auf dem Rücken seiner Zunge ein paar leistenartige Gewebsverdickungen schmale schlangenartige Linien bildeten.

Ueber die Querhölzer des Daches sind einige Breter gelegt, welche zur Aufbewahrung von Kerzen, Feuerzeug, Käse und dergleichen dienen. Ein Baumstamm, in welchen Kerben eingehauen sind, bildet nach indianischer Art die Leiter zu diesen Schätzen. Zur Aufbewahrung der Kleider der Familie sind ein paar Koffer oder Truhen im innern Schlafraum vorhanden. Ein kleinerer Rancho nebenan wird als Küche und Vorrathskammer benutzt. Eine indianische Molendera mahlt daselbst die täglich nothwendige Quantität Mais; das eigenthümliche Pfeifen, womit sie ihre eintönige Arbeit begleitet, und das Reiben ihrer Steinwalze auf dem Metate sind oft die einzigen Laute, welche dem vorüberreitenden Reisenden die Anwesenheit von Menschen in diesem einsamen Waldhause verrathen.

Nachdem man „la Tortuga“ verlassen, gelangt man bald in eine wilde und menschenleere Waldregion, die in der Trockenzeit wenig Charakteristisches bietet, dagegen in der Regenzeit ihre ganze Eigenthümlichkeit entfaltet. Diese Region heisst: Los Pantanos, die Sümpfe. In der Trockenzeit sind dieselben vollkommen wasserlos, sodass sie nicht nur kein Verkehrshinderniss, sondern eine gute, wenn auch staubige Fahrstrasse bilden. In der Regenzeit aber ändert sich die Scene. Die Zeit der regelmässigen Nachmittagsregen beginnt hier gegen Ende Mai, aber erst vom Juli bis Ende October erlangt dieses Wegstück den höchsten Grad seiner Scheusslichkeit. Die Strasse ist alsdann in ein zwei Fuss tiefes Schlammbett verwandelt, welches auf grosse Strecken hin von trübem Wasser überflutet wird, sodass links und rechts eine ungeheure Wasserfläche sich in den Wald hinein verliert, eine erbsbrühfarbene innabilis unda. Es bleibt alsdann der Ortskenntniss des einsamen

Reisenden und seines Reitthiers überlassen, durch diese Schlamm- und Wasserwüste seinen Weg zu finden. Man hat oft die grösste Mühe, die Reitthiere zum Hineinplumpsen in dieses verdächtige Kothmeer zu bewegen. Während man in der Trockenzeit den Weg von Retaluleu nach Champerico in fünf Stunden zurücklegt, braucht man in der Regenzeit gelegentlich mehr als acht Stunden, von denen der überwiegende Theil auf die Pantanos kommt. Stundenlang gehen die Reitthiere alsdann bis an den Bauch im Schlamme, stolpern über darin vergrabenes Wurzelwerk, gerathen in noch tiefere Schlammlöcher, aus denen sie sich mit Mühe wieder herausarbeiten. Wie auf einer Insel sitzt alsdann der Reisende, von tödlichster Langeweile gepeinigt, inmitten dieses Schlammmeeres auf seinem Thier, das langsam, Schritt für Schritt, sich vorwärts bewegt. Selten gewährt die Begegnung mit einem Leidensgefährten in dieser menschenleeren Wildniss für einige Augenblicke einen fixen Punkt, auf den sich die Aufmerksamkeit richten kann. Sonnenglut und Tropenregen, die Farbenpracht der Hunderte von Tagfaltern, die sich auf einem Wurzelstück oder einem Pferdemist, der in dieser trüben Flut dahintreibt, dicht zusammensetzen und wie eine Wolke bunten Schnees vor dem nahenden Tritt des Reitthieres auseinanderstieben, die dreissig Fuss langen Wedel der Corozopalmen, die mit Tausenden von Schmarotzern bedeckten Ceibas, die Ananasbüsche und Schlangencactusse am Strassenrand, und die dichten Bosquets des feinlaubigen Carrizo, sie alle gleiten eindruckslos an dem Auge des Reisenden vorüber, der nur den einen Wunsch kennt, möglichst bald den Pantanos zu entrinnen.

Die Pantanos werden alljährlich das Grab manches Karretenochsen und manches Lastmaulthieres, die vor Erschöpfung liegen bleiben und zu Grunde gehen. Die im Wege liegenden Cadaver verbreiten alsdann einen abscheulichen Gestank, und alle Rührigkeit der Zopilotes (*Cathartes atratus*), der

Viduas (*Cathartes aura Illig.*), der Guaces (*Herpetotheres cachinnans L.*) und der herrenlosen Hunde ist nicht im Stande, sie aufzuzehren, bevor sie weit umher die Luft verpesten. Die schlimmste Arbeit aber haben die Zugochsen und ihre Treiber. Während diese Leute in der Trockenzeit in einer Nacht von Champerico nach Retalulen fahren, kommen sie in der Regenzeit in den Pantanos in einem ganzen Tag oft kaum eine Wegstunde vorwärts. Und wie! Oft bin ich diesen Karrenzügen begegnet, deren Bespannung bis an die Knie und deren Wagen bis an die Achsen im Schlamme staken. Die Treiber, deren nasse, hochgeschürzte Kleider über und über mit Koth bespritzt waren, standen bis an die nackten Knie im Schlamm, hieben und stachen mit ihren langen Stöcken auf die armen, erschöpften Ochsen los und der Wald erscholl von weither von ihrem langgezogenen „Huppaa, jodidooo, arráncalaaa, borrachooo, hijo de mil putaaas“ und ähnlichen spanisch-amerikanischen Vocabeln. Ich sah einst einen Ochsen, noch auf die beschriebene Weise im Joche arbeitend, dessen Treiber ihm den eisenbeschlagenen Stock in den Unterleib gestossen hatte, die Spitze war abgebrochen und ragte handhoch aus der blutenden Wunde.

Die Carreteros sind ohne Zweifel das roheste Menschenmaterial in Guatemala, und doch erscheint einem diese Rohheit begreiflich und gewissermassen verzeihlich, wenn man bei solchen Gelegenheiten sieht, was für ein Leben diese Leute in der Regenzeit führen müssen. Nachdem sie den Tag über ihre Gespanne wieder ein Stück weiter geprügelt haben, werden nachmittags einige Stunden vor Sonnenuntergang die Ochsen ausgespannt und man lässt sie in den Wald laufen, wo sie nach hartem Tagewerke ein kärgliches Futter suchen müssen. Die Treiber indessen suchen auf oder unter ihren Karren Schutz vor dem Nachmittagsregen und richten sich für die Nacht ein. Vor Tagesanbruch treiben sie ihre Ochsen wieder aus dem regentriefenden Walde zusammen

und gehen von neuem an ihre mühevolle Arbeit. Alles dies für den geringen Lohn von 2—3 Reales pro Tag! Darf man sich wundern, wenn diese Leute in der Aguardiente das richtigste Präservativ gegen die Fieber, denen sie in diesen miasmengeschwängerten Wäldern ausgesetzt sind, erblicken, wenn die stete Beschäftigung mit den stupiden, langsamen Ochsen auf solchen Strassen diese Leute fühllos und unmenschlich macht? So hart das Leben des Arriero auch ist, so kann er sich doch in der Regel sein Nachtquartier aussuchen, der Carretero und der Vaquero aber muss da bleiben, wo er mit seinen Ochsen hinkommt.

Wenn die Pantanos passirt sind, gelangt man über die Ranchería „La Encrucijada“, wo die Fahrstrasse von der Costa Cuca herab einmündet, bald an den Rio Rosario, den man in einer Entfernung von zwei Leguas von Champerico passirt. In dieser Entfernung von der Küste führt der Rosario noch süsses Wasser, es werden daher hier die Fässer gefüllt, welche das Trinkwasser für den Hafenort liefern, wo dasselbe verkauft wird. Arme Leute freilich behelfen sich mit dem schlechten, aus Cisternen entnommenen, oder mit Regenwasser.

Der Wasserstand des Rio Rosario wechselt je nach der Jahreszeit. Während er in der trockenen Zeit kaum anderthalb Fuss beträgt, wird der Fluss gegen Ende der Regenzeit so tief, dass der Reiter, um nicht nass zu werden, auf den Sattel seines Thieres klettern und auf diesem hockend die Furt passiren muss. Bei Temporales wird der Fluss gelegentlich so hoch, dass er tagelang unpassirbar wird, trotzdem seine Breite kaum fünfzig bis sechzig Fuss beträgt. Für den Wasserstand des Flusses ist der Stand seiner Barre am Meer von grösstem Einfluss. Der Rosario mündet nämlich nicht direct ins Meer, sondern in einen Estero, welcher durch einen schmalen Kanal mit dem offenen Meer com-

municirt. Dieser Kanal ist nun den grössten Theil des Jahres hindurch offen, „está abierta la barra", sagen alsdann die Reisenden. Während der Regenzeit jedoch, wo das Meer an dieser Küste häufig unruhig und stürmisch ist, wird der Kanal von der Brandung förmlich zugeschaufelt, indem sich ein riesiger Sandwall vor demselben bildet, in Continuität mit der übrigen Stranddüne. „Está cerrada la barra", heisst es dann. Hinter diesem Wall staut sich der Estero und tritt weit über seine Ufer. Ebenso staut sich das Wasser des Flusses bis weit ins Land hinein, bis es gegen Ende der Jahreszeit der vom Lande her andrängenden Wassermasse gelingt, Bresche in die Stranddüne zu schlagen und die freie Communication mit der See wieder herzustellen oder zu erweitern.

Bald nachdem man den Rosario hinter sich hat, wird das Land offener, einzelne Bananen- und Sacatepflanzungen treten auf, endlich hört man das Donnern der Brandung, und reitet über die breite Landbrücke, welche die Esteros im Norden und Süden von Champerico trennt, in das Dorf ein.

Der Hafenort Champerico ist der nördlichste Seehafen von Guatemala, und als ein Hauptexportplatz für Kaffee von Wichtigkeit. Der kleine Ort zählt circa 600 Einwohner, wovon über die Hälfte Mexicaner sind. Das Dörfchen selbst, aus ein paar Reihen einfacher Ranchos bestehend, bietet nichts Bemerkenswerthes, das ganze Leben desselben concentrirt sich auf die Playa, den Strand, wo die Gebäude der Aduana, die Commandancia de armas, sowie die Bureaux und Wohnungen der Compañía de Agencias gelegen sind. Auch ein kleines Hotel ist da, wo der Reisende eine nach landesüblich bescheidenen Begriffen genügende Unterkunft findet.

Der Strand von Champerico bietet bei einem einmaligen Besuche anscheinend nichts als eine öde Sanddüne, deren

Kamm von Rhizophorenwald bestanden ist. Hinter der Düne dehnen sich, ebenfalls von Manglewäldern umsäumt, die schmalen, langgestreckten Brackwasserbecken der Esteros, welche an einigen Stellen durch Kanäle mit der See in Verbindung stehen. Wenn man sich aber die Mühe nimmt, diesen Strand zu verschiedenen Zeiten aufmerksam zu beobachten, so zeigt es sich, dass er der Schauplatz eines regen geologischen Geschehens ist. Meer und Land, oder richtiger gesagt, Meerwasser und Süsswasser liegen miteinander in unaufhörlichem Kampfe, in dessen einzelnen Phasen bald dem einen, bald dem andern der streitenden Elemente der Sieg zufällt. Im ganzen aber scheint es, als ob das Gesammtresultat zu Gunsten des Süsswassers ausfalle, indem es ihm gelingt, die Küstenlinie immer weiter in die widerstrebende See hinauszuschieben. Unaufhörlich, wenn auch dem kurzlebigen Menschen kaum bemerklich, sind die zahllosen Flüsse und Wasserläufe dieser Küste bemüht, nivellirend auf die steil sich erhebende Küstencordillere einzuwirken, bewegliches Material von ihr abzuschwemmen und seewärts zu führen. Die Strömung, welche das Wasser der Esteros durch die erwähnten Kanäle dem Meere zuführt, ist zur Zeit der Ebbe eine kräftige und man kann den gewundenen Lauf des Flusses durch die buchtigen Wasserflächen des Esteros leicht beobachten. Weite Flächen vegetationsloser, also frischer Alluvien fassen mitunter den untersten Lauf der Flüsse bis zu ihren Mündungen ein, ein äusserst bewegliches Material, das wol im einen Jahre hier, im andern dort abgelagert und langsam meerwärts vorgeschoben wird. Den sichersten Beweis aber, dass die Küstenlinie in der jüngsten Zeit gegen die See hinausgerückt wird, bilden an einigen Uferstellen der Esteros von Champerico alte Austernbänke, Conglomerate einer kleinen subfossilen *Ostrea*, die jetzt noch lebend an dieser Küste vorkommt. Diese Bänke sind gegenwärtig um ein paar Fuss

über den Meeresspiegel, von dem sie durch die ganze Breite der Stranddüne getrennt sind, erhaben und werden selbst von der Flutlinie nicht mehr erreicht. Es scheint demnach, dass sie seit der Zeit ihrer Bildung gehoben worden sind. Der anfangs bewegliche, aus dem Erdmaterial, welches die Flüsse während der Regenzeit von dem gebirgigen Hinterland abbröckeln, gebildete Grund der Esteros wird an deren Rändern bald stabiler, fester, indem die bogenförmig auseinander abzweigenden Wurzelstämme der Rizophoren ein dichtgeflochtenes Stabwerk bilden, welches verlangsamend auf die Wasserströmung wirkt und sie zwingt, die suspendirten Erdtheile abzulagern.

Die geschilderten Vorgänge wiederholen sich in San José und wol an allen Punkten der Südseeküste von Guatemala, welche von Soconusco im Norden bis nach Salvador im Süden die nämlichen Verhältnisse bietet.

Viel auffälliger als an der Südseeküste ist das Phänomen einer Hebung von Landstrecken auf der atlantischen Seite des Landes. Mein Freund Prof. Edwin Rockstroh in Guatemala brachte von seiner Reise an den obern Usumacinta Stücke subfossiler Austernbänke mit nach der Hauptstadt, von denen er mir sagte, dass sie, drei Tagereisen (im Boote) oberhalb der Mündung des Rio Lacantun, an den Ufern des Rio de las Salinas grosse Felsen bilden. Die gerade Entfernung jener Gegend aber von der nächsten Meeresküste, also derjenigen von Tabasco, beträgt gegenwärtig etwa 200 Kilometer.

In der Nähe von Champerico liegen vier Strandsalinen, welche sämmtlich Eigenthum einiger Bürger von Retaluleu sind, nämlich von Nord nach Süd Acapan, Chiapan, Ixtan und La Verde. Der Betrieb einer solchen Saline ist für ihren Besitzer ein einträgliches Geschäft. Sein Hauptvortheil liegt darin, dass es wenig Arbeiter erfordert, also billig betrieben werden kann, und dass die Production von

Salz sich nach der jeweiligen Nachfrage richten lässt und sofort reducirt werden kann, sobald zu viel Salz auf dem Markte vorhanden ist. Die einzige Concurrenz, welche die Salinen von Champerico auszuhalten haben, ist diejenige des mexicanischen Salzes, welches in der trockenen Zeit aus den Salinen von Soconusco in die Grenzdörfer am Abhang der Cordillere gebracht wird. Sowie aber in der Regenzeit die Wege schlecht werden, hört diese Zufuhr auf. Aus der Salzgewinnung bezieht der Staat eine Gewerbesteuer, welche z. B. im Jahre 1882 27454 Pesos abwarf. Es braucht kaum erwähnt zu werden, dass eine grosse Quantität Salz mit Umgehung dieser Steuer zum Verkauf kommt.

Die Salzgewinnung ist in der Form, wie sie an dieser ganzen Küste betrieben wird, eine äusserst primitive, und ihr entspricht denn auch das Product, das ein graues, stark mit erdigen Bestandtheilen und andern Salzen verunreinigtes Kochsalz darstellt. Das dabei beobachtete Verfahren ist folgendes: In der trockenen Jahreszeit, während welcher ein Theil der seichten Strandlagunen vollkommen austrocknet, wird der salzhaltige Grund derselben gesammelt, indem die oberflächlichen Bodenschichten in seichten Furchen mittels Holzschaufeln aufgeschürft und mit hölzernen Rechen zusammengehäuft werden. Die auf solche sehr mühselige Weise gewonnene salzgeschwängerte Erdkruste wird in gedeckten Schuppen bis zur Regenzeit aufbewahrt, welche die Esteros überschwemmt und das weitere Gewinnen von Salzerde eben unterbricht. Die Regenzeit wird daher zur Aufarbeitung des in den trockenen Monaten gewonnenen Materials benutzt. Dieses wird partienweise in grosse Holztröge (*coladeras*) gefüllt und mit Salzwasser aus dem Estero übergossen. Die Concentration der so hergestellten Salzlauge wird nach einiger Zeit mit einem in dieselbe gelegten Ei bestimmt, das um so weiter aus der Lauge hervortaucht, je concentrirter dieselbe ist. Ist sie concentrirt genug, so wird sie

von dem erdigen Bodensatz in einen andern Trog, die *recibidora*, decantirt. Von da wird die Lauge nach den Oefen (*hornos*) gebracht und in grossen Thon- oder Kupferkesseln am Feuer abgedampft. Das krystallisirte Product wird als „Sal comun“ in den Handel gebracht.

Der Aufenthalt in Champerico gehört nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, sodass ich mit Ausnahme der wenigen Male, wo ich auf den Steamer warten musste, das Uebernachten daselbst, wo es irgend anging, vermied und in der Nacht nach Retaluleu zurückritt. Denn erstlich war bei dem ungewohnten Lärm der in der nächsten Nähe des Hauses der Agencias tosenden Brandung an Schlaf nicht zu denken, und ausserdem bekam ich, nachdem ich das Fieber einmal gehabt, beinahe bei jeder Reise nach Champerico einen neuen Anfall, dessen Hitzestadium ich lieber unterwegs in dem von der Landbrise etwas kühlern Walde, als in dem glühendheissen Holzhause der Agencias durchmachte.

In der trockenen Jahreszeit gehörten diese Nachtritte beim hellen Mondschein durch die einsamen Wälder am Rosario zu dem Schönsten, was mein Aufenthalt in Retaluleu bot. Während in der sengenden Glut des vorhergehenden Tages beinahe alles thierische Leben im Walde in träger Ruhe schweigt, erschallt derselbe bei Nacht von tausendfältigem Leben. Bekannte und geheimnissvolle unbekannte Thierstimmen ertönen alsdann aus der schwarzen Tiefe des Waldes. Da sind die Chachas (*Ortalida leucogastra Gould*), die in kleinen Trupps durch die Zweige hüpfen und deren lauter Ruf alle Wälder erfüllt. Die Ladino-Jäger haben versucht, diesen Ruf durch die Worte: ¿Cuanto quieres? ¿cuatro reales? zu verdeutlichen. Da sind die Alcaravanes, eine Art reiherartiger Wasservögel, deren leiser melancholischer Schrei die Seele des Reisenden eigenthümlich wehmüthig anklingt. Unter den zahllosen Cicaden, welche alle Bäume bevölkern, thut sich besonders

eine gewaltig grosse Art hervor. Ihr langgezogenes Zirpen gleicht aufs Haar dem lauten Ton der Dampfpfeife einer Fabrik und zaubert Bilder aus der fernen Heimat in wechselvollem Spiel vor die Phantasie des nächtlichen Reiters, bis ihn irgendein Zufall, der Flügelschlag eines Vogels in den Zweigen, ein verglimmender Baumstamm, den reisende Arrieros für ihr Lagerfeuer angezündet hatten und an dem jetzt sein Maulthier scheut, oder die Leiche eines gefallenen Thieres wieder in die Wirklichkelt zurückrufen. Auf der offenen Savanne fliegen grosse Ziegenmelker, vom Hufschlag erschreckt, von Zeit zu Zeit vom Wege auf, um sich nach einigen kurzen Bogenflügen wieder auf der staubigen Strasse niederzulassen. Von nah und fern erklingt ihr trauriger Ruf: „Puhuy, Puhuy“, durch die Einöde.

So reizvoll das Reisen während der hellen Mondnächte in der Trockenzeit auch ist, so misslich gestaltet es sich in der Regenzeit. Finsteres, am nächtlichen Himmel sich jagendes Gewölk verhüllt alsdann den Mond und reducirt die Beleuchtung auf ein kümmerliches Maass. Bricht der Sturm los, so wird die Situation noch ungemüthlicher. Krachend fahren die blendenden Blitze links und rechts in den Wald hinein, auf einen Augenblick ist die finstere Waldeinsamkeit grell erleuchtet, um nachher wieder in düstere Nacht zu versinken, düsterer und finsterer denn zuvor. Der Chubasco (Windsturm) fegt mit wilder Wuth durch die hohen Baumkronen. Im Nu hat der prasselnd niederstürzende Regen auch jede Spur des schmalen Zickzackstreifens, welchen die passirenden Maulthierzüge bei Tage durch den Sumpf und Schlamm der Pantanos gezogen haben, verwaschen und rathlos steht der Reiter vor einer stillen, gleichmässigen Wasserfläche, die sich vor ihm und zu beiden Seiten pfadlos in die dunkle Nacht verliert. Den Kopf ganz auf den Boden gehängt, geht das Maulthier, vorsichtig das trübe

Wasser beschnuppernd, die ganze Breite des ersten Pantano ab, um die Stelle zu finden, wo schon andere Thiere durchgekommen sind. Ist sie gefunden, so wirft es sich ängstlich, aber gehorsam bis an die Brust in den Schlamm und fängt geduldig an zu waten, Schritt für Schritt, Stunde nach Stunde, und der Reiter hängt, die Steigbügel im Wasser nachschleppend, müde im Sattel und berechnet, während der Regen klatschend an seinem Regenmantel niederrieselt, zur Kurzweil die Distanzen, die ihn noch von den Oasen in dieser Schlamm- und Wasserwüste, den Rancherías von la Tortuga und Juan Noj, trennen.

Bei solchen Gelegenheiten wird einem erst der gewaltige Unterschied zwischen Pferd und Maulthier vollständig bewusst. Wo das Pferd, im allgemeinen das leichter zu behandelnde und angenehmere Thier von beiden, unsicher und ängstlich sich auf die Wegkenntniss des Reiters verlässt, wo es in der Finsterniss stolpert und fällt, da findet sich das Maulthier mit seinem wunderbaren Selbsterhaltungstrieb sichern Fusses durch, wenn man es nur sich selbst überlässt. Einmal ritt ich, da ich meine Frau krank in Retaluleu zurückgelassen hatte, in einer solchen Sturmnacht nach Hause und zwar auf einem Maulthier, das ich erst tags zuvor gekauft hatte, und welches erst auf dieser Reise den Weg nach dem Hafen kennen lernte. Es war zu einer Zeit, wo der Mond nicht am Himmel stand, und so finster, dass ich, solange ich im Walde ritt, nicht im Stande war, das Geringste von meiner Umgebung zu erkennen. In der absoluten Finsterniss duckte ich mich nach Kräften hinter den Hals meines Thieres, um nicht von überhängenden Aesten oder den gewaltigen Blättern der jungen, noch stammlosen Corozopalmen erfasst und aus dem Sattel gerissen zu werden. Mein Maulthier arbeitete sich zu Seiten der Pantanos durch die schmalen, von den Maulthierzügen ausgetretenen Veredas (Fusswege) durch den Sumpf. Wie es sich da durchfand, und wie es jeweilen an der richtigen

Stelle in der stockfinstern Nacht die ganze Breite der Pantanos durchkreuzte, um die Vereda des jenseitigen Waldrandes zu erreichen, war mir fast unbegreiflich; wahrscheinlich verliess sich das Thier lediglich auf seinen Geruchssinn.

ZEHNTES KAPITEL.

Reise nach Soconusco. — Die Savannen und Lagunen von Ocos. — Der Kautschukbaum und die Kautschukgewinnung. — Die Wanderheuschrecke in Centralamerika. — Die „Mazacuanes“.

Im Februar 1880 hatte ich eine Reise nach Tapachula, dem Hauptort der mexicanischen Provinz Soconusco, zu machen, um einen Kranken zu besuchen. Ich hatte den Contract mit dem Bruder des Patienten zu 300 Pesos für eine Abwesenheit von vier Tagen geschlossen. Die Distanz von Retaluleu bis Tapachula beträgt etwa 32 Leguas und der Weg führt über flaches, von vielen Flüssen durchströmtes waldiges Tiefland.

Ich ritt in Begleitung des Mannes, der mich engagirt hatte, eines mexicanischen, in Retaluleu ansässigen Kaufmanns, und seines Dieners eines Morgens um 4 Uhr von Retaluleu weg. Nachdem die Viehweiden in der Nähe des Städtchens passirt waren, gelangten wir durch schattigen Hochwald nach der etwa 7 Leguas von Retaluleu entfernten grossen Vieh-Hacienda Caballo blanco. Gegenwärtig ist dieser Ort eine Station der neuen Eisenbahn von Champerico nach Retaluleu. Es ist nicht nur einer der heissesten, sondern auch ungesundesten Punkte jener Küste, die ich kenne; die Angestellten der Hacienda leiden beständig am Fieber, das hier sehr hartnäckig auftritt, und die grössten Milztumoren, die ich in Guatemala sah, kamen von Caballo blanco. In dieser

Gegend sind auch die Jaguare sehr häufig und stiften unter dem Vieh grossen Schaden. Der Besitzer der Hacienda zeigte mir die abgeschnittene Tatze eines vor kurzem geschossenen Thieres, welche viel grösser war als eine menschliche Hand.

Von Caballo blanco gelangt man nach weitern zwei Leguas über den waldverlorenen Rancho „La Soledad" (Einsamkeit) an das linke Ufer des Rio Ocos, der hier seine trübe Flut in tief ausgewaschenem Bette durch den Hochwald dahinwälzt. Er bildete damals noch die Grenze zwischen Mexico und Guatemala, die jetzt weiter nordwärts verläuft. Auf dem jenseitigen Ufer liegt die Ranchería der Vieh-Hacienda La Chorrera, früher ein bequem gelegenes Depot für alle möglichen Gegenstände des Schmuggels über diese Grenze.

Von der Chorrera ritten wir wiederum in den Wald hinein, dessen gewaltige Kronen hoch oben einen grünschattigen Bogengang über dem flach sich hinziehenden Reitweg bilden. So schön die Wälder dieser Region in ihrer kraftvollen Pracht auch sind, so ermüdet schliesslich das Auge doch im Gewirr der Stämme und im grünen Halbdunkel ihrer Kronen, deren Laubdach sich stundenlang in langweiliger Eintönigkeit über dem Reisenden wölbt. Gleichgültig reitet man an den glatten, hohen Stämmen der Guayavas, deren weitvorspringende Wurzelrippen sich, Ross und Reiter überragend, weit am Stamme hinaufziehen, an den dornigen Säulen junger Ceibas, unter dem feinfiederigen Laubdach des Plumillo durch und sehnt sich nach freiem Ausblick und nach der Sonne, trotzdem die Temperatur auch im Walde nichts zu wünschen übriglässt. Plötzlich ändert sich die Scenerie. Wie aus einem gewaltigen Thor gelangt man unversehens hinaus auf einen weiten, unabsehbaren, offenen Plan. Die ungeheuere Fläche, in deren hohen Grasbeständen weidende Heerden sich träge herumtreiben, scheint den Horizont zu erreichen, links und rechts verliert sich der dunkle Waldsaum in der blauduftigen Ferne. Zahlreiche Lagunen

liegen auf dem weiten Plan zerstreut, ihre in der Sonne glitzernden Wasserflächen leuchten da und dort aus der Savanne auf. Es sind die Savannen und Lagunen von Ocos. Was dieser ganzen Landschaft ihren unbeschreiblichen Reiz verleiht, das ist ihr reiches thierisches Leben, die Unmenge von Wasservögeln aller Art, die sich auf den Lagunen tummeln. Wie in einem ungeheuern Geflügelpark schwimmen sie auf dem Wasser umher, plötzlich erhebt sich da und dort ein Schwarm der Schwimmer hoch in die Luft, schneeweiss blinkt ihr Gefieder in der reinen Bläue des Himmels, und einen Augenblick später fallen sie wieder wie eine Wolke weisser Flocken auf die kolossalen Naturteiche herab, welche ihnen die gütige Schöpfung zum Spielraum gegeben. Luft, Wasser und festes Land wimmeln von Vögeln. Hier einmal für einige Tage herzukommen, diese Vögel zu jagen, in diesen Lagunen zu fischen, war fortan der Traum meines fernern Aufenthalts in Retalulen, leider ist er nie mehr zur Verwirklichung gekommen. Im April findet alljährlich eine Feria (Jahrmarkt) in Ocos statt, die von den Leuten von Soconusco und von Retalulen eifrig besucht wird. Wer Zeit hat, bringt alsdann seine Netze und die Flinte mit, und verbringt einige Tage mit Jagd und Fischfang. Der Fischreichthum der Lagunen von Ocos sowie der näher an der Küste gelegenen von Huamuchal soll ganz enorm sein. Auch die Indianer besuchen gelegentlich die Lagunen, um zu fischen. Sie haben dabei die Gewohnheit, unter die schwimmende Pflanzendecke, womit einige der Lagunen am Rande bedeckt sind, hinabzutauchen und unter dem Wasser entlang zu gehen, um die verborgenen Fische hervor und in die weitgespannten Netze zu treiben. Geht ihnen der Athem aus, so strecken sie den Kopf durch den Teppich der Schwimmpflanzen, um Luft zu schöpfen. Mitunter aber soll es vorkommen, dass ein Indianer nicht im Stande ist, die dicke Pflanzendecke zu durchbrechen, und ertrinkt.

Die Lagunen von Huamuchal und Ocos wimmeln von Alligatoren, deren Verfolgung ein gelegentlicher Sport der Jäger ist. Nirgends in Guatemala werden diese Thiere jedoch systematisch gejagt, etwa zur Gewinnung der Haut, deren Verarbeitung zu wasserdichtem Leder in Nordamerika eine ausgedehnte Industrie bildet. Das Fleisch der Alligatoren wird von den Indianern leidenschaftlich gern gegessen, und erzielt, wo es gelegentlich auf ihren Märkten erscheint, als rarer Leckerbissen hohe Preise. Beim Schuss suchen die Jäger dem Alligator eine bestimmte Knochenplatte über den Augen wegzusprengen, um bei einem zweiten Schuss das tödliche Blei ins Gehirn zu bringen. Trotzdem Verwundungen und selbst Todesfälle durch Alligatoren alljährlich vorkommen, sind doch die Indianer bei diesen Jagden merkwürdig kaltblütig; sie schiessen das Thier an und stürzen sich gleich darauf mit blankem Messer ins Wasser, um dem tauchenden und um sich schlagenden Reptil unter Wasser die Todeswunde beizubringen. Eine andere beliebte Art der Alligatorenjagd auf diesen Lagunen ist das Harpuniren vom Boote aus.

Es mochte ungefähr 2 Uhr nachmittags sein, als wir inmitten dieser grossartigen Scenerie halt machten und bei der Ranchería von Ocos rasteten. Die Ausdehnung dieser Savannen ist so gross, dass selbst Leute, die schon da gewesen sind, es nicht leicht wagen, ohne einen ortskundigen Führer vom Wege ab in dieses Labyrinth von Lagunen, Grasflächen und Waldinseln hineinzureiten. In der Regenzeit steht das ganze Gebiet unter Wasser und die wenigen Reisenden, welche alsdann diese einsame Wildniss passiren, werden auf Booten über die wasserbedeckte Grasfläche gefahren, während ihre Pferde auf einem Umwege von mehrern Leguas um das Gebiet der Savannen herumgeführt werden müssen.

Nach Erlegung eines Brückenzolls von einem Real pro Mann und Thier für die Passage einer mit den Blättern der

Corozopalme gedeckten Knüppelbrücke brachen wir auf. Als wir ein Stück weit geritten waren, stieg der uns begleitende Junge unvorsichtigerweise ab und liess sein Thier stehen, um etwas am Gepäck zu ordnen. Das freigewordene Maulthier brach aber aus und rannte in die Savanne hinein. Wir verloren viel Zeit mit Herumgalopiren, um des Thieres wieder habhaft zu werden, was nicht ohne Mühe gelang. Und wiederum ging es in den Wald hinein. Stellenweise hatte der Hochwald einer niedrigen, damals dürren und trockenen Buschvegetation Platz gemacht. Unter einer Gruppe von Ananasbüschen lag, träge zusammengerollt, ein grosser Mazacuate (*Boa imperator D. B.*). Das Thier fiel mir auf, da die grossen ovalen Flecken seiner Haut viel heller waren, als bei den Exemplaren um Retaluleu. Ich stieg ab und suchte die Schlange zum Aufrollen zu bringen, aber umsonst; sie antwortete blos mit lässigem Ausweichen des Kopfs oder der jeweilig von meinem Stocke gereizten Körperstelle.

Gegen Abend kamen wir an eine breite Flussgabel des Rio Naranjo, an dessen jenseitigem Ufer auf einer kleinen Böschung der Rancho gleiches Namens gelegen war. Auch diese Gegend wird in der Regenzeit ganz unter Wasser gesetzt. Alle die wenigen Wohnungen dieser Waldwildniss sind daher mit Booten versehen, in denen sich die Bewohner mit ihrer geringen Habe bei Eintritt der Hochwasser flüchten.

Besitzer des Rancho von Naranjo war eine Ladino-Familie, bestehend aus Mann und Frau nebst kleinem Kind. Eine unangenehme Zugabe für sie mochte in dieser Einsamkeit eine alte, geisteskranke Mutter sein, deren unaufhörliches, sinnloses Plaudern laut in den stillen Wald hinübertönte. Unser Arriero kochte die Chocolade und röstete Tortillas, die mitgebrachten Lebensmittel, Fleisch und Käse, wurden auf einer Rindshaut am Boden ausgebreitet, und nach Römerweise genossen wir liegend unsere

Cena. Die Nacht brach bald herein, das lärmende Geschrei der Papagaien in den Wipfeln der Guayavas und Ceibas verstummte, aus den Büschen der Lichtung erscholl der melancholische Ruf der Ziegenmelker. Scharen von Zancudos und Mosquitos erhoben sich vom nahen Flusse her. Wir hatten harte Rindshäute als Bett neben den Rancho gelegt und überliessen uns als widerstandslose Beute geduldig den Wolken von Mosquitos, deren Summen und Stechen an Schlaf nicht denken liess. Solche Nächte sind, wenn man will, eine schlimme Seite des Reisens in diesen menschenleeren Waldeinöden, aber wiederum haben dieselben einen Zauber, der durch den grössten Comfort des europäischen Reisens nicht aufgewogen wird. Alle die tausend Stimmen des nächtlichen Waldes, die ganze grossartig-wilde Scenerie hat für die menschliche Seele einen Reiz, der nach langen Jahren noch mit sehnsüchtiger Erinnerung ungeschwächt in ihr fortlebt. Zudem kann man sich auf längern Touren leicht mit allem Nöthigen, Hängematte und Mosquitonetz, versehen, um die Nächte bequem im Freien zuzubringen, bequemer selbst als in den schmuzigen, an Ungeziefer reichen Ranchos und Posadas.

Noch vor Tagesanbruch brachen wir auf und passirten die Ortschaft Ayutla, ein elendes, aus lauter Rohrhütten bestehendes Nest mit einer verfallenen Kirche, die im glücklichen Besitz eines wunderthätigen Marienbildes ist, welches Ayutla zu einem berühmten Wallfahrtsort dieser Gegenden macht. Hinter dem Dorfe passirten wir den Rio Suchiate. Der Fluss ist breit und tief und sein Bett besteht lediglich aus Sand, ohne jede Beimengung von Steinen. Die Thiere sanken beim Durchwaten dergestalt in den Sand ein, dass uns das Wasser über den Sätteln zusammenschlug, und nur energische Mishandlung brachte sie zum Weiterschreiten. Je länger sie an einer Stelle stehen blieben, desto tiefer sanken sie ein, und desto schwieriger war das Loskommen.

Das erste glühende Morgenroth färbte eben weit umher den Himmel über den östlichen Wäldern, als wir, ziemlich durchnässt, über die weite, sandige Playa des jenseitigen Ufers ritten und das Erwachen des jungen Tages über dieser einsamen Stromscenerie war von berückender Schönheit. Bald aber verliess der Weg den Schlangenlauf des breiten Suchiate und senkte sich wieder in die Tiefe des Waldes, der sich von da stundenlang fast ununterbrochen fortsetzt. Auf einer Lichtung des Waldes liegt die Hacienda Santa Rita, wo ich eine Reihe indianischer Tumuli bemerkte, ein Zeichen, dass diese jetzt so menschenleeren Gegenden in vorspanischer Zeit stärker bevölkert gewesen waren. Durch ein prachtvolles Stück Wald, wo mächtige Urwaldriesen einen grandios angelegten Park vortäuschen, gelangt man auf breitem guten Wege nach dem Dorfe Metapa. Dort befand sich damals die Grenzdouane. Wir hatten bereits das Dorf passirt und waren im Begriffe, wieder im Walde zu verschwinden, als der Zollwächter, ein blos mit Hosen und Strohhut bekleideter Indianer, uns nachrannte und das Gepäck zu visitiren wünschte, was ihm auch gestattet wurde. Während der Arriero mit dem Lastmaulthier zurückblieb, ritten mein Begleiter und ich weiter. Auf meine Frage, ob wir nicht besser thäten, bei dem Gepäck zurückzubleiben, erwiderte mir Don Teófilo: durchaus nicht, denn gestohlen würde uns nichts von dem, was wirklich da wäre, hernach aber könnten wir immer noch behaupten, dies oder jenes wäre mit im Gepäck gewesen und gestohlen worden. Die Douane müsste dann den fingirten Schaden ersetzen und der dienstthuende Beamte würde abgesetzt. Er hätte das schon mitunter so gemacht, wenn er einen ihm nicht genehmen, das heisst zu strengen Douanenbeamten in Metapa weghaben wollte. Uebrigens sei es ihm leicht, die Douane von Metapa zu umgehen, da er noch fünf andere Waldpfade kenne, um von Retalulen nach Tapachula zu gelangen. Don Teófilo war durch Intelligenz,

Fleiss und Schmuggel ein wohlhabender Mann geworden, der bei den fremden Kaufleuten der Hauptstadt von Guatemala, wo er jeweilig seine Einkäufe zu machen pflegte, als ein rechtlicher, worthaltender Mann und pünktlicher Zahler in hohem Ansehen stand. Als ich später hörte, dass er der verwegenste Schmuggler dieser Grenze sei, der seine Waarentransporte selber auf allen Schleichwegen über die Grenze geleitete, wunderte ich mich nicht mehr über den breiten Gurt von Cartouches und den riesigen Revolver, die er bei unserer Reise für jeden sichtbar und leicht zur Hand umgeschnallt trug. Damals war mir, der ich meistens unbewaffnet reiste, dieser kriegerische Apparat als pure Renommisterei erschienen.

Von Metapa gelangten wir in ein paar Stunden nach Tapachula. Das Land wurde offener, der Urwald war streckenweise verschwunden und hatte cultivirtem Lande Platz gemacht, die Aussicht ward freier und über den Wäldern im Osten kam die ferne Küstencordillere in Sicht. Eine furchtbare Hitze durchströmte die zahlreichen Quebradas und ich war froh, als wir um die Mittagszeit unter die Cocospalmen von Tapachula einritten.

Wie Retaluleu, liegt auch Tapachula in der Tierra caliente, seine Höhe ü. M. mag etwa 1000 bis 1200 Fuss betragen. Der Ort ist heiss, aber trockener als Retaluleu, besser gebaut und besser gehalten als dieses. Ohne Zweifel wird Tapachula in kommenden Jahren als commerzielles Centrum von Bedeutung für jene Gegenden werden. Was bisjetzt seine Entwickelung gehemmt hat, ist hauptsächlich die politische Leidenschaftlichkeit seiner Bewohner, die sich alle paar Jahre blutig befehden, erschiessen und verbannen, je nachdem die eine oder andere Partei die Oberhand gewinnt. Die Ländereien ostwärts von Tapachula am Abhange der Cordillere bieten für den Kaffeebau ganz ähnliche Verhältnisse dar wie die Umgebung von Retaluleu. Bereits zu

meiner Zeit hatten Leute von Quezaltenango daselbst billiges Land gekauft und Pflanzungen eingerichtet, deren Product über den Hafen von San Benito exportirt wird. Gegenwärtig hat eine nordamerikanische Actiengesellschaft zu fabelhaft billigen Preisen Ländereien hier gekauft, die sie mit nordamerikanischen Landleuten zu besiedeln gedenkt. Bereits sollen hundert Familien an Ort und Stelle sein.

Einen Hauptartikel des Marktes von Tapachula bildet der Kautschuk, mit seinem Landesnamen „Hule" genannt. Das Wort Hule ist die Verstümmelung des mexicanischen *olin*, des Saftes des *olcuahuitl*, wie der Kautschukbaum im Nahuatl genannt wurde. Dieser Baum ist in den Wäldern, durch welche mich diese Reise geführt hatte, noch häufig, soll aber früher noch viel häufiger gewesen sein und entschieden dem Aussterben entgegengehen. Man sieht gegenwärtig schon selten einen Hule-Baum, dessen Stamm über 1—1½ Fuss im Durchmesser hätte.

Der Palo de hule dieser Gegenden ist die *Castilloa elastica Cerv.* und nicht, wie häufig angegeben wird, *Siphonia elastica.* Er ist ein schlanker Baum mit glatter, glanzloser, grünlich-grauer Rinde. Funfzehn oder zwanzig Fuss über dem Boden sendet der runde Stamm lange, fast horizontale Aeste aus, von denen zwei Reihen länglich-ovaler, fusslanger, ganzrandiger Blätter niederhängen, sodass der ganze Zweig einer ungeheuern Blattfieder ähnlich sieht. Aeste sind nur wenige und daher besitzt der Baum keine dichte Laubkrone. Er wächst, wie der Cacao, am liebsten im tiefen Schatten des Hochwaldes.

Die Kautschukgewinnung geschieht in diesen Wäldern so, dass die Eigenthümer derselben, wofern sie ihre Bäume nicht auf eigene Rechnung ausbeuten lassen, den Hule-Sammlern gegen eine bescheidene Entschädigung die Erlaubniss geben, den Wald zu durchstreifen und die Hule-Bäume abzuzapfen. Dies kann auf zweierlei Weise geschehen, ent-

weder durch Ritzen der etwa 1 cm dicken Rinde und Sammeln des austräufelnden Saftes in untergestellte Gefässe, oder aber durch Fällen des Baumes, wobei natürlich die Ausbeute eine viel grössere ist. Der gekappte Baum wird gehoben und der unten auslaufende Saft in Geschirre gefasst. Das Niederschlagen der Bäume ist in den Waldungen von Retaluleu und Soconusco allgemeiner Usus und die Leute von Tapachula sagten mir, dies hätte seinen Grund in zwei Ursachen. Erstlich sei der Baum sehr zart und sterbe doch ab, auch wenn er nur geritzt werde, und zweitens käme, wenn der eine Hule-Sammler die Bäume schonte, doch bald ein anderer und schlüge sie nieder, ohne dass ein von weiser Staatsökonomie erlassenes Verbot dagegen vom geringsten Nutzen wäre. Nachdem ich den 25 Leguas breiten Wald zwischen Retaluleu und Tapachula selber durchritten hatte, musste ich die Beweiskraft des letztern Arguments gelten lassen. Es bliebe somit als einzige staatliche Fürsorge, um diesen für den Wohlstand dieser Gegenden so wichtigen Baum vor gänzlichem Untergang zu schützen, nichts übrig, als die gesetzliche Verpflichtung für die Grundeigenthümer, ausgedehnte Nachpflanzungen von Hule-Bäumen an Orten anzulegen, wo sie controlirt und überwacht werden könnten. Doch wird man daran vorderhand nicht denken. Der Palo de hule ist ein Gewächs der eigentlichen Tierra caliente, der höchste Punkt, an dem ich ihn noch gedeihend traf, war eine künstliche Anlage desselben auf einer Pflanzung der Costa Cuca in etwa 2500 Fuss Meereshöhe.

Der Ertrag an Kautschuk, den der einzelne Baum gibt, ist ein sehr geringer und jeder Centner Kautschuk, der in Retaluleu oder Tapachula auf den Markt kommt, hat manchem Baum das Leben gekostet. Die Marktpreise sind seit einigen Jahren erheblich gestiegen. Während vor etwa zehn Jahren der Centner Hule mit 25 Pesos verkauft wurde, steigt heute der Preis mitunter auf das Doppelte. Und

dennoch finden sich die Hule-Sammler mit dieser Summe für ihre Mühe, die natürlich gegenwärtig grösser ist als früher, schlecht bezahlt und suchen daher das Gewicht ihrer Waare durch Beimengen von Sand und dergleichen zu vermehren, was ihre Qualität und den europäischen Marktpreis für Kautschuk aus diesen Gegenden erheblich reducirt. Um den gewonnenen weissen Saft zum Gerinnen zu bringen, wird Alaun oder in Ermangelung von solchem der Saft gewisser Pflanzen, wie der *Escobilla*, zugesetzt. Ist eine genügende Quantität von Hule beisammen, so wird er auf Matten (Petates) ausgebreitet und bildet nach der Gerinnung zolldicke, etwa 2 Fuss breite und mehrere Fuss lange Platten (Fajas), welche zusammengerollt werden und in Form dieser gerollten Packen in den Handel kommen. Im ganzen gilt der Kautschuk von Guatemala als eine Qualität von sehr mässiger Güte.

Ich blieb zwei Tage in Tapachula und ritt dann auf demselben Wege in Begleitung des Criado nach Hause zurück. Wiederum verbrachte ich auf der alten Rindshaut in Naranjo eine trübselige Mosquito-Nacht, während sich mein Diener beneidenswertherweise mit einem indianischen Jungen zum nächtlichen Fischfang im Flusse aufmachte. Gegen Morgen kehrten die beiden Fischer mit einer ganzen Ladung von Fischen, die sie auf Schnüre gezogen hatten, zurück. Sobald es die erste Dämmerung des frühen Morgens erlaubte, ritt ich weiter.

Als ich kurz vor Sonnenuntergang am folgenden Abend noch einige Leguas von Retalulen entfernt war, zeigte es sich, dass die Indianer das grösstentheils dürre Strauch- und Buschwerk zu beiden Seiten des Weges angezündet hatten. Hoch aufschlagend verschlangen die Flammen das prasselnde Unterholz der Savanne, dicker Qualm erfüllte weit umher die Gegend. Die Unannehmlichkeiten, welche der Ritt durch diesen Steppenbrand infolge der Glühhitze der Flammen

und des erstickenden Rauchs verursachte, wurden noch erheblich vermehrt durch dichte Schwärme von Wanderheuschrecken, welche vor dem Feuer flohen. Von ihrem plumpen Fluge niederfallend, hängten sie sich den Maulthieren an die Ohren, die Mähne, an die Lippen und Nase, wo sie irgend konnten, und die Thiere, ohnehin durch das laut knatternde Feuer und den Rauch aufgeregt, wurden infolge dieser neuen Plage noch unruhiger und brachen endlich zu meiner Freude in Carriere aus, heimwärts. Ich selber musste mich mit vor das Gesicht gehaltenem Arm vor der Menge der Heuschrecken schützen, bis wir endlich Feuer und Heuschreckenschwarm glücklich weit hinter uns liessen.

Schon seit bald drei Jahren wurde damals Guatemala von mächtigen Heuschreckenzügen heimgesucht, deren verheerender Einfluss auf verschiedene wichtige Culturpflanzen des Landes zu mannichfachen Discussionen, hauptsächlich über die zweckmässigen Mittel zu ihrer Vernichtung Anlass gab.

Das Auftreten der Wanderheuschrecke (*Schistocerca peregrina Oliv.*) ist in Guatemala schon sehr alt und hat wahrscheinlich in längern Zwischenräumen seit unvordenklichen Zeiten stattgefunden. Der Bischof Landa erwähnt aus der Zeit der ersten Bekanntschaft der Spanier mit der Halbinsel Yucatan einer Invasion der Heuschrecken, welche 5 Jahre dauerte. Eine eingehende Schilderung der Verwüstungen durch die Wanderheuschrecke lieferte dann der Irländer Thomas Gage. Die naive, aber sehr naturwahre Schilderung des irischen Mönchs gilt auch heute noch, nach 250 Jahren. Nach der Aussage der ältern Bewohner des Landes treten die Heuschreckenschwärme jetzt in Perioden von circa 20 Jahren auf. Ueber den Beginn und Ausgangspunkt der jetzigen Periode war es mir nicht möglich, genauere Daten aufzufinden; wie es scheint, begann dieselbe vor etwa 6 Jahren in Nicaragua, und im Laufe der Zeit rückten die Schwärme langsam gegen Norden vor. In Guatemala beobachtete ich

die ersten Züge um die Mitte October 1879 in der Nähe von Retaluleu, und seit jener Zeit haben sich die Heuschrecken ohne Unterbrechung an den verschiedensten Punkten des westlichen Tieflandes und an dem Westabhange der Küstencordillere forterhalten. In Retaluleu erscholl gelegentlich schon am frühen Morgen nach Aufgang der Sonne das Geschrei der indianischen Dorfbewohner: „El chapulin, el chapulin“[1], und dann zogen mitunter den ganzen Tag ohne Unterlass dichte Schwärme über das Dorf weg, die Indianer mit ihren Weibern und Kindern zerstreuten sich in die Felder, um mit Schnarren, Peitschen und lautem Geschrei die Thiere weiterzujagen. Wo sich ein Schwarm zum Nachtlager niederliess, erschienen die Gebüsche und Bäume in weiter Ausdehnung vollkommen bedeckt mit den röthlich-braunen Thieren, sodass an den befallenen Stellen buchstäblich nichts Grünes mehr zu sehen war. Ich erinnere mich eines Abends, wo sich ein Heuschreckenzug auf den Kronen eines Hains von Cocospalmen niederliess, welche sonst eine Zierde des an Retaluleu angrenzenden Indianerdorfes Santa Catarina gewesen waren. Die Wipfel der Palmen waren so dicht mit den Tausenden der Thiere behangen, dass sie nur noch grossen, unförmlichen, rothbraunen Klumpen glichen. Am andern Morgen zog der Schwarm weiter und liess statt der schönen, schwanken Palmenkronen nichts zurück als hässliche Büschel vollkommen kahl gefressener Blattrippen; der Blätterschmuck der sämmtlichen Cocosbäume war für länger als ein Jahr ruinirt worden.

Unter den natürlichen Feinden der Wanderheuschrecke spielen in Guatemala die Vögel eine Hauptrolle. Das Hausgeflügel, die wilden Baumhühner, die Tyranniden und Urracas (*Cyanocitta Lessoni*), sowie die zahlreichen *Falco*- und *Buteo*-Arten vernichten eine beträchtliche Anzahl der ausgewach-

[1] *Chapulin* ist das Nahuatl-Wort für Heuschrecke.

senen Heuschrecke sowol als der Larven (Salton). Aber ihre Wirksamkeit ist doch mehr eine blos gelegentliche und eine einzige Vogelart macht im Grossen Jagd auf die Heuschreckenschwärme: es ist dies ein unter dem Namen „Mazacuan" oder „Azacuan" bekannter Raubvogel (*Buteo Swainsoni*), welcher Guatemala nur als Zugvogel durchzieht.

Die Mazacuanes kommen alljährlich etwa um die Mitte des October in ungeheuern, nach Tausenden von Individuen zählenden Scharen von Norden hergezogen, verweilen einige Tage in der Gegend von Retaluleu und ziehen dann südwärts, um im März wieder nach Norden zurückzukehren. In der Zwischenzeit zwischen diesen beiden Wanderungen fehlen die Mazacuanes im gewöhnlichen Laufe der Dinge der dortigen Fauna gänzlich. Diese Wanderungen sind den Bewohnern des nordwestlichen Tieflandes von Guatemala von jeher wohlbekannt gewesen und der Ruf: „Los Mazacuanes" lockt die Müssigen beim ersten Erscheinen der Thiere ins Freie, um dem seltsamen Zuge zuzusehen.

Es gewährt in der That ein Schauspiel voll eigenthümlicher Grossartigkeit, der Wanderung dieser Thiere zu folgen, wie sie, wie Punkte am fernen Horizont auftauchend, allmählig näher kommen und ihre gewaltige Heeressäule hoch oben durch die blaue Luft dahinwälzen, um nur zur Nachtruhe oder während sie jagend ihre Kreise beschreiben, der Erde nahe zu kommen. Der Flug des Mazacuan ist dadurch ausgezeichnet, dass die Vögel auf weite Strecken ohne jeglichen Flügelschlag dahinsegeln, wobei sich die einzelnen Individuen in Abständen und in der Weise folgen, dass der ganze Zug immerhin eine gewisse Breite einnimmt. Nachdem die Thiere eine Zeit lang in gerader Richtung dahingezogen sind, fangen einige an irgendeinem Punkte der Colonne nach Art unserer Gabelweihe zu kreisen an, die Neuankommenden treten in die Kreise ein und nachdem sie auf diese Weise während einiger Zeit ihr Spiel getrieben, setzen sie von neuem in

gerader Richtung ihre Wanderung fort. Ihre Nachtruhe und auch wol Mittagsrast halten sie auf hohen Waldbäumen oder auch in den vielästigen Laubkronen der Ceibabäume, die da und dort vereinzelt mitten im cultivirten Lande stehen geblieben sind.

Die Mazacuanes gehören während der Sommermonate der Fauna der Vereinigten Staaten an, wandern dann aber während des nordischen Winters nach Süden, und sollen bis weit ins Innere des südamerikanischen Continents, selbst bis nach Patagonien hinabziehen.

In die Regelmässigkeit der alljährlichen Wanderungen dieser Mazacuanes hat nun das Auftreten der Wanderheuschrecken in Guatemala einige Störung gebracht. Während der ganzen trockenen Zeit des vorigen Jahres folgten meistens die Züge dieser seltsamen Raubvögel den Heuschreckenschwärmen auf dem Fusse nach und wo diese sich lagerten, blieben auch die Mazacuanes tagelang, sodass sie während dieser ganzen Zeit auf eine Wanderung noch weiter nach Süden zu verzichten schienen und als ständiges Glied der dortigen Vogelfauna auftraten. Ueber den von den Heuschrecken heimgesuchten Plätzen oder inmittten der ziehenden Schwärme beschrieben die Mazacuanes ihre Kreise, mit grossem Geschicke fingen sie die fliegenden Heuschrecken ab und verzehrten sie fliegend, indem sie die Beute mit den Klauen dem sich unterwärts beugenden Kopf und Schnabel nahe brachten.

Aber auch diese Abhülfe, welche die Natur durch diese merkwürdigen wandernden Bussarde gegen die Plage der Heuschrecken zu leisten bemüht ist, muss bei der enormen Zahl der Thiere und der Rapidität ihrer Vermehrung als äusserst unzulänglich bezeichnet werden. Ebenso unzulänglich ist bisher alles gewesen, was von seiten des Menschen zur Vertilgung der Eindringlinge geschehen ist. Als die ersten Schwärme nach Retalulen kamen, begnügte man sich zu-

nächst mit Zusehen und freute sich der nützlichen Thätigkeit der obenbeschriebenen Mazacuanes. Als dann aber die Schwärme häufiger wurden, sich gelegentlich niederliessen und nicht nur das Maisfeld des Nachbars, sondern auch das eigene zu Schanden frassen, da sah der indianische Bauer den Ernst der Sache ein, er zog mit Weib und Kind auf seine Milpa hinaus, und trabte unermüdlich vom Morgen bis zum Abend, schreiend und seine Peitschen und Ratschen weidlich schwingend, auf und ab, um den bösen Feind fortzujagen. Die Grossgrundbesitzer und fremden Pflanzer befolgten theilweise das Verfahren der Indianer, indem sie ihre disponibeln indianischen Arbeiter in die Felder und Culturen hinausschickten, um durch Schreien und Lärmen die Heuschrecken zu bewegen, weiter zu ziehen und sich lieber auf der Pflanzung des Nachbars niederzulassen, immer das alte Gebet an den „heiligen Sanct Florian!“ Oder sie versuchten die Thiere zu vernichten, indem sie das Gestrüpp der davon befallenen, in der Trockenzeit ohnehin fast dürren Viehweiden und brachliegenden Grundstücke niederbrannten, um so die junge Brut zu zerstören. So viele aber auch in den Flammen zu Grunde gehen mochten, noch viel mehr entkamen und hüpften munter vor dem langsam weiterfressenden Feuer her. Andere Pflanzer suchten die Eier zu zerstören, indem sie mit grossen Unkosten die befallenen Grundstücke umgraben liessen, aber wenn auch Millionen von Eiern auf diese Weise durch die Sonne und die Witterungseinflüsse zerstört wurden, Milliarden lagen wohlgesichert in den weiten noch unbebauten Ländereien und krochen ohne jegliches Hinderniss aus.

ELFTES KAPITEL.

Der Kaffeedistrict Cholhuitz und seine Thierwelt. — Don Manuel Quiñones, der Nimrod von Retaluleu. — Blasrohrschiessen. — Fischfang im Rio Zuná. — Grosse Vögel in indianischen Sagen und Sculpturen.

Unter den zahlreichen Ausflügen, welche ich von Retalulen aus in verschiedene Richtungen der Costa Cuca und Costa Grande zu machen Gelegenheit hatte, waren die naturwissenschaftlich interessantesten diejenigen nach dem Cholhuitz, einem District, welcher die in 2—4000 Fuss Meereshöhe liegenden Abhänge und Vorberge des Vulkans Santa Maria in sich begreift. Diese Gebirgsgegend war früher waldbedecktes werthloses Jagdgebiet im Besitz der Indianer. Als sie jedoch mit dem raschen Aufschwung der Kaffeecultur Werth bekam, wurde das Land von der Regierung den Indianern weggenommen und als „baldíos“ (unbebautes Land) verkauft. Inmitten dieses Districts, wo eben die Axt des Ansiedlers ein paar Lichtungen aus dem Mantel von Urwald herausgehauen hatte, der die Flanken der Berge überzog, besassen zwei mir befreundete Schweizer eine noch junge Pflanzung, welche von Retalulen aus in einigen Stunden zu erreichen war. Da die werdende Finca ein wahres Eldorado für den zoologischen Sammler war, nahm ich die Gastfreundschaft ihrer Besitzer in Anspruch, so oft meine Zeit es erlaubte. Ich habe diese in circa 3000 Fuss Meereshöhe

gelegene Pflanzung, die „Helvetia“ getauft war, zu verschiedenen Zeiten des Jahres besucht und bin stets mit reicher Beute zurückgekehrt.

Der Reitweg von Retaluleu nach der Finca Helvetia führt ostwärts erst durch die schattigen Cafetales und Cacaoparks von San Sebastian, dann weiter, schon etwas ansteigend, durch offenes Land nach der Zucker-Hacienda San Luis. Von da an wird die Steigung stärker, man reitet theils durch Wald, theils zwischen Pflanzungen. In dieser Höhe (1500—2000 Fuss) treten zuerst die lichten Wäldchen des „Tarro“ auf, einer 40 Fuss hohen Bambuse (*Arthrostylidium?*), deren fussdicke, schlanke, sanft gebogene und überhängende Stämme mit ihrem zarten, lichtgrünen Laubwerk ein unbeschreiblich reizendes Bild gewähren. Diese riesige Graminee behauptet, wo sie vorkommt, mit eifersüchtiger Ausschliesslichkeit ihren Boden und lässt sozusagen keine andern Gewächse aufkommen. Die weitragenden dünnen Aeste sind mit grossen und scharfen Widerhaken besetzt, die dem unvorsichtigen Reiter Haut und Kleider in unliebsamer Weise zerreissen. Die starken, hohlen Stämme, deren Inneres durch Querwände in regelmässige Zellen abgetheilt ist, finden im Haushalt des Indianers und der Pflanzungen, in deren Nähe Tarrales vorkommen, die mannichfaltigste Verwendung als dauerhaftes und leichtes Material zum Bau der Ranchos, zu Wasserleitungen, zu Gefässen und dergleichen. Mit der Ausdehnung der Pflanzungen werden indessen die wenigen Tarrogehölze dieser Gegend bald niedergeschlagen und ausgerottet sein, falls sich die Wurzelstöcke überhaupt leicht ausrotten lassen.

Durch stellenweise überwachsene, schmale und in der Regenzeit sehr schlechte Wege gelangt man nach dem Talavera, einer Vieh- und Kaffee-Hacienda, die einem der wenigen Indianer gehört, die es zu etwas gebracht haben und sich durch relativen Wohlstand über das Heer ihrer armen Rassen-

brüder erheben. Nachdem noch ein paar andere Pflanzungen passirt sind, zweigt der Weg nach dem obern Cholhuitz links von der nach Quezaltenango führenden Strasse ab und senkt sich bald steil in die tiefeingeschnittene Barranca des Rio Ocosito hinunter. Eichen mit hochaufstrebenden Stämmen, dazwischen riesige Heliconien, stachelige Baumfarrn, Chamaedoreen und eine Unmenge von Pflanzenformen, welche der tiefern Küste fehlen, bilden hier die Waldvegetation. Die Felswände und Baumstämme sind mit einem grünen Teppich von Farrnkräutern, von denen namentlich zahlreiche und überaus zierliche *Trichomanes*-Arten zu erwähnen sind, bedeckt, die Luft ist ausserordentlich feucht, der Boden beständig nass, alles deutet darauf hin, dass wir uns in der Region der stärksten atmosphärischen Niederschläge in dieser Gegend befinden. Die Regenzeit setzt hier früher ein als in der Küstenebene oder auf den Llanos des Innern, sie dauert länger und die an jedem Nachmittag fallende Regenmenge ist eine ganz gewaltige. Der Regen beginnt hier häufig schon um 11 oder 12 Uhr und dauert mit wechselnder Intensität bis in die Nacht hinein. Ausserdem ist auch die trockene Zeit von einzelnen Regengüssen unterbrochen. Die felsige Unterlage der ganzen Gegend ist ausschliesslich von Trachytporphyren gebildet, die stellenweise von vulkanischem Auswurfsmaterial überlagert sind, über welchem sich im Laufe der Zeit fussdicke Schichten eines schwarzen Humus angesammelt haben. Dieser alte, modernde Waldgrund liefert im Verein mit der reichlichen Regenmenge und dem warmen, durch keine Fröste heimgesuchten Klima die besten Vegetationsbedingungen für den Kaffeebaum, der hier in nicht beschatteten Reihen frei an der Sonne gezogen wird. Die wirthschaftlichen Nachtheile dieses ganzen Districts bestehen in ihrer Unwegsamkeit, da tiefeingeschnittene Barrancas die einzelnen Lomas (Vorberge) trennen, auf welchen die Pflanzungen liegen, ein Umstand, der den Transport der Maschinen

nach den Pflanzungen und des Products nach dem Hafen schwierig macht und ungemein vertheuert.

Nachdem wir noch ein paar Barrancas gekreuzt, gelangen wir endlich auf die an geneigter Berghalde befindliche Lichtung der Finca „Helvetia“, deren Ranchos uns schon zwei Stunden zuvor über alle die unsichtbaren Barrancas weg anscheinend in grösster Nähe gastlich herübergewinkt hatten. Wir treten aus dem Waldesdunkel heraus, durchreiten ein Stück der Kaffeeanlagen und erreichen den behäbigen Rancho, der unsern Landsleuten als Behausung dient. Seine einfache Waldursprünglichkeit erscheint als das verkörperte Bild stiller, friedlicher Thätigkeit mitten im Urwald.

Meine Streifereien durch die frischen Holzschläge und Waldungen dieser Pflanzung galten hauptsächlich zwei Thiergruppen, für die ich mich speciell interessirte, nämlich den Mollusken und den Myriapoden. An beiden bot diese Gegend das Beste, was Guatemala ausser der Verapaz überhaupt daran bietet. Aber auch andere Thiergruppen waren aufs reichste vertreten. Hier lebten als nächtliche Zerstörer der Maispflanzungen der Finca der Tepescuinte (*Coelogenys paca L.*), der Mapache (*Procyon lotor L.*) und der Pisote (*Nasua nasica L.*), ferner das Coche de monte (*Dicotyles tajacu L.*), der Javalí (*Dicotyles labiatus Cuv.*), in hohlen Bäumen nistet der Mico-leon (*Cercoleptes caudivolvulus Pall.*). Der Tigrillo (*Felis tigrina Erxl.*), der Gato de monte (*Felis yaguarundi Desm.?*) und der Mico (*Mycetes vellerosus Gray*) besuchten die Pflanzung mitunter. Selten irrt die Danta (*Tapirus Dowi Gill.*) durch die einsamen Bergwälder. In dieser glücklichen Region kommt auch der schöne Quetzal (*Pharomacrus mocinna Gray*) noch vor; ein Indianer brachte mir einst ein leider scheusslich mishandeltes Exemplar aus dem obern Cholhuitz nach Retaluleu herunter. In der Erde und unter Kehricht lebt hier die ungefähr fusslange, einfärbig bleigraue Blindwühle (*Siphonops mexicanus D. B.*),

die als „Tapacua“ im Lande bekannt ist. Der Name Tapacua ist verdorben aus dem mexicanischen *Tlalpacohuatl*, was Erdschlange bedeutet. Das unverständliche Wort Tapacua wird vom Volksmund mitunter in das deutlichere „Tapaculo“ umgewandelt, was in der volksthümlichen Meinung seinen Grund hat, dass das Thier den Leuten, welche im Freien defäciren, in den After krieche und nur durch ein untergestelltes Gefäss mit warmer Milch wieder hervorzulocken sei. Schon der Geschichtschreiber Fuentes und nach ihm Juarros (Tomo 2, trat. IV, cap. 18) erzählen diese Fabel.

Viel wäre über den erstaunlichen Insektenreichthum des Cholhuitz zu sagen. Die Lepidopteren gelangen hier zur prachtvollsten und reichsten Entfaltung, die ich im Lande kenne. Von Käfern sei einzig der riesige Passalide *Proculus Gorei* erwähnt, der hier, am frühen Morgen frei in den Wäldern am Boden herumlaufend, in zahlreichen Exemplaren gesammelt werden kann. Ich erhielt ein paar Larven dieses schönen Lamellicorniers, welche auf ihrem Rücken ein eigenthümliches Geweih trugen. Dasselbe bestand aus einer weichen, etwa einen Decimeter langen und einen Centimeter im Durchmesser haltenden korallenähnlichen Wucherung von röthlich-grauer Farbe, welche sich gabelig in ein paar Aeste auflöste. Diese merkwürdigen Auswüchse sind Schmarotzerpilze der Gattung *Sphaeria* oder *Torrubia* (*sobolifera H. W.?*), wie sie auch schon an den Larven grosser tropischer Cicaden und an australischen Raupen beobachtet worden sind.

Die reiche, mit dem Schlagen und Niederbrennen der Wälder jedoch rasch abnehmende Molluskenfauna des Cholhuitz zeigt zum Theil eine merkwürdige Uebereinstimmung mit derjenigen der Alta Verapaz, von der sie doch durch breite, kahle Hochländer getrennt ist. Hier wie dort findet sich die prachtvolle *Helix Ghiesbreghti Pfeiff.*, die *H. eximia Pfr.*, *H. trigonostoma Pfeiff.* und *Bulimulus Delattrei Pf.*, letzterer allerdings in einer schlanken Localform. Ferner

besitze ich von hier die grösste Glandina des Landes, die prächtige *Gl. Sowerbyana Pfeiff.*, sowie einige Streptostylen, die von den Arten der Verapaz verschieden sind. Dagegen fehlen die Cylindrellen und Coelocentren gänzlich und auch von Eucalodien, welche in der Verapaz mehrere grosse Arten aufweisen, fand ich nur eine einzige Art im Cholhuitz. Die Aperostomen sind durch eigene Arten repräsentirt, und unter diesen fand ich eine winzige Art, welche einen sonst blos aus Ostindien bekannten, linksgewundenen starkgerippten Typus darstellt.

Zu jener Zeit begann ich der reichen Vogelwelt von Retaluleu meine Aufmerksamkeit zu schenken. Zu Excursionen und Streifereien war in den Cacaopflanzungen und Potreros leichte Gelegenheit gegeben, ohne dass diese Jagdzüge, die ich in der Regel über die Mittagszeit unternahm, mit meinen Berufsgeschäften oder dem ärztlichen Decorum collidirten, wie dies in der Hauptstadt der Fall gewesen wäre. Da ich keinerlei ornithologische Literatur über diese Gegend besass und doch einiger Kenntniss der gewöhnlichen Vögel benöthigt war, pflegte ich die erlegten Vögel sogleich in Lebensgrösse abzumalen, um mir einen Atlas von Farbenskizzen anzulegen. Diese Beschäftigung war an und für sich sehr lehrreich, sie hatte aber noch einen andern Erfolg, weshalb ich sie heute noch in hohen Ehren halte.

Meine Sammlung gemalter Vögel erregte nämlich die eifrige Bewunderung eines leidenschaftlichen einheimischen Jägers, und die Gemeinsamkeit der Interessen machte uns rasch zu warmen Freunden. Don Manuel Quiñones, so hiess dieser ausgezeichnete Mann, war ein vollendetes Original, aber gleichzeitig einer der besten Menschen, die ich in Guatemala jemals kennen gelernt habe. Jetzt noch, nach langen Jahren und nachdem sich unsere Lebenswege getrennt haben, um wol nie wieder zusammenzutreffen, hängt mein Herz in warmer Freundschaft an diesem Manne und ich vermag, selbst

wo Tausende von Meilen trennend zwischen uns liegen, der Hoffnung nicht völlig zu entsagen, ihn noch einmal wiederzusehen und an seiner Seite die weiten Fluren von Ocos und Huamuchal jagend zu durchstreifen. Von ihm habe ich nur Liebes und Gutes erfahren, er war die eigentliche Seele meines Aufenthalts in Retaluleu, und Dankbarkeit drängt mich, ihm in diesen wenigen Zeilen ein bescheidenes Denkmal zu setzen.

Don Manuel Quiñones stammte von einer Familie, welche in seiner frühen Jugend aus Nicaragua eingewandert war, er war also kein geborener Guatemalteco. Er betrieb eine der bei Champerico gelegenen Salinen, auf welcher er allerdings noch Geld schuldete, mit deren Gang er jedoch so sehr zufrieden war, dass er mir oft versicherte, dass er sie nicht gegen eine der besten Kaffee-Fincas tauschen würde. Obwol einer der angesehenen Bürger der Plaza, war er doch in seinen Lebensbedürfnissen ausserordentlich einfach. Ebenso einfach war die Einrichtung seines Hauses, in welchem ich aus- und einging wie in meinem eigenen, was ich von keinem andern Hause eines Eingeborenen in Guatemala behaupten möchte, weil die excessiv umständliche Höflichkeit der Creolen einem freien Verkehr ausserordentlich im Wege steht. Don Manuel's Kleidung war diejenige der von europäischer Schneiderkunst noch unberührten Creolen und Ladinos. Eine kurze, bis auf die Hüften reichende Jacke — Chaqueta —, in deren Seitentaschen er nebst dem Taschentuch ein ganzes Arsenal nützlicher Gegenstände barg, trug er über dem Hemde, da er die Weste gern zu Hause liess. Bei seiner stattlichen Leibesfülle hatte er nicht nöthig, die weiten Beinkleider noch extra mit der gewöhnlichen rothen Leibschärpe der Ladinos zu befestigen. Ein grosser Panamá-Hut ohne jegliches Band, gerade so, wie ihn der indianische Fabrikant lieferte, beschattete sein mit kurzgeschorenem Barte umrahmtes Antlitz. An den Füssen trug er Mocasines aus weichem gelben Leder.

Don Manuel's einzige Leidenschaft war die Jagd und der Fischfang. Seine Flinten waren trotz des feuchten Klimas stets in ausgezeichnetem Zustande; ein Lefaucheux, ein Remington und ein Flobert nebst ein paar Revolvern bildeten sein Arsenal. Was er mit diesen Geschossen leistete, war erstaunlich, aber nicht weniger erstaunlich war seine Geschicklichkeit in der Handhabung des indianischen Blasrohrs (Serbatana), der Harpune und der Atarraya (ein radförmiges Fischnetz). Stundenlang haben wir zusammen, glühend vor Hitze und schweisstriefend, die Cacahuatales durchstreift, oft hinter einer einzigen Vogelspecies her, von der Don Manuel wünschte, dass ich sie male. Mit einer ausgezeichneten Kenntniss der Lebensgewohnheiten seiner Lieblinge verband er eine unglaubliche Geduld in deren Verfolgung und eine Sicherheit des Schusses, eine Schärfe des Auges, die mich oft ins grösste Erstaunen setzte und meine eigenen Leistungen als Jäger so sehr übertraf, dass ich schwierige Schüsse auf Seltenheiten stets ihm überliess. Der einzige Vorwurf, den ich diesem seltenen Manne zu machen hatte, war seine Gleichgültigkeit gegen thierischen Schmerz und thierisches Leben. Ich habe Don Manuel nie grausam gesehen, aber er wäre doch höchst erstaunt gewesen, wenn ich ihn einmal gefragt hätte, ob er glaube, dass die Vögel, die er ohne jeden Zweck rein seinem Vergnügen opferte, auch Schmerz empfänden, wenn sie lahm geschossen ängstlich flatternd durch die Zweige zu Boden fielen. Es waren dies allerdings Ausnahmefälle auf grosse Entfernungen hin, die Regel war unmittelbarer Tod für den getroffenen Vogel. Don Manuel's Lieblingswaffe war der Flobert. Sah ich bewundernd zu einem mir neuen Vogel auf, der auf den hochragenden Aesten eines abgestorbenen Guayavo oder dem schwanken Blattstiel einer Cocospalme sass, so fragte mein Freund mit unbeschreiblicher Seelenruhe: ¿Lo mato? (Soll ich ihn schiessen?), und wenn ich den Vogel zu haben wünschte, so setzte er sich mit einem

Phlegma in Positur, das mich oft genug in gelinde Verzweiflung brachte. Endlich aber stand seine gewaltige Gestalt regungslos, ein kurzes Zielen und der Vogel kam, oft schon im Wegfliegen begriffen, beinahe ausnahmslos zu Boden.

In den Abendstunden war unser hauptsächlichstes Jagdgebiet ein kleiner Potrero, den Don Manuel in geringer Entfernung von Retaluleu besass. In dem Rancho des Potrero wohnte Cirilo, ein magerer Indianer, der Don Manuel's Factotum war. Er pflegte uns auf unsern Streifereien zu begleiten, die erlegten Vögel aus den Büschen zu holen und das Terrain zu recognosciren. Mir war Cirilo namentlich nützlich, weil er mir viele Eier und Nester von Vögeln, die ich in meinem Album bereits besass, verschaffte. Der Potrero, wo Cirilo wohnte, war eine wahre Fundgrube der verschiedenartigsten Dinge. Auf den äussersten Zweigspitzen der jungen Ceibas hingen die langen, beutelförmigen Nester der Chiltote (*Icterus gularis*), in den dornigen Büschen des Ixcanal, einer Mimose mit zolllangen, breit dreieckigen Dornen, hatte der braune, schwarzgewellte Sacudicolchon (*Campylorhynchus capistratus*) sein Nest angebracht, in den Orangenbäumen vor Cirilo's Rancho nisteten ein paar Chatillas (*Myiozetetes texensis*) und in den Limonhecken wohlgeschützt hatte ein zimmtbrauner Warbler sein wunderbares Nest gebaut. Dasselbe ist so eigenthümlich, dass es näherer Erwähnung werth ist.

Es führt nämlich ein tunnelähnlicher, gedeckter Gang aus Limonzweigen in einer Länge von etwa 1 Fuss zum eigentlichen Neste, das ohne anderes Material in einer einfachen Ausweitung des Kanals angelegt ist. Ueber diesem Neste erhebt sich ein massiver Thurm von Zweigen, die ohne jede weitere Anordnung einfach in eine Höhe von $^3/_4$ Fuss übereinander geschichtet sind. Merkwürdigerweise findet man in all diesen Nestern, die im Dickicht der Limonhecken recht häufig sind, abgestreifte Häute einer grossen, „Zumbadora“ genannten Schlange, deren Be-

ziehung zum Neste noch dunkel ist. Fast möchte ich vermuthen, dass die Schlange sich des Nestes bedient, um an den dichtgefügten Zweigen des Eingangstunnels sich das Abstreifen der Haut zu erleichtern; möglicherweise frisst sie auch die jungen Vögel.

Ich hatte bald nicht mehr nöthig, selber viel auf die Jagd zu gehen, da selten ein Tag verstrich, an dem Don Manuel mir nicht irgendetwas Neues brachte oder schickte. Einmal war es ein junger Jaguar, den er in der Nähe von Retaluleu geschossen, und ich brauchte mit meiner Frau die halbe Nacht, um das hübsche Thier abzubalgen. Eines andern Tags kam Cirilo stolz durch die Hauptstrasse von Retaluleu und schleppte hinter sich ein riesiges Exemplar einer Klapperschlange, die er im Potrero erschlagen. Eine zahlreiche indianische und halbindianische Jugend bildete den Leichenzug des todten Reptils. Hatte Don Manuel seine Saline besucht, so pflegte er mir stets etwas mitzubringen, ein paar riesige Krabben, junge Alligatoren, oder den einen oder andern Wasservogel. Einmal brachte er mir ein Pärchen von kaum vier Zoll langen Jungen der Seeschildkröte, welche ich lange Zeit lebend erhielt. Vögel brachte er mir so viele, dass ich neben meinen Berufsgeschäften und häufigen Reisen zu deren Bewältigung oft keine Zeit fand und viele verderben lassen musste. Eines Tags klagte ich ihm mein Leid, dass ich nicht im Stande wäre, trotz der vielen Flüsse in der Umgegend von Retaluleu irgendwelche Süsswassermuscheln aufzutreiben. Ich beschrieb ihm die Thiere und war nicht wenig erstaunt zu hören, dass er sie kenne und gelegentlich als Austern zu verspeisen pflege. Sein breites Antlitz strahlte vor stolz-innigem Vergnügen, als er mir erzählte, dass die von mir so sehnlich gewünschten Muscheln im Rio Pucá, dem kleinen Bache des Potrero, seines eigenen Potrero, dieser nie versagenden Fundgrube so manchen raren Stückes, zu finden seien. Wir gingen unverweilt

in den gesegneten Potrero, Cirilo zog seine Caites aus, krempelte die Beinkleider auf und begann den Rio Pucá aufwärts zu waten. Eine Stunde später hatte ich die ersten mir damals bekannten Unionen Guatemalas lebend in meiner Waschschüssel. Es war eine neue Art, die allerdings nichts besonders Tropisches an sich hatte und viel weniger an die Typen der nordamerikanischen Unionen als an den heimatlichen *U. Batavus Lam.* erinnerte. Weit interessantere Najadenformen habe ich später aus dem untern Laufe des Rio Michatoyat und aus den Quellflüssen des Usumasinta erhalten, immerhin aber nehmen die unscheinbaren und stark corrodirten Unionen des Rio Pucá einen hervorragenden Platz in meiner Sammlung ein, als Andenken an den fernen Potrero und seinen freundlichen Besitzer.

Im Potrero sah ich auch zum ersten mal wandernde Schmetterlinge. Es war *Megalura Chiron Fabr.*, eine Art von Tagschmetterlingen von der Körperform unserer Segelfalter, jedoch viel kleiner, mit dunkel-olivengrüner Oberseite und dunkeln Längsstreifen. Diese Schmetterlinge zogen während einiger Tage in grossen Scharen über Retaluleu hin nach Südosten, jedoch in viel grössern Abständen voneinander als die Wanderheuschrecken.

Einmal wünschte ich in die Geheimnisse der Serbatana eingeweiht zu werden, jener uralten, längst vor Ankunft der Spanier in diesen Gegenden eingebürgerten Waffe, deren sich die Indianer und die Ladino-Jugend heutzutage noch häufig zum Schiessen von Vögeln und Eidechsen bedienen. Don Manuel war im Gebrauche des Blasrohrs ein vollendeter Meister. Er holte aus seinem Arsenal sein sechs Fuss langes, zwei Zoll im Durchmesser haltendes Rohr, dessen halbzöllige Bohrung mit einer glatten Metallwandung ausgelegt war. Wir gingen auf den Potrero. Unterwegs pflückte er ein paar Hände voll einer harten, gelben Beere von Kirschengrösse, deren er sich anstatt der von den Indianern gebrauchten

Lehmkugeln als Projectil bediente. In den Orangenbäumen des Potrero hüpfte eine Schar von „Pijuyes“ (*Crotophaga sulcirostris Sw.*) herum, Don Manuel nahm eine seiner Beeren in den Mund, hob, auf etwa zehn Schritt herangekommen, sein gewaltiges Rohr, blies und der Pijuy, an den Kopf getroffen, sank leblos mit luxirtem Auge zu Boden. Auf dieselbe Weise erlegte er noch mehrere kleine Vögel. Sie auf die Köpfe zu schiessen, erklärte mir Don Manuel, sei das Richtigste beim Gebrauch der Serbatana. Das aber war eben die Kunst, wie ich bei meinen eigenen Versuchen, seine Serbatana zu handhaben, fand; kraftlos entrann die Kugel dem Rohre. Tröstend bemerkte mein Lehrmeister, dass ausser ihm niemand im Dorfe ausreichende Lungenkraft für diese seine Serbatana besässe, und rieth mir, ein kürzeres Rohr von geringerm Kaliber anzuschaffen.

Viel hatte mir Don Manuel von dem Fischreichthum des Rio Zuná gesprochen, eines ziemlich wasserreichen Flusses, der durch einen andern ihm gehörigen Potrero floss, und eines Morgens ritten wir auf diese Besitzung hinaus, die etwa eine Legua nördlich von Retaluleu liegen mochte. Der nützliche Cirilo begleitete uns. Am Flusse angekommen, liessen wir unsere Thiere grasen und requirirten den Mozo des Potrero ebenfalls zur Aushülfe beim Fischfang. Alle vier entkleideten wir uns und nachdem Don Manuel an jeden ein Gläschen Cognac als Präservativ gegen das Fieber, wie er behauptete, ausgetheilt hatte, stiegen wir ins Wasser und begannen unsere Arbeit. Don Manuel, ich und der eine Mozo stellten uns in einiger Entfernung vom Ufer auf, von dem ein Stück mit dem Trasmallo abgeschlossen wurde.

Der Trasmallo ist ein mitunter 3—4 Varas breites und bis 30 oder 40 Varas langes Senknetz. Es werden entweder zwei solcher Netze quer über einen Fluss gespannt und, indem man dieselben einander nähert, die eingesperrten Fische gefangen; oder es wird, wie in unserm Falle, mit einem

Netze allein eine Bucht oder Uferböschung abgesteckt. Für unsern Zweck genügte ein kleinerer Trasmallo, dessen obern Rand wir in der Höhe des Wassers festhielten, während der untere Rand von kleinen Bleigewichten niedergezogen zu Boden sank. Cirilo stand innerhalb des von unserm Senknetz abgegrenzten Wasserstücks und kroch nun längs der Böschung des Ufers grösstentheils unterm Wasser hin, um die Fische, die in den Höhlungen und Wurzeln des Ufers Zuflucht gesucht hatten, herauszujagen. Es ist dies eine nicht unter allen Umständen angenehme Aufgabe, indem es nicht so selten vorkommen soll, dass ein Cantil (*Trigonocephalus*) eine ihrer Giftigkeit wegen sehr gefürchtete Schlange, die gelegentlich ins Wasser geht, aufgescheucht wird. Langsam näherten sich nun Don Manuel und der Mozo, welche die Enden des Trasmallo hielten, hart am Ufer entlang gehend, einander, bis der Kreis geschlossen war, Cirilo schwang sich ans Ufer, und nun wurden die in dem immer enger gezogenen Kreise des Netzes gefangenen Fische herausgeholt. Die Beute war eine reiche, wenn nicht an Arten, so doch an Individuen. Namentlich waren es einige barschähnliche „Mojarras", welche durch ihr wundervolles, in allen Farben spielendes Colorit, das sich leider beim Tode rasch verliert, meine Bewunderung erregten. Dasselbe Verfahren wurde an anderer Stelle, wo der mäandrische Lauf des Flusses die Uferböschung unterhöhlt hatte, wiederholt. Die Sonne kam allmählich höher und das Laubdach der überhängenden Uferbäume vermochte uns nicht mehr genügend zu schützen; ihre Strahlen wurden für die weisse Haut Don Manuel's und meine eigene so empfindlich, dass wir unsere Jagd einstellten und nach Hause ritten. Am Ufer lag der faulende Cadaver eines grossen „Oso colmenero" (*Myrmecophaga jubata L.*), schon halb von Zopilotes und Hunden aufgefressen. Zu Hause hatten die todten Fische beinahe vollständig ihre bunte Färbung eingebüsst. die Hunderte grosser und kleiner farbiger Punkte und Augen waren

so blass geworden, dass an ein naturgetreues Malen nicht mehr zu denken war; es blieb mir nichts übrig, als einige Exemplare in Alkohol zu legen, der ihnen den letzten Rest ihrer Farbenpracht raubte.

Später habe ich aus den grössern Flüssen der Umgegend, namentlich aus dem Rio Ocos, eine ganze Reihe kleinerer Fischarten erhalten, von denen einige von den Ladinos als „Sardinas“ zusammengefasst werden. Andere aber haben indianische, meist der Nahuatl-Sprache entlehnte Namen. Wenn man in den Küstenflüssen badet, so wird man umschwärmt von einer Unzahl kleiner, kaum 2—3 Zoll langer Fischchen aus der Gruppe der Cyprinodonten, welche dem Badenden äusserst lästig fallen, da sie beständig die Haut anzubeissen suchen, was durch die Zahnreihen, mit denen die Lippenränder besetzt sind, recht empfindlich wird. Der Ocos hat einige flache Stromschnellen, welche im felsigen Flussbett tiefe Rinnsale ausgewaschen haben. Setzt man sich auf einen der Felsen im Strome, so kann man oft das reizende Spiel dieser Fischchen beobachten, wie sie, eins dicht hinter dem andern, in fussweiten Bogensprüngen aus den tiefergelegenen Tümpeln über die raschfliessenden kleinen Wasserarme hinauf in höher gelegene Becken springen.

Die Indianer der Tierra caliente unternehmen zu gewissen Zeiten grosse Fischzüge längs der grössern Flüsse. Sie thun sich zu Gesellschaften bis zu hundert Mann zusammen, versehen sich mit allem Nöthigen und fischen die Flüsse ab, wobei sie sich des „Barbasco“, einer gewissen Wurzel, bedienen, welche, in die ruhigen Tümpel und Buchten des Ufers geworfen, die Fische in gleicher Weise betäubt und an die Oberfläche bringt, wie dies die Kokkelskörner thun. Da die Indianer bei diesen Gelegenheiten sehr aufgeräumt und unternehmend sind und sich häufig unter dem Einfluss der Aguardiente halten, weichen ihnen die Ladinos alsdann möglichst aus. Blos einige der Aermern pflegen in respect-

voller Entfernung hinter dem indianischen Trupp verstohlen herzuschleichen, um die allfällig todt in den Tümpeln übriggebliebenen Fische herauszuholen.

Unter den Vogelarten dieser Gegend besitzen alle grössern ihre Provinzialnamen, welche jedoch bei den Ladinos dem Spanischen und der Nahuatl-Sprache, bei den Indianern dem Quiché entnommen sind. So heisst der *Catharus melpomene Cab.*, die Amsel dieser Gegenden, bei den Ladinos „Zenzonte ixcaco“, bei den Indianern *Toctoc.* Der „Sacudi-colchon“, was wörtlich „schüttle die Matratze“ bedeutet und eine nicht sehr gelungene Nachahmung seines Rufes ist, wird von den Indianern „*Rechticon*“ genannt. Es ist der *Campylorhynchus capistratus Less.*, der im April und Mai sein Nest in die dornigen Büsche einer breit-dornigen Mimose (Ixcanal) baut. Einer der auffallendsten und schönsten Vögel dieser Küste ist der „Chiltote“ (*Icterus gularis Wagl.*), dessen Gefieder aus reich gesättigtem Hochgelb und glänzendem Schwarz sich zusammensetzt. Er nistet im Mai. Zu diesem Zwecke baut er sich ein kunstvoll in Form eines anderthalb Fuss langen Beutels angelegtes Nest aus elastischem Fasermaterial, welches er an die äussersten Zweigspitzen befestigt. In der Tiefe des im Winde schwankenden Nestes liegen die drei grünlich-weissen, spärlich braun liniirten und marmorirten Eier. Zur Fütterung der Jungen schlüpfen die alten Vögel von oben her in den Beutel hinab. So unzugänglich das Nest für Iguanas und Schlangen sein mag, sind doch andere Feinde im Stande, sich der Jungen zu bemächtigen. Ich habe gesehen, wie ein mittelgrosser Falke das Nest im Fluge von aussen zerriss, die Jungen packte und mit ihnen, von dem ängstlich kreischenden Aelternpaar verfolgt, davonflog.

Der gemeine, schwarze Aasgeier (*Cathartes atratus B.*) wird mit dem Vulgärnamen „Sope“, einer Corruption des Nahuatl-Wortes *Tzopilotl*, bezeichnet. Die Nützlichkeit dieser

wichtigen, aber ekelhaften Vögel ist schon so oft eingehend geschildert, dass es unnöthig erscheint, darüber viel zu sagen. Ihre Thätigkeit beschränkt sich nicht blos auf das Verzehren der im Freien herumliegenden todten Thiere, von Excrementen und Unrath aller Art, sondern sie bilden im Innern der Städte eine Art Hausthier, indem stets ein paar von ihnen auf den Mauern und Dächern der Häuser auf die Küchenabfälle lauern. Erscheinen ihnen diese nicht reichlich genug, so gehen sie wol selbst in die Küche und langen sich ein Stück Fleisch aus der Pfanne, wenn die Köchin den Rücken kehrt. Verfolgt, haben diese unappetitlichen Vögel die Gewohnheit, ihren Mageninhalt auszubrechen, dessen schauderhafter Gestank den Verfolger auf weitere Angriffe gern verzichten lässt. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren die Sopes, wenn sie absolut regungslos auf den Dachfirsten sitzen und die ausgespannten Flügel der Sonne entgegenhalten. So plump und schwerfällig ihre Bewegung am Boden ist und so schwierig es ihnen fällt, aufzufliegen, so sind sie doch, einmal in der Luft, tüchtige Flieger, und es gewährt ein schönes Schauspiel, die Scharen dieser immerhin grossen Vögel hoch oben in der klaren Luft ihre gewaltigen Kreise ziehen zu sehen. Nachts sammeln sie sich in der Regel in grösserer Anzahl auf Bäumen des Waldes oder der Barrancas. In der Regel sind es abgestorbene Bäume, auf denen sie sich zusammenthun, ob aber die Bäume wirklich infolge des Unraths der Sopes absterben, wie behauptet wird, weiss ich nicht. Der rothköpfige Aasgeier (*Cathartes aura L.*) ist in Guatemala unter dem Namen „Sope de Monte“ (Waldsope) oder „Vidua“ (Witwe) bekannt. Er besucht die Städte nicht, sondern treibt sich, über Waldlichtungen und Wasserläufen kreisend, einsam in menschenleeren Gegenden umher.

Der grösste Aasgeier dieser Gegenden ist der „Rey Sope“ (König der Sopes, *Sarcorrhamphus papa L.*) Dieser schöne Vogel, dessen nackter Kopf und Hals in grellstem Zinnober-

roth, Gelb und Violett prangt, wird mit der Ausdehnung der Cultur immer seltener und ist nur noch in einsamen Gegenden zu treffen. Wie billig, spielte der Rey Sope in der indianischen Volksmythe früherer Zeiten eine grosse Rolle, bildliche Darstellungen desselben waren häufig. So finden sich z. B. unter den Ruinendenkmälern von Santa Lucia Cotzumalgnapa zwei Steinplatten mit dem Bild dieses Vogels. Sie sind in der Arbeit Dr. Habel's über die Sculpturen von Santa Lucia abgebildet und beschrieben.[1] Beide stellen den vordern Körpertheil des Vogels mit ausgespannten Flügeln dar, aus dem weitgeöffneten Schnabel ragt die Leiche eines Mannes mit der obern Körperhälfte und schlaff herabhängenden Armen heraus. Die Runzeln der beiden Gesichter deuten, nach der traditionellen, bei den Nahnas üblichen künstlerischen Darstellungsweise an, dass es sich um alte Leute handelt. An der Basis des Vogelhalses befindet sich ein Ring, von dessen äusserer Peripherie flammenähnliche Zacken ausgehen. Dr. Habel hält diesen Ring für eine Darstellung der Sonne. Der einzige dargestellte Fuss des Vogels hält in den Krallen einen runden, kugelähnlichen Körper.

Es wäre gewagt, über die Bedeutung dieser beiden Sculpturen Vermuthungen zu äussern. Doch kann ich es mir nicht versagen, an dieser Stelle einige Notizen einzuflechten, die zwar kein Licht auf die Darstellungen von Santa Lucia werfen können, immerhin aber die Beweise, dass der Rey Sope oder sagen wir allgemeiner, ein grosser Vogel eine hervorragende, mythologische Bedeutung bei den Indianern hatte, vermehren.

Zunächst sei hier einer heutzutage noch unter den Cakchiquel-Indianern von San Juan Sacatepequez cursirenden Sage erwähnt: In einer dunkeln Nacht hatte sich

---

[1] Habel, The Sculptures of Santa Lucia etc., Taf. VI, Nr. 17. und Taf. VII, Nr. 18.

ein Indianer von San Juan nach dem Dorfe Santiago geschlichen, um Kartoffeln zu stehlen. Während er bei seiner Arbeit gebückt im Felde stand, kam der grosse Geier, „el Gavilucho“, wie ihn die Indianer auf spanisch, oder *Clavicot*, wie sie ihn indianisch bezeichnen, schlug ihm die Krallen in die Lenden und flog mit ihm davon. Am andern Morgen kamen sie auf einen hohen, nackten Felsen, wo lauter Knochen von Menschen und Thieren umherlagen. Ein einziger Amate-Baum stand auf dem Felsen und sein Wurzelgeflecht hing über die Felswand herunter bis an deren Fuss. Auf dem Felsen aber hatte der Clavicot sein Nest und seine Jungen. Der alte Vogel legte den Indianer in eine Höhle des Felsens, aber die jungen Gaviluchos kamen und schnappten nach ihm. Als jedoch der alte Geier einmal wegflog, schlug der Indianer die Jungen todt und floh, indem er an den Wurzeln des Amate-Baums über den Felsen hinunterkletterte. Er war schon ein Stück weit geflohen, als der alte Gavilucho in sein Nest zurückkam, die Jungen todt fand und unverweilt dem Indianer nachsetzte. Dieser aber verbarg sich in einem hohlen Baum, dessen Oeffnung er mit einem flachen Steine deckte, bis der Vogel wieder unverrichteter Sache abgezogen war. Die Heimreise des Indianers dauerte zwei oder drei Jahre und als er heimkam, fand er, dass seine Frau mittlerweile einen andern geheirathet hatte, jedoch nahm er dieselbe wieder zu sich.

Diese ziemlich zusammenhangslose Erzählung beweist, dass unter den Indianern die Sage von einem grossen Raubvogel noch fortlebt, und da der Rey Sope, ausgenommen etwa die seltene Harpyie, der grösste Raubvogel des Landes ist, hat er wahrscheinlich als Vorbild für den Clavicot gedient. Letzteres ist kein Cakchiquel-Wort, ich vermuthe darin eine Verstümmelung von *cozcacuauhtli*, welches der Nahuatl-Name für den Rey Sope ist und im Pipil *cuzcacot* lauten müsste, oder von einem hypothetischen *tlahueycuauhtli* „der grosse Adler“,

welchem die Form *Clavicot* noch besser entspräche. Die Silbe *cot* kommt auch im Namen *Xecotcovach* vor, womit im Popol Vuh ein grosser sagenhafter Vogel bezeichnet wird. Diese Sage wurde mir von einem Indianer von San Juan erzählt bei Gelegenheit einer Schilderung der sagenhaften Nation der *Ch'olí*, welche der obenerwähnte vom Clavicot geraubte Indianer auf seiner Heimreise besuchte. Diese Ch'olí sind Menschenfresser, sie tödten ihre Kinder und braten sie im Frijol. Sie kommen in hohlen Bäumen zur Welt, ihre Hautfarbe ist die der Indianer und es gibt bei ihnen ein männliches und weibliches Geschlecht. Statt der Hunde halten sie die Chompipes (zahme Truthühner). Ihre hervorstechendste Eigenschaft aber ist der Mangel eines Afters, sie werden demgemäss nicht als rechte Menschen betrachtet. So die Sage.

Was nun die Deutung der menschenverschlingenden Vögel auf den Bildersteinen von Santa Lucia als Darstellungen der Sonne angeht, so läge darin ein Anklang an eine andere Sage der Cakchiquel-Indianer. Sie glauben nämlich, dass in frühern Zeiten die Sonne stets vor Antritt ihrer täglichen Reise am frühen Morgen einige Menschen verzehrt habe. Ein Einwohner des Dorfes San Juan Sacatepequez wurde einst von Neugierde getrieben, den Anfgang der Sonne in der Nähe zu sehen. Er zog nach Osten, dahin, wo die Sonne täglich zum Vorschein kommt, und der Thorschliesser, welcher der Sonne täglich das Himmelsthor zu öffnen hat, verbarg ihn in einer Art Gewölbe (campana), das dort liegt. Der Schliesser bat die Sonne, diesen wissbegierigen Mann zu schonen und nicht zu fressen. Als das Gestirn jedoch herauskam, roch es den Mann, was bei einem Indianer, der weit gelaufen, ja am Ende kein Ding der Unmöglichkeit ist, und wollte ihn fressen. Der Pförtner jedoch machte der Sonne weis, dass dieser Mann von San Juan ein böser Zauberer sei, der Beschwörungen anzustellen verstände.

und dieser Umstand imponirte ihr so, dass sie ihn laufen liess. Er kehrte nach San Juan zurück, „*solo habia ido á conocer el sol y el modo de allá*“[1], schliesst die Sage.

Gott weiss, was diesen jetzt bis zur Sinnlosigkeit verstümmelten Sagen ursprünglich zu Grunde gelegen haben mag. Altes und neues, indianisches und spanisches Heidenthum liegt darin unentwirrbar verwoben. Zudem sind die Cakchiqueles ein von den Erbauern der Ruinen von Santa Lucia zweifellos verschiedenes Volk, trotzdem diese heutzutage auf ihrem Gebiete liegen. Aus verschiedenen Gründen, die ich anderwärts dargelegt habe, ist es wahrscheinlich, dass die Leute von Santa Lucia den Nahuatl-Völkern zugehörten, während die Cakchiqueles Mayas sind.

So verworren das heute noch unter den Indianern vorhandene Sagenmaterial auch ist, sollte es doch in Bälde und in möglichster Ausführlichkeit gesammelt werden. Manche Verbindung mit dem räthselvollen indianischen Alterthum würde wieder hergestellt, manche Brücke wieder geschlagen werden können, die jetzt hoffnungslos abgebrochen erscheint. Leider ist das Sammeln solcher Sagen schwieriger, als es aussieht. Erstlich sind die Indianer selten gewohnt, zusammenhängend zu erzählen, sodass leicht Misverständnisse entstehen, und ferner sind diejenigen Individuen, welche am gutmüthigsten un gegenüber dem Weissen am mittheilsamsten sind, häufig genug leider auch die unwissendsten, während die kenntnissreichern, in den alten Dingen noch besser bewanderten erst nach längerer persönlicher Bekanntschaft zugänglicher werden.

---

[1] „Er war nur gegangen, um die Sonne und den Brauch jener Gegend kennen zu lernen.“

ZWÖLFTES KAPITEL.

Nacho Quich, der Quiché-Indianer. — Nacho's Glaubensbekenntniss. — Reste heidnischer Vorzeit unter den heutigen Indianern. — Der „Herr des Baumes". — Die „Oracion".

Bevor wir Retaluleu verlassen, darf ich eines andern Freundes nicht vergessen, der mir zu jener Zeit manche belehrende Stunde verschafft hat. Es war dies Nacho[1] Quich, ein Quiché-Indianer aus dem Dorfe San Sebastian. Mit Hülfe dieses Mannes begann ich meine ersten eingehendern Studien der Quiché-Sprache. Ich habe nachmals oft bedauert, zu jener Zeit den von Brasseur herausgegebenen Text des Popol Vuh noch nicht besessen zu haben, denn Nacho wäre der Mann gewesen, bei einer neuen Uebersetzung desselben behülflich zu sein. Sein Spanisch war weit davon entfernt, correct zu sein, um so gründlicher aber waren seine Kenntnisse der Quiché-Sprache, und das wäre hier das Wesentlichste gewesen.

Nacho Quich war ein typischer Küstenindianer, ein kleiner, aber wohlgebauter Mann von nicht ganz fünf Fuss Höhe. Sein kleiner Kopf war kurz, zeigte aber doch nicht jene hässliche Brachycephalie, welche als ein Hauptkriterium mongolischer Abstammung angesehen wird. Die niedere, aber durchaus nicht „fliehend" zurücktretende Stirn pflegte er mit einem Theil seines rabenschwarzen, zu fünf Zoll

[1] Familiäre Abkürzung von Ignacio.

Kürze geschorenen Haupthaars zu beschatten. Die mit breiter Basis wenig von der Stirn abgesetzte Nase war mässig lang, an der Spitze etwas niedergedrückt, und hatte im Profil eine rudimentäre Spur jenes aquilinen Schwunges, den wir an den kräftigen Nasen der nordamerikanischen Indianer und alten Römer als den physischen Ausdruck psychischer Energie zu bewundern gewohnt sind. Die kleinen, lebhaften, tiefschwarzen Augen schienen in leicht schiefstehenden Lidspalten zu liegen und hätten den guten Nacho unter den Händen unvorsichtiger Anthropologen vielleicht zum beweisenden Beispiel jener abgeschmackten Theorie gestempelt, welche in einzelnen Exemplaren der Indianer Spuren von mongolischer Abstammung zu finden glaubt.[1] Nacho's Mund hatte jenes freigebige Ausmaass, welches für einen Indianer normal, für uns aber immerhin bemerkenswerth erscheint; an der Oberlippe trug er einige schwarze, halbzolllange Haare, deren Gesammtheit als Schnurbart hätte gelten können, wären sie nicht gar so dünn gesäet gewesen. Wangen und Kinn waren bartlos, es ist indess möglich, dass im spätern Lebensalter — Nacho mochte, als ich ihn kannte, etwa 25 oder 27 Jahre zählen — sich bei ihm, wie bei vielen seiner Stammesgenossen, ein rudimentärer Bart entwickelt. Während er auf einem für seine kleine Statur ganz passabeln Fusse lebte, waren seine Hände klein und zierlich. Seine Hautfarbe wäre schwer mit einem einzigen, europäischen Vergleichsobjecten entnommenen Worte zu bezeichnen, sie war

---

[1] Es gibt auch unter den Indianern Guatemalas nicht selten Individuen, welche einen anscheinend mongoloiden Typus an sich tragen. Da aber in Retaluleu eine kleine Colonie von Chinesen wohnte, hatte ich oft Gelegenheit, sie mit solchen mongoloiden Indianern zu vergleichen, gewann aber dabei die Ueberzeugung, dass die fragliche Aehnlichkeit verschwindet, sobald man beide nebeneinander sieht, und dass der indianische Habitus durchaus als etwas *sui generis* zu betrachten ist.

nicht roth, sie war nicht gelb, sie war nicht kupfer- oder lederfarben, ihr Colorit war eher ein helles Kaffeebraun, jedoch versehen mit jenem zarten Untergrund, der auch unsere Haut nicht zu einer lediglich weissen macht, sondern ihr den rosigen Hauch warmen Lebens verleiht. Vermöge dieses Incarnats war auch Nacho's Haut eben nicht ein hell kaffeebraunes Stück todten Leders, es war die Haut eines lebenden Menschen.

Und Nacho war ein lebender, fühlender, denkender Mensch. Der liebe Gott hatte ihn zwar nicht mit dem ganzen Umfange der Intelligenz ausgestattet, den er bisweilen in das indianische Gehirn legt, und doch würde ich meinem Freunde unrecht thun, wenn ich behaupten wollte, sein Verstand sei blos ein guter Durchschnittsverstand gewesen, der ihn allenfalls weit über die maschinenhafte Stupidität des Pflanzungs-Indianers erhoben hätte, dessen entartete Wesenheit wir schon früher eingehend betrachtet haben. Nacho war ein Pueblo-Indianer und in seiner Art ein Original. Er war nicht reich, aber er besass in San Sebastian seinen eigenen guten Rancho, wo er mit Frau und drei Kindern lebte, sowie das für ihren Unterhalt nöthige Bananen-, Mais- und Bohnenfeld. Die Bearbeitung dieser Grundstücke liess ihm ziemlich viel freie Zeit, von der ihm allerdings ein Theil durch allerhand Frondienste, wozu der Jefe político die Indianer von San Sebastian zwang, verkümmert wurde. Den wirklich freien Theil seiner Zeit pflegte er gern zu Gängen nach Retaluleu zu benutzen, „*para hacer un mandado*“[1], wie er sich vor sich selbst und wol auch vor seiner Frau entschuldigte. Ein Umstand, der sofort zu Gunsten meines Freundes einnehmen musste, war die Reinlichkeit seiner Kleidung, ich habe Nacho Quich nie in unsaubern oder zer-

[1] „Um eine Commission zu machen.“

lumpten Kleidern einhergehen sehen. Er trug sich bei seinen Besuchen in Retalulen etwas à la Ladina: saubere weisse oder schwarzcarrirte baumwollene Beinkleider mit rothwollenem Leibgurt und eine graue Chaqueta, unter deren geöffneten Flügeln ein sauberes einfaches Hemd sichtbar war. Er ging barfuss. Ein kleiner gelber Strohhut, an dem er nach Landessitte den hintern Rand auf-, den vordern niedergekrempelt hatte, beschattete sein gutmüthiges Gesicht. Einst traf ich ihn auf einer Reise nach Mazatenango mitten im Walde und hätte ihn schwer erkannt, wenn er mich nicht von weitem freundlich angerufen hätte, denn da ging er im Reisecostüm der Küstenindianer, das heisst splitternackt, mit Ausnahme des Strohhuts, des schmalen Schamgürtels (Maxtate) und der Ledersandalen. In der Beuge des linken Armes trug er das Machete, am Kopf hatte er das kleine Tragnetz mit einigen Sachen hängen.

Nacho besuchte mich bei seinen Mandados nach Retalulen mit ziemlicher Regelmässigkeit. Er pflegte sich dann eine oder zwei Stunden zu mir zu setzen und mir über alles Wissenswerthe Auskunft zu geben. Wenn ich dann an dem Tonloserwerden der Stimme und einer gewissen Schläfrigkeit der Augen merkte, dass er müde sei, hob ich die Sitzung auf. Für jede derartige Lection erhielt er zwei Reales. Was ihm aber ebenso lieb war als baares Geld, das waren abgetragene Kleidungsstücke, aus denen er dann jeweilen seine eigene Garderobe wieder zurechtschneidern liess. Eines Tags schenkte ich ihm einen alten Rock, er nahm ihn, drehte ihn verlegen in den Händen und fuhr endlich heraus: „*¿ Y no me das el papel?*[1]“ Was für ein Papier, fragte ich verwundert und erfuhr nun, dass er als Indianer ein Certificat des Gebers haben müsse, da sonst ihm der Rock von den Alcaldes seines Dorfes als gestohlen confiscirt werde. Natürlich gab ich ihm

[1] „Gibst du mir keinen Schein?“

für dieses und jedes weitere Stück ein Certificat, wonach er, Nacho Quich, und kein anderer der rechtmässige und ausschliessliche Eigenthümer der betreffenden Kleidungsstücke sei.

Wir waren mit unsern linguistischen Studien bei den Zahlen angelangt und setzten uns eines Sonntags vormittags zusammen an mein Pult und fingen an zu zählen. Nacho zählte fix auf 100, er zählte von 20 zu 20 auf 200, dann aber verliess ihn seine Arithmetik und er machte durchaus unbrauchbare Angaben. Ich holte in der Küche eine Hand voll Maiskörner und machte davon kleine Haufen, die ich erst für 20, dann für 100 setzte und dann durch Nacho zusammenzählen liess. Er sah jedesmal schnell das neuhinzukommende Häufchen an, schloss dann die Augen, presste die Fäuste vor die Stirn und concentrirte sichtlich seine ganze Aufmerksamkeit auf das schwierige Additionsexempel, das ihm vielleicht einmal sein Grossvater Spasses halber vorgerechnet hatte, das ihm aber seither in der einfachen Sphäre seiner Alltagsbegriffe nie wieder vorgekommen war. Auf diese Weise gelangten wir langsam bis zur Zahl 1000, Nacho war müde, der Schweiss stand ihm auf Stirn und Wangen, er hatte sich zu Schanden gedacht, und ich entliess ihn für jenen Tag.

Das Zahlsystem der Quiché-Indianer war in alten Zeiten, wie das der Mayas und Nahuas, sehr ausgebildet und dabei in seinem sprachlichen Ausdruck viel weniger schwerfällig als das letztere. Für die Zahlen von 1—10, dann für 20, 200, 400, 1200, 8000 hatten die Sprachen der Quiché-Gruppe Wurzelworte, mit denen alle übrigen Zahlen ausgedrückt wurden. In der jahrhundertelangen Unmündigkeit und Bedrückung jedoch, in welcher diese Völker von den Spaniern gehalten wurden, haben sie den Gebrauch dieser Zahlworte so total vergessen, dass selten ein Indianer zu treffen ist, der in seiner Sprache bis zu 1000 zählen kann. Und auch in diesen Fällen ist es nicht das geläufige Zählen, welches durch

lange Gewohnheit zu einer mechanisch arbeitenden Coordination geworden ist, sondern es ist ein wirkliches, mühsames Rechnen. Die meisten Indianer aber zählen nur noch bis 100, die Weiber häufig blos noch bis zu 20 in ihrer Sprache, alle übrigen Zahlen drücken sie spanisch aus.

Nicht mindere Schwierigkeit machte meinem Freunde das Conjugiren. Als ich ihn zum ersten mal fragte, was in seiner Sprache hiesse: „Ich habe Geld“, da antwortete er achtungsvoll: „Aha, du hast Geld?“ Und als ich zur zweiten Person Singularis überging und fragte, was „du hast Geld“ hiesse, erwiderte er mir betrübt, „aber ich habe ja kein Geld“, und kehrte zum Beweise die Taschen seiner Chaqueta um. Schliesslich aber lernte er ganz leidlich conjugiren. Auf dieselbe Schwierigkeit, die ja im Grunde bei Leuten, die nicht wie wir vom sechsten Lebensjahr an aufs Conjugiren dressirt werden, leicht begreiflich und verzeihlich ist, stösst man bei vielen Indianern. Bei einigen, die schlecht Spanisch verstehen, ist sie ganz hoffnungslos, während andere mit erstaunlicher Schnelligkeit begreifen, was man von ihnen will und die richtige Personalform auf die ihnen spanisch vorgelegten Fragen angeben. Auf was für eigenthümliche und unerwartete Schwierigkeiten man bei solchen Aufnahmen stösst, beweist das Beispiel eines sonst intelligenten Ladino, der in einem Cakchiquel-Dorfe geboren und erzogen war und geläufig Indianisch redete. Trotzdem behauptete mir dieser Mann, dass in jener Sprache für die erste und zweite Person des Plurals nur eine und dieselbe Form vorkomme, und wirklich fehlt in den mehr als hundert Conjugationen von Cakchiquel-Zeitwörtern, die ich während meiner ersten Anwesenheit in der Hauptstadt mit ihm aufnahm, stets die zweite Person der Mehrzahl, er hatte sie offenbar infolge Nichtgebrauchs total vergessen.

Ein stets neuer Anlass zur Bewunderung war für meinen Freund Quich ein grosser Spiegel, der in meinem Zimmer

hing. Nicht zwar, als ob er den Spiegel bewundert hätte, sondern seine Bewunderung galt ausschliesslich seiner eigenen Person, die im klaren Glas wiederzusehen er nicht satt werden konnte. Stets pflegte er sich bei unsern Studien so zu setzen, dass er sein freundliches Antlitz im Spiegel erblicken konnte. Eines Tags schenkte ich ihm einen alten österreichischen Filzhut von jener verwegenen Form, die der wiener Fiaker mit so unnachahmlicher Grazie zu tragen weiss. Nacho war entzückt. Seine Drehungen und Wendungen vor dem Spiegel glichen denen einer jungen Dame, die ein neues, knapp auf Kautschukbusen und Postiche sitzendes Kleid probirt. Zu seinem grossen Aerger indessen scheiterten alle seine Versuche, seine Rückseite zu betrachten, an der Einseitigkeit der optischen Gesetze, bis ich ihm Anleitung gab, mittels eines Handspiegels durch doppelte Spiegelung diese Schwierigkeit zu überwinden. Mitunter brachte er seine drei Kinder mit. Nach indianischer Sitte kreuzten diese wohlerzogenen Mädchen, von denen das jüngste erst vier Jahre alt war, die Hände über der Brust und machten mir der Reihe nach ein schönes Compliment, damit ich ihnen nach Art der Geistlichen segnend die Hand auf den Kopf legte. Wenn nun Nacho sich und seine Nachkommen in einem Gruppenbilde im Spiegel wiedersah, schwelgte sein väterliches Herz in stolzem Entzücken. Wie wenig braucht es oft, einen Menschen glücklich zu machen, und doch, wie wenige sind glücklich!

Leider fehlte Nacho's Frau in diesem Familienbilde. Sie war seit langem krank und eines Tags erzählte er mir, seine Frau würde jetzt sterben, sie habe es ihm selbst gesagt und ihm gerathen, nach ihrem Tode nicht lange allein zu bleiben, sondern sich bald wieder eine Frau zu suchen, denn das ginge nicht an, dass er so allein in seinem Hause wohne. Wer würde ihm den Mais mahlen und die Tortillas backen, wer für ihn kochen und die Schweine füttern? Wer

würde seine Kleider waschen? Und dann die Kinder! Schon der Kinder wegen dürfte er nicht allein bleiben, sie müssten wieder eine Nana haben, die für sie sorgte und ihr Gewand in Ordnung hielte.

Nacho's Frau starb wirklich nach einiger Zeit, nachdem sie ihm nochmals ans Herz gelegt, doch ja bald wieder zu heirathen. Er begrub sie nach indianischer Sitte unter der üblichen Aguardiente-Spende an Freundnachbarn und Verwandte, trank seinen Rausch und kehrte hernach zu seinem gewohnten Leben zurück. Er fragte mich um Rath, was er wol thun solle. Auf der einen Seite war ihm eine Frau für sein Hauswesen nothwendig, denn die verwandten und befreundeten Weiber, die bisjetzt sich seiner und der Kinder angenommen, konnten das nicht immer thun, auf der andern Seite aber hatte er zum Heirathen so gar keine Lust, „das Herz that ihm noch weh", wie er sich ausdrückte. Und dann, quien sabe, wie die zweite Frau ausfallen würde. Die erste war gut gegen ihn und die Mutter seiner Kinder gewesen, bei einer andern wüsste man nicht, wie das werden würde. Es war ein schwieriges Dilemma und ich rieth ihm, die Sache nicht zu überstürzen, sondern sich in aller Stille unter den jungen Mädchen von San Sebastian nach einer passenden Frau umzusehen. Während er mich merkwürdigerweise für seine kranke Frau, die er vermuthlich nach Indianersitte von den Curanderos und alten Weibern seines Dorfes behandeln liess, nie um ärztlichen Rath angegangen hatte, wünschte er jetzt von mir ein Mittel „*para la tristeza*", gegen die Traurigkeit, wie er sagte, denn sein jüngstes Kind liess sich nicht trösten, weinte immer nach der todten Nana und wollte sie wieder aus der Erde heraushaben. Ich verordnete der Kleinen täglich ein paar Theelöffel voll Malagawein und trotz dieser problematischen Medication gegen die Traurigkeit hatte ich nach einigen Tagen die Freude, von Nacho zu hören, dass das Kind jetzt ruhiger sei, nicht mehr weine und wieder zu

spielen anfange. Nicht nur beim Kind, sondern auch beim Vater und Gatten that die Zeit ihre rasch heilende Wirkung. Nach einigen Wochen kam er zu mir und theilte mir im Vertrauen mit, dass er jetzt ein Mädchen wüsste, das ihm gefiele und ausgezeichnet für seinen Haushalt passte. Leider zeigte sich die spröde Schöne durchaus abgeneigt und lachte ihn aus, wenn er seine Werbung anzubringen versuchte. Er verlangte von mir ein Mittel, um im Herzen der jungen Indianerin die Liebe aufgehen zu machen. Ich muss fürchten, dass Nacho es mir lediglich als Geheimnisskrämerei auslegte, als ich ihm begreiflich zu machen suchte, dass die Kenntniss solcher Mittel jenseits der auf unsern Universitäten gelehrten Materia medica liege und dass dieses Sprödethun mancher Mädchen Weise sei. An anderer Stelle[1] habe ich ein indianisches Liebesgedicht in Text und Uebersetzung mitgetheilt, aus welchem hervorgeht, dass der anfängliche Widerstand seitens der umworbenen weiblichen Jugend bei den Indianern nicht so ernst gemeint ist. Obwol ich das Ende von Nacho's kleinem Roman während meines Aufenthalts in Retaluleu nicht mehr erlebte, hoffe ich doch, dass seine mannichfachen Vorzüge ihm endlich das Herz einer „zweiten Frau" erobert haben.

Nacho Quich war laut Kirchenrodel katholischer Christ. Als solcher figurirt er vermuthlich in den Tabellen des Census von 1880. Zweifel an seiner Eigenschaft als „Cristiano" würden ihn über alle Maassen empört haben. Doch ist es mir im vielfachen persönlichen Verkehr mit den Indianern oft aufgefallen und die Lektüre der alten Schriftsteller der Conquista scheint dies an manchen Stellen zu bestätigen, dass die Indianer das Wort „Cristiano", was ja wörtlich einen Christen, einen Bekenner des specifischen Christenthums bezeichnet, gar nicht in dieser engen Bedeutung nehmen.

---

[1] In: Zur Ethnographie etc., S. 150 fg.

sondern es lediglich als Bezeichnung von „Mensch“, von „vernunftbegabtem Wesen“, im Gegensatz zum Thier auffassen und gebrauchen. Nacho Quich hielt sich, und mit Recht, für einen Cristiano im letztern Sinne; mit seinem specifischen Christenthum aber war es äusserst fadenscheinig bestellt. Er pflegte allerdings bei Nennung gewisser Namen und Dinge mit Daumen und gebogenem Zeigefinger einen Schnörkel in die Luft zu malen, womit er offenbar das Kreuz schlagen wollte. Er erzählte mir nie von seinen guten Sachen, von seiner Gesundheit oder dem guten Stand seiner Pflanzungen, ohne „Primero Dios“ zu sagen, meist in einer Verbindung, in welcher der Ausdruck passte wie die Faust aufs Auge. Mit einem freundlichen „Ave Maria“ betrat Nacho jederzeit mein Haus. Er kannte ohne Zweifel, was ich leider zu constatiren unterliess, sein *rumal retal Santa Cruz*[1] und sein *ca nu coho chi Tiox*[2], und ich halte es nicht für unmöglich, dass er gelegentlich Unserer lieben Frau oder dem heiligen Sebastian eine Wachskerze stiftete. Alle diese Dinge sind nun nach der Meinung vieler Leute hinreichend, um für Nacho das Attribut eines werkthätigen Cristiano in der specifisch christlichen Bedeutung des Worts in Anspruch zu nehmen. Wie dem aber auch sei, so war jedenfalls nur der äussere Nacho solch ein specifischer Christ, der innere Nacho jedoch war ein completer Heide, obwol es mir mit Hinsicht auf die gegenwärtig in dieser Beziehung herrschenden Vorurtheile fast leidthut es sagen zu müssen, aus Furcht, meinen fernen Freund durch ein derartiges Geständniss mit einem Schlage um die Gunst des frommen Lesers zu bringen. Die Aufrichtigkeit des Biographen erfordert jedoch, dass ich diese Behauptung aufstelle und die Belege dafür beibringe.

Die Indianer von Guatemala sind heutzutage in ihren

[1] Das „Zeichen des Kreuzes“ in der Quiché-Uebersetzung.
[2] Das „Credo“ des katholischen Ritus in der Quiché-Version.

Aeusserungen über religiöse Meinungen äusserst vorsichtig und zurückhaltend, wozu sie nicht nur durch die Furcht vor den Priestern und den weltlichen Obrigkeiten, sondern auch durch ihre von den landläufigen Anschauungen der katholischen Kirche total abweichenden Ansichten veranlasst werden. In der interessanten Tabelle des Census von 1880, in welcher die Bewohner Guatemalas nach ihren religiösen Bekenntnissen zusammengestellt sind, finden sich (cuadro No. 4) folgende Kategorien: Katholiken, Protestanten, Israeliten, Freidenker, Rationalisten, Bekenner der Sinto-Religion, Anhänger des Confucius, Angehörige der Anglikanischen Kirche, Bekenner der „Natur-Religion", Leute „ohne Religion", Atheisten, Anhänger des Brahmanismus, Deisten, „Griechen", Lutheraner, Mohammedaner, Indifferente.

In keine der im Census aufgestellten Kategorien nun passte Nacho Quich's Glaubensbekenntniss. Und doch theilte er dasselbe mit einer grossen Anzahl seiner Stammesgenossen, es möchte sogar gerechtfertigt sein, zu behaupten, dass der weitaus grössere Theil der 850,000 „reinen" Indianer Guatemalas denselben Anschauungen mit geringen localen Varianten huldigt. Was nun diese Anschauungen waren, war nicht ganz so leicht zu ergründen, wie der Leser bei einem so gut gearteten Manne wie Nacho wol voraussetzen möchte. Immerhin brachte ich bei ihm endlich soviel heraus, dass es zwei verschiedene Gottheiten gibt, von denen jede ein eigenes Fach vertritt und in besonderer Weise verehrt sein will. Der eine Gott, so sagte mir belehrend der Indianer, ist der „Dios de la Iglesia", der Gott der Kirche, man verehrt ihn mit brennenden Kerzen, dem Zeichen des Kreuzes, der Genuflexion und verschiedenen Gebeten. Das ist der Gott der Weissen und der Ladinos; um die Indianer kümmert er sich wenig, denn er ist weit weg und sieht die „pobres" nicht. Die Indianer haben einen eigenen Gott, der sich en revanche nicht um die Weissen kümmert: es ist der „Dios de la montaña",

der „Gott des Waldes“, den die Indianer auch den „Dueño del palo“, den „Herrn des Baumes“ nennen. „Herr des Baumes“ aber heisst er, weil er im heiligen Baume, das ist in der Ceiba wohnt. Sein indianischer Name ist *Rahau huyup.*[1] Er sorgt für die Indianer, er passt auf, dass sie bei der Feldarbeit oder auf der nächtlichen Reise nicht auf giftige Schlangen treten, er lässt den gesäeten Mais aufgehen, er gibt den Indianern gesegnete Jagd und lässt ihre Weiber fruchtbar sein. Dafür verehren sie ihn, indem sie unter den heiligen Ceibas Brandopfer bringen vom Ertrage der Jagd und des Feldes und indem sie auf dem Opferfeuer Copal als dem Gotte angenehmen Weihrauch verbrennen. Bei diesen Opfern wird vermittelst einer „Oracion“ zum Gotte gebetet. Nacho Quich hat mir, nachdem ich ihm auf alle Weise geschmeichelt, nach langem Widerstreben, das wol in fauler Bequemlichkeit eher als in religiösem Skrupel seinen Grund hatte, dieses geheimnissvolle Gebet in die Feder dictirt, was uns wiederum einen sauern Vormittag kostete, denn mit geschlossenen Augen dictirte er mir Satz für Satz; sonst hätte ihn die Nothwendigkeit, diese Sätze öfters zu wiederholen, aus dem Concept gebracht. Das Gebet ist lang und füllt anderthalb Folioseiten. Leider entspricht sein Gehalt nicht dieser Länge, er ist stellenweise banalen Inhalts und besteht lediglich aus einem verdorbenen Gemisch heidnischer und christlicher Vorstellungen, deren Grundlage aber zweifellos eine jener einfach schönen Naturpoesien bildete, von denen uns wenigstens eine im Popol Vuh erhalten blieb. In der Hoffnung, bei einer spätern Gelegenheit einen bessern Text dieser „Oracion“ zu erlangen, beschränke ich mich hier auf eine kurze Wiedergabe ihres Inhalts: Der Sprecher, ein Armer, ein Mozo, bittet Gott, d. h. eben den „Herrn des

[1] *r-ahau-huyup* ist die Quiché-Uebersetzung von „der Herr des Waldes“.

Baumes“, um die Erlaubniss, zu ihm kommen zu dürfen, um mit ihm zu reden und seine Hülfe nachzusuchen. Er hebt hervor, dass er nicht schlecht sei, dass er nicht gestohlen, noch jemand getödtet habe, und bittet auf Grund dieser guten Aufführung, dass es ihm nie an Arbeit fehlen möge, damit er stets seinen Medio verdiene, dass ihm die Milpa wohl gerathe, dass ihn keine Schlange beisse und dass seine Frau Kinder bekomme.

Als wir mit der Abfassung dieser Oracion, von der mir Nacho versicherte, dass jeder Mann in San Sebastian sie kenne und im Walde anwende, zu Ende waren, trug er mir auf, jetzt seinen Namen darunter zu setzen, damit meine Freunde drüben vernähmen, dass Nacho Quich mir dieses grosse indianische Geheimniss mitgetheilt habe. Ich erfülle hiermit den Wunsch des biedern Mannes.

Ausser dem *Ahau-huyup* gibt es jedoch noch andere Wesen, die man ebenfalls fürchten und verehren muss. Zwar sind es nicht eigentlich Gottheiten, wie der Herr des Baumes, es sind vielmehr böse Geister, die an verschiedenen Orten ihren Aufenthalt haben. Die einen bewohnen die Felsen und Höhlen, andere die Berge und Wälder, andere wieder die Flüsse. Sie sind Unterthanen des „Dueño del palo“ und führen dessen Befehle aus. Wenn man sie jedoch nicht respectirt, so schädigen sie auf eigene Faust Leib und Leben, sie verderben die Milpa, sie tödten die Kinder durch Krankheiten, und dergleichen mehr. Daher ist es gut, ihnen dann und wann an ihren Wohnorten zu opfern.

Dies mag in kurzen Worten die theologische Anschauung Nacho Quich's sein, die, wie gesagt, zweifellos von der Mehrzahl seiner Stammesgenossen getheilt wird und welche ich, in wenig abweichender Form, bei allen Stämmen Guatemalas, die ich besuchen konnte, wiedergefunden habe. Hinsichtlich dieser Dinge ist jedoch nur Werth auf die Angaben der Indianer selbst zu legen; alles Detail, welches man von den

Geistlichen der Indianerdörfer, die längst keine Las Casas und Ximenez mehr sind, sowie von den Ladinos erhält, ist verdächtig. Denn wenn man sieht, mit welcher Oberflächlichkeit und überlegenen Ironie diese Leute gelegentlich die Indianer über ihre Anschauungen auszuholen suchen, kann man es den Indianern nicht verdenken, wenn sie ihre Geheimnisse für sich behalten und die Ladinos und Priester einfach belügen. Viele der Erzählungen der Ladinos über den geheimen Götzendienst der Indianer beruhen sichtlich auf Misverständniss, Uebertreibung und falscher Construction des Gesehenen oder Gehörten. Anderes mag richtig sein, aber wie viel, weiss man nicht.

In der Umgegend von Retaluleu stösst man mitten im Walde zuweilen auf kolossale Ceibabäume (*Imup* der Quiché-Sprache), an deren Fuss sich zerbrochenes Geschirr, Schädel von Rehen und Schweinen sowie die Reste von Feuerstellen vorfinden. Dies sind solche indianische Opferstätten, wo dem „Dueño del palo" geopfert wird. In den Gebirgen des innern Landes dienen häufig Höhlen und seltsam gestaltete Felsen als Opferplätze. Bei diesen Gelegenheiten sollen die Indianer die sonst sorgfältig geheim gehaltenen Götzenbilder in den Wald hinaustragen und verehren. Einige dieser alten Statuetten sind aus feinem Thon gemacht und hohl. Die Höhlung soll dazu dienen, um darin den Copal, womit das Räucheropfer gebracht wird, zu verbrennen.

ZWÖLFTES KAPITEL.

Der Brujo und der Zahorin. — Der Mesmerismus der indianischen Zauberer. — Die Indianer und das Christenthum. — Der Nagualismus. — Thomas Gage über die indianischen Zauberer.

In engem Zusammenhang mit dem alten Götzendienst steht das hohe Ansehen, dessen sich unter den Indianern gewisse Individuen zu erfreuen haben, in welchen wir die Amtsnachfolger der alten Priester des Heidenthums erblicken müssen. Ihre gegenwärtigen Hantierungen theilen sich in zwei Branchen, von denen die eine böse, die andere gute Werke zum Gegenstand hat.

Der Vertreter der bösen Handlungen ist der *Ahitz*, ein Name, den die spanischredenden Indianer mit „el brujo", der Zauberer, Hexenmeister, übersetzen. Die erste der beiden Silben, *Ah*, bedeutet allgemein die Person, die etwas thut, eine Handlung begeht oder vornimmt, oder an dem und dem Orte wohnhaft ist. Das Wort *itz* wird für sich allein im Quiché, soviel mir bekannt, nicht mehr gebraucht, dagegen ist die abgeleitete Form *itzel*, die als Adjectiv, Substantiv und Adverb gebraucht wird, der allgemeine Ausdruck für „böse", „malo". Es ist damit weniger die moralische Qualität, als der Begriff einer gefährlichen, verderblichen Wirkung für andere verbunden. Ahitz ist also derjenige, der andern Böses, Verderbliches zufügt. Das Böse nun,

welches der Ahitz andern zuzufügen im Stande ist, besteht nach der Meinung der Indianer darin, dass er sie verzaubert. Eine häufige Art der Verzauberung ist die, dass der Ahitz einem Indianer ein unappetitliches oder selbst gefährliches Reptil, etwa eine Schlange oder Kröte, in den Leib hineinzaubert. Der Betroffene, der das unbefangene Schalten seines kaltblütigen Insassen in seinem Bauche deutlich spürt, wird durch dasselbe verzeihlicherweise äusserst unglücklich und sucht sich auf jede Art davon zu befreien. Die Hauptschwierigkeit, um zu diesem Ziele zu gelangen, liegt aber häufig darin, herauszubringen, welcher Ahitz, deren es in jedem Dorfe mehrere gibt, die Verzauberung bewirkt habe, da es mitunter vorkommt, dass jemand sich plötzlich in dieser Art besessen fühlt, ohne zu wissen, wer der Urheber der Verzauberung ist.

Um dies zu ermitteln, wird die Hülfe eines Vertreters der zweiten Branche, derjenigen der guten Werke, in Anspruch genommen. Es ist dies der *Ahkih*, den die Indianer mit „zahorin“, die Ladinos aber mit „adivino“, der Ausleger, Deuter, Wahrsager, übersetzen. Der Name setzt sich zusammen aus der schon erwähnten Vorsilbe *ah*, und *kih*, was die Sonne bedeutet. Ahkih war nämlich in alter Zeit der Name der Sonnenpriester, welche die Beobachtung des Laufes der Gestirne und den Kalender, der bekanntlich bei den Maya-Völkern in einer erstaunlichen Vollkommenheit ausgebildet war, unter sich hatten.[1] Heutzutage sind die Aufgaben des Ahkih andere geworden. Er beschäftigt sich hauptsächlich mit Wahrsagen. Wird seine Hülfe in Anspruch genommen, so wirft er das Los mit Maiskörnern, denen in alten Zeiten die Bohnen des Palo pito (*Tzité* der Quiché-Sprachen) beigemischt waren. Oder aber, und das

---

[1] Noch in der alten Cakchiquel-Grammatik des Padre Flores ist *Ah-kih* übersetzt: „El que señala los dias“. Zahorin (Zahorí) ist ein spanisches Wort.

ist sein gewöhnlichstes Auskunftsmittel, er blickt in einen kleinen Spiegel und liest darin die Antwort auf die ihm vorgelegten Fragen. Ich habe einen solchen Spiegel gesehen, der aus einem Stück Schwefelkies bestand, an welchem eine Fläche glatt polirt war; andere mögen aus Glas, Obsidian und dergleichen gemacht sein. Aus diesem Spiegel also liest der Zahorin, wer der Ahitz gewesen, der die Schlange in den Leib des Indianers hineingezaubert hat. Der Indianer geht dann zu dem Zauberer und fleht ihn, natürlich gegen Entrichtung eines Lösegeldes, an, die Schlange wieder zu entfernen. Sind die als Lösegeld angebotenen Gaben dem Ahitz genehm, so schreitet er zur Entzauberung, über deren Einzelheiten ich leider nie ganz Genaues erfahren konnte, und producirt dem Indianer die Schlange, die er aus dem Ohre, dem Munde, oder einer andern Körperöffnung zu Tage fördert. War der Ahitz, welcher den Zauber vollbrachte, dem Indianer von vornherein bekannt, so kann natürlich die Mitwirkung des Zahorin umgangen werden.

Die Art und Weise nun, wie der Ahitz die Bezauberung zuwege bringt, besteht im Fixiren durch den Blick oder in gewissen Handbewegungen, als ob er seinem Opfer den Zauber anwürfe. Die Indianer behaupten, dass man aus dem Blicke des Ahitz seine Absicht erkennen könne, jemand zu bezaubern. Ich habe diese Manipulationen zu meinem grossen Bedauern nie mit eigenen Augen sehen können, da die Indianer auf keine Weise dazu zu bewegen waren, mich mit einem berühmten Ahitz in Verbindung zu setzen oder mir einen solchen zuzuführen. Selbst Sebastian Borrayo, ein mir sonst sehr befreundeter Cakchiquel-Indianer, erklärte rundweg, dass er nicht für hundert Thaler einem Ahitz, deren er mehrere kannte, das Ansinnen stellen würde, zu mir zu kommen. Denn abgesehen davon, dass der Ahitz doch nicht käme, würde derselbe sich für die blosse Zumuthung durch Zauberei so schwer an ihm und seiner Fa-

milie rächen, dass kein Ende des Elends abzusehen wäre. Es lässt sich diese Furcht einigermassen dadurch begreifen, dass die Regierungsorgane, wenn sie von allzu unverschämtem Treiben eines Ahitz hören, denselben fassen, gründlich auspeitschen lassen oder anderweitig empfindlich strafen. Hier und da macht sich ein indianischer Ahitz selbst an aufgeklärte Ladinos, und wird dann von ihnen jämmerlich durchgebläut. En revanche greifen die Brujos, um sich für diese Unbill zu entschädigen, auf die Indianer zurück, deren Gemüth für ihre Künste empfänglicher ist.

Soviel scheint nach dem, was mir die Indianer erzählten, sicher, dass die Manipulationen des Ahitz stark an die Kunstgriffe der professionellen Magnetiseure erinnern, und ich zweifle nicht daran, dass die Kunst der gefürchteten Brujos das ist, was wir kurzweg als Mesmerismus bezeichnen. Das Naturell der Indianer bietet, wie das der Inder und der alten Semiten, für das weite Gebiet der jenseits unserer unmittelbaren Erkenntniss gelegenen Dinge einen überaus günstigen Boden. Für den Indianer ist die ihn umgebende Natur erfüllt von guten und bösen Geistern, deren Manifestationen er täglich sieht und erfährt und von deren Realität er überzeugt ist. Diese Geister sind freilich Schöpfungen der Phantasie längstverschwundener Geschlechter, aber auch diese dahingegangenen Generationen waren Indianer gewesen, sie hatten indianisch gedacht und empfunden und auch ihre Phantasiegebilde waren indianischem Geiste entsprossen. Die alten Götter, welche vormals die Berge, Wälder und Wasser Guatemalas bevölkerten, waren in ihrem Wesen und Wirken so indianisch, dass sie noch heute dem Indianer überzeugend wahrnehmbar sind und noch heute die Berge, Wälder und Flüsse bevölkern. Was hat der Indianer für diese seine ureigene Mythologie eingetauscht? Das Christenthum! Diejenigen, die dem Indianer das Christenthum brachten, besassen es selbst nicht aus erster Hand, auch ihnen war es

erst als fremdes Pfropfreis, als misverstandene Caricatur durch den Zwang der Jahrhunderte aufgepflanzt worden.

Aus der misverstandenen neuen Religion und den Resten des alten Heidenthums entwickelte sich in der Alten Welt jene finstere Glaubens- und Bekehrungswuth, wie sie in so furchtbaren Ausbrüchen keine einzige der übrigen Weltreligionen in ihrer Geschichte zu verzeichnen hat. Zu der Zeit nun, als diese Bekehrungswuth in besonderer Blüte stand, wurde die Neue Welt entdeckt und dem christlichen Zelotismus ein unabsehbares Feld eröffnet. Die Form, in welcher dem Indianer das Christenthum gebracht wurde, war um nichts besser als sein heimischer Götzendienst. Für ihn handelte es sich lediglich darum, seine eigenen guten alten Götter, welche ihm seine Vorväter überliefert hatten, zu stürzen und an ihre Stelle die Götzen eines fremden Volkes zu setzen. Was leisteten ihm diese fremden Götzen, denen er im Schweisse seines Angesichts Tempel bauen, Altäre errichten, vor deren plumpen, mit buntem, aus dem ihm geraubten Golde verfertigtem Flitter behangenen Statuen er knien musste? Hatten sie ein Herz für seine Leiden? Hielten sie ihre Bekenner davon ab, dem Indianer das Letzte zu rauben, was er an Dingen von Werth besass? Schützten sie ihn vor Unrecht und Grausamkeit, seine Weiber und Töchter vor Schändung und Nothzucht? Pflegten sie seine Saaten? Wol sah er, dass der bluttriefende Soldat, welcher mit Feuer und Schwert seine Städte verbrannt, seine Könige gemordet, ihn selbst mit dem königlichen Brandzeichen zum Sklaven gestempelt hatte, sich mit den Priestern dieser neuen Götzen in den Haaren lag, was kümmerte es ihn? Für ihn hiess es: *Duobus litigantibus tertius poenitet.* Was ihm der neue König nicht raubte, nahm ihm der Priester. Seine alten Götter waren nicht mehr und die neuen waren blos da, um ihn zu quälen und auszusaugen. Sie hatten kein Verständniss für ihn, er nicht für sie. Wer es nicht glauben will,

dass es sich für den Indianer blos um einen Tausch der eigenen gegen fremde Götzenbilder handelte, der besuche die Kirchen und Kapellen vieler indianischen Pueblos und sehe sich die scheusslichen Holzfiguren an, welche Christus am Kreuze und die Heiligen darstellen und an den Festen herumgetragen werden. Er vergleiche damit die indianischen Götzenbilder aus polirtem Stein oder feinem, bemaltem Thon, welche die mitleidige Erde der Zerstörung entzogen, und er wird mir recht geben und begreifen, dass die Indianer ihre eigenen Götter für besser hielten.

Wie die christlichen Missionare übrigens gelegentlich diesen Tausch der heidnischen gegen die christlichen Götzen bewerkstelligten, beweist eine Stelle der Chronik des Ximenez: „In diese Ranchería“, erzählt er von einer Bekehrungsexpedition in die Verapaz, „kamen zwei Indianer von Cahabon mit Aufträgen der Missionare und mit Waaren. Diese Indianer von Cahabon trugen Crucifixe aus Blech um den Hals, und alle die Bewohner dieser Ranchería verspotteten das heilige Crucifix und spuckten auf dasselbe mit den Worten: «Das sei kein Gott, sondern ein Götzenbild (ídolo).» Die ungläubigen Hunde (Los perros infieles) haben ihr Verbrechen gebüsst, denn ihre Maisfelder wurden verwüstet, zwei von ihnen verwundet und einer durchgeprügelt. Wir legten ihm den «horraco» [1] an, da er dick und fett war. Und es geschah bemerkenswertherweise, dass am Tage, an dem wir dorthin kamen, ein Idol herabfiel, und wir alle bespuckten und beschimpften es im selben Rancho, wo sie unsern Herrn Jesus Christus gelästert hatten.“

Als Thomas Gage, der alte Pfarrer von Mixco, der uns ein so lehrreiches und seiner Aufrichtigkeit wegen bei den Spaniern so äusserst misliebiges Buch aus dem Anfange des

---

[1] Irgendein heutzutage unbekanntes Straf- oder Peinigungswerkzeug.

17. Jahrhunderts hinterlassen hat, einst ausgezogen war, um einen dieser alten Götzen, dem die Indianer von Mixco und San Juan Sacatepequez immer noch opferten, aufzuheben, da fand er zu seinem Erstaunen statt der erwarteten Thiergestalt eine Menschenfigur aus schwarzem Holz. Er sagt von ihr, dass ihr die Indianer „gar füglich den Namen eines Heiligen hätten geben und sich damit einigermassen entschuldigen können“. Denn unter den Heiligen von Mixco waren „etliche von Holz um nichts förmlicher gemacht“ als dieser Götze[1], und doch schildert er diesen nicht sonderlich günstig: „Der Kopf bis an die Achseln glich einem Menschenkopfe, jedoch ohne Bart und Knebel; er sah scheusslich aus, und hatte eine gerunzelte Stirn und grosse, weit aufgesperrte Augen.“

Seit Thomas Gage seinen Götzen auf der Plaza von Mixco verbrannt, sind 260 Jahre vergangen. Wer aber heutzutage die Indianer aufmerksam beobachtet, sieht, dass es sich um die Aufrichtigkeit ihres Christenthums noch um kein Haar besser verhält als dazumal, auch wenn jetzt der Kirchen mehr sind im Lande, auch wenn die Indianer fleissig zur Kirche laufen, vor jedem Heiligenstock und bei Nennung der höchsten Namen den Hut vom Kopfe nehmen, die Fiestas gründlich feiern und die Gefälle der Kirche pünktlich entrichten. Gerade die Fiestas sind die Gelegenheiten, an denen man unter der dünnen Maske des Christenthums die solid heidnische Grundlage wiedererkennt. Es ist dies ja auch begreiflich. Für die ganze Basis des Christenthums, für den

---

[1] Gage sagt, dass der Ort, wo er den Götzen fand, auf der Nordseite eines Berges „ungefähr zwei Leguas von Mixco, nach dem Dorf San Juan Sacatepequez zu“ gelegen habe. Es scheint möglich, dass es dieselbe Höhle war, die in der Nähe des Dorfes San Antonio nördlich von der Hauptstadt auf einem Berge liegen soll. In derselben sollen die Indianer der Umgegend noch heutzutage opfern, fünf Leguas vom weiland erzbischöflichen Palast von Guatemala entfernt!

Angelpunkt, um den sich die christlichen Anschauungen drehen, hatte der Indianer der alten Zeiten kein Verständniss; ob er es heute hat, wer kann es verneinen, wer bejahen?

Zu keiner Zeit war die Religion dem Indianer die Quelle moralischer Empfindungen gewesen. Dass man aus Liebe zu Gott das Gute thun, das Böse meiden soll, war ihm eine unverständliche Marotte der neuen Götzen und ihrer Priester. Seine Götter liebte er nicht, er erwies ihnen lediglich die nöthige Achtung, um sich vor ihrem Zorne zu schützen. Ein „gut“ als Abstraction einer moralischen Eigenschaft unterschied er nicht. Wie schwer ihm dieser Begriff heute noch wird, sieht man an vielen Beispielen. So übersetzt der Cakchiquel-Indianer unser „ich bin gut“ mit *yin utz*, was wörtlich „ich gut“ bedeutet. Fragt man ihn aber nach der Bedeutung von *yin utz*, so übersetzt er: „Soy hombre de bien“. Ein hombre de bien aber ist für ihn ein Mann, der ein „bien“ hat und dieses „bien“ ist im Sinne des ältern Spanisch das Vermögen, welches er von seinem Vater her hat, die ererbte Milpa, das Maisfeld. *Yin utz* bedeutet also ursprünglich, ich bin wohl zuwege, ich habe meine Sache, bin kein Habenichts, und erst auf diesem Umwege ist er dazu gelangt, einen „hombre de bien“ und einen „hombre bueno“ zu identificiren. Der Grundbegriff des *utz* ist die physische Güte, z. B. die gute Beschaffenheit einer Waare, der gute Geschmack eines Gerichts, das körperliche Wohlbefinden, oder die Schönheit. *Utz* nenne ich im Cakchiquel ein hübsches Mädchen, und „*la utz rat qoh*“ (bist du wieder gesund) frage ich meinen genesenen Freund. Trägt man einem Indianer etwas auf und ist er willens den Auftrag zu erfüllen, so sagt er: *utz*, es ist gut, gerade wie ein englischer Matrose zu seinem Kapitän sagt: All right, Sir! Man halte dies nicht für müssige Wortklauberei; aus Worten besteht die Sprache und die Sprache ist der einzige, auch für Andere

wahrnehmbare Ausdruck der Welt des Gedankens, sie allein ermöglicht uns das Verständniss des psychologischen Lebens fremder Völker. Wir sind für die wichtigsten Sprachen der Maya-Familie über die Stufe hinweg, welche uns im Sammeln dürftiger Vocabularien die erste Kenntniss einer Sprache anbahnt. Die nächste Aufgabe ist jetzt, das uns aus älterer und neuerer Zeit vorliegende Sprachmaterial kritisch zu sichten und richtig verstehen zu lernen. Das richtige Verständniss eines einzigen Wortes aber eröffnet uns oft die Perspective auf ein ganzes Gebiet des Seelenlebens der Völker.

Aehnlich verhält es sich mit dem Worte *itzel* für den Begriff des „Bösen". Die Wurzel *itz* bedeutet ursprünglich den Zauber, das Böse, das uns von einem andern zugefügt wird. Trotz ihrer ursprünglich concreten Bedeutungen wurden die Worte *utz* und *itzel* für die moralischen Qualitäten von gut und böse in die indianische Kirchensprache eingeführt. Im gemeinen Leben brauchen die Indianer für „böse", „schlecht", nicht *itzel*, sondern die Umschreibung *ma utz tah*, nicht gut. Dabei soll nicht geleugnet werden, dass diejenigen Indianer, welche geläufig Spanisch reden, jetzt ungefähr wissen, was unser „bueno" und „malo" als moralische Qualität sagen will.

Da nun die Sprachen der Quiché-Gruppe die abstract-moralischen Qualitäten von gut und böse nicht deutlich wiederzugeben vermochten, konnte auch von irgendwelcher Beziehung des moralischen Charakters zu den religiösen Vorstellungen und den gottesdienstlichen Handlungen nicht die Rede sein. Moralische Besserung und Erbauung wurde in denselben weder gefunden noch gesucht. Entweder war eine Handlung derart, dass sie den strengen Staatsgesetzen zuwiderlief und als gemeingefährliches Verbrechen bestraft wurde, oder sie war vor dem Gesetz gleichgültig und wurde alsdann nicht weiter moralisch qualificirt. So wurden Tempel-

raub und Brandstiftung, Ehebruch, Verführung fremder Sklavinnen, Mord und Todtschlag, Diebstahl lediglich als Eingriffe in fremde Rechte und als gemeingefährliche Handlungen angesehen und daher bestraft.

Das Gesagte mag genügen, um darzuthun, dass das Christenthum als eine auf abstract-sittlicher Grundlage beruhende Religion den Indianern gänzlich unbegreiflich sein musste. Zu diesem Umstande gesellt sich der andere, dass ihnen dasselbe in einer so äusserst rohen und unvollkommenen Form übermittelt wurde, dass sie hoffnungslos der Täuschung verfallen mussten, das äusserliche Formelwesen, die Beobachtung der vorgeschriebenen Ceremonien und das sinnlose Herplappern der ihnen gelehrten Gebete, deren mystische Anspielungen ihnen unverständlich waren, seien der wahre und einzige Kern der neuen Religion. Auf diesem Standpunkt sind sie heute noch. Was dieses Misverständniss erleichterte, war die Thatsache, dass mehrere der neuen Ceremonien in ihrer äussern Form Aehnlichkeit hatten mit denjenigen ihres eigenen Gottesdienstes. Die neue Lehre machte sie mit einem mächtigen Gotte, mit seinem Sohne und mit einer heiligen Frau bekannt, ausserdem mit einem heiligen Geiste, den sie in Gestalt einer Taube versinnbildlicht sahen. Um diesen Hofstaat oberster Gottheiten gruppirte sich eine Schar von Heiligen, die ihnen in Gestalt roher Holz- und Steinfiguren oder auf nicht minder rohen Gemälden vorgeführt wurden. Wo war da der essentielle Unterschied zwischen den neuen und ihren alten Göttern? Diese bedenkliche, aber ganz natürliche Begriffsverwirrung wurde noch durch einen andern Umstand wesentlich vergrössert: Auf einigen der ihnen vorgeführten Bilder von Heiligen sahen sie Thierfiguren neben den Heiligen, sie sahen den Löwen des heiligen Markus, das Lamm des Täufers, das Schwein San Antonio's, den Hund des heiligen Dominicus und andere mehr. Es konnte nicht ausbleiben,

dass die Indianer diese Heiligen und ihre Thiere in eine Verbindung brachten, die ihnen von ihren eigenen Priestern her geläufig war.

Diese Verbindung lag für die Indianer in dem sogenannten Nagualismus. In alten Zeiten wurde nämlich, und wol heute noch geschieht dies, dem neugeborenen Kind vom Zahorin als eine mit der Einführung ins Leben verbundene Ceremonie der Name eines Thieres beigelegt. Das Thier, dessen Namen das Kind trug, galt als eine Art Spiritus familiaris desselben für das ganze Leben. Es war damit die Vorstellung verknüpft, dass das Schicksal des Kindes in einer Art Parallelverhältniss zu demjenigen des Thieres stünde, dass Mangel, Noth und Tod des betreffenden thierischen Wesens die gleichen Beschwerden auch für das Kind nach sich ziehen. Das Thier war der „Nagual" des Kindes, von welchem Worte der Ausdruck Nagualismus abgeleitet ist. Nagual ist in seiner correcten Form *naoal* ein echtes Quiché-Wort, ein Substantivum instrumentale, vom Stamme *naó*, wissen, erkennen. *Naoal* ist dasjenige, womit oder woran etwas, in diesem Falle das Schicksal des Kindes, erkannt wird, und hat mit dem mexicanischen *nahualli* (Hexe), mit dem man es vielleicht in Verbindung bringen möchte, nichts zu schaffen. Es soll diese Sitte der Namengebung durch den Ahkih heutzutage noch gebräuchlich sein, doch habe ich hierfür keine von den Indianern selbst herrührenden Beweise beizubringen.

Dagegen sind einige andere abergläubische Meinungen der Indianer, die ebenfalls dem Nagualismus nahe stehen, noch weitverbreitet. Als ich zum Beispiel einmal meinem Freunde Sebastian Borrayo einige seiner Haare unter dem Mikroskop zeigte, verlangte er dieselben wieder zurück, um sie aufzubewahren, indem er behauptete, dass aus diesen Haaren, falls sie verloren gingen, Schlangen würden und dass er dann sein Leben lang viel von Schlangen würde zu

leiden haben. Als ich ihm das nicht sogleich glaubte, erzählte er mir, dass er und andere das oft gesehen haben, wie die langen Haare, welche die Indianerinnen beim Baden und Kämmen in den Flüssen verloren, lebendig wurden und sich schlängelnd fortbewegten. Eine schwarzbraune *Gordius*-Art, die man mitunter im Wasser trifft, mag zu dieser Sage Anlass gegeben haben.[1]

Die Sage erzählt, dass Pedro de Alvarado, als er auf der Hochebene von Quezaltenango angelangt war, im Kampfe mit der Streitmacht des Tecum Uman von einem riesigen Vogel von der Form eines Quetzal angegriffen worden sei. Dieser Vogel war der Nagual des indianischen Fürsten und half ihm in der Schlacht, indem er den spanischen Feldherrn grimmig angriff. Alvarado tödtete den Vogel mit der Lanze und im selben Augenblicke sank auch Tecum Uman, der bereits das Pferd Don Pedro's getödtet hatte, leblos seinem Besieger zu Füssen. Diese Sage, über deren Wahrheit die spanischen Historiker selbst nicht im Reinen sind, illustrirt das Verhältniss, welches sich die Indianer zwischen dem Menschen und seinem Nagual bestehend dachten und theilweise noch denken.

Mit dem Nagualismus stehen möglicherweise auch die kleinen Thierköpfe aus gebranntem Thon in Verbindung, welche mitunter bei Erdarbeiten gefunden werden und die aus alter vorspanischer Zeit herrühren. Vielleicht sind auch die Namen einiger indianischer Fürsten, die uns aus vorspanischer Zeit erhalten blieben, wie Balam (der Jaguar), Queh (das Reh), Tzi (der Hund), sowie die Benennungen

---

[1] Es scheint dieser Glaube ein alter und weitverbreiteter zu sein. Das mexicanische Wörterbuch von Molina aus dem Jahre 1571 führt das Wort *tzoncoatl* auf mit der Uebersetzung: „Der Bandwurm des Hundes, oder die Schlange, welche im Wasser aus den Pferdehaaren entsteht, die hineingefallen sind.“ (Lombriz de perro, o culebra que se cria en el agua de las cerdas de caballo que cayeron en ella.)

einiger Tage und Monate des Cakchiquel-Kalenders auf die geschilderte Art der Namengebung zurückzuführen.

Aber noch in einer andern Form treten thierische Gestalten dem Indianer nahe und spielen in seinem Leben eine Rolle. Es bestand nämlich bei den Priestern des Alterthums und besteht heute noch bei den Brujos die Kunst, sich nach Belieben in Thiere verwandeln und in dieser Gestalt Unfug verüben zu können. An diese Fähigkeit ihrer Zauberer haben nicht nur die Indianer seit Jahrhunderten geglaubt, sondern ebensowol waren die Eroberer und die sie begleitenden Priester von deren Realität überzeugt. Die ältern Schriftsteller haben uns zahlreiche Beweise von derselben überliefert. Unter dem zehnten König der Quichés, Namens Vaxakicaam Iquikab, wurde einst ein Brujo aus dem Stamm der Cakchiqueles gefangen genommen, der gekommen war, um den Quiché-König unter den Mauern seines Palastes zu beschimpfen. Er wurde zum Tode verurtheilt und zur Feier der Hinrichtung ein festlicher Tanz arrangirt, an welchem die Zauberer des Quiché-Hofes theilnahmen. Sie verwandelten sich in Adler, Löwen und Tiger und umtanzten das Opfer. Als der Moment der Hinrichtung gekommen war, wandte sich der Zauberer der Cakchiqueles an den König und die Brujos und sprach: „Wartet ein wenig, und hört, was ich euch sagen will! Wisset, dass eine Zeit bevorsteht, wo ihr in Verzweiflung sein werdet über das Unglück, das über euch hereinbricht. Auch dieser König muss sterben. Wisset, dass ein Volk, nicht nackt wie ihr, sondern bewaffnet und bekleidet von Kopf bis zu Fuss, euch furchtbar werden wird. Vielleicht wird das morgen sein oder übermorgen. Sie werden alle diese Gebäude zerstören, sodass sie zur Wohnung der Eulen und Wildkatzen werden. Und alle die Pracht dieses Hofes wird alsdann verschwinden.“ Nachdem der Brujo diese Worte gesprochen, wurde er geopfert. Diese Prophezeiung, welche Ximenez in seinen

Scholien zum Popol Vuh überliefert, erinnert an eine Reihe ähnlicher bei andern indianischen Stämmen, welche von den Spaniern und Indianern naturgemäss auf die Conquista bezogen wurden und die auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu historischen Zwecken ausgebeutet worden sind. Wer weiss aber, abgesehen von der Möglichkeit, dass sie wenigstens theilweise erst unter den Schrecken der Conquista a posteriori construirt und zurückdatirt worden sind, wie viele ähnliche Prophezeiungen im Schosse von Völkern gethan wurden, die bis heute kein derartiges Schicksal hatten!

Thomas Gage, ein sonst den Indianern wohlwollender Mann, der für die Ungerechtigkeiten der Spanier gegen die Eingeborenen ein offenes Auge hatte, war von dem Glauben an die magischen Künste einiger Indianer seines Sprengels noch so befangen, dass er in seiner Reisebeschreibung ein eigenes Kapitel hat: „Von den Zauberern und ihren Zaubereien, nebst drei merkwürdigen Begebenheiten dieser Art“.

Die erste dieser drei merkwürdigen Begebenheiten betraf ein altes Weib, das im Dorfe als Hexe verschrien war. Die spanischen Gerichte hatten sie wegen mangelnden Beweises wiederholt freigesprochen, „wodurch sie ärger wurde, als sie zuvor war, und je länger je mehr Uebles stiftete“. Zwei oder drei Personen sagten vor ihrem Tode aus, dass diese Frau sie verzaubert habe. In frühern Zeiten soll sie stets eine Ente bei sich gehabt haben, die aber nie mit ihr in eine Kirche hineinging, sondern immer draussen wartete. Weil die Hunde sich an der Ente nicht vergriffen, hielt man sie für den Nagual der Indianerin. Die alte Witwe war arm, trotzdem hatte sie stets Geld genug, von dem niemand wusste, woher es kam. Sie brachte dem Pfarrer Gage bei der Beichte mehr Geld als die übrigen Leute, vier Reales statt einen, dazu einen Truthahn, Eier, Fische und ein Töpfchen voll Honig. Der christliche Geistliche

nahm zwar die verdächtigen Gaben der Hexe an, redete ihr aber scharf ins Gewissen und verweigerte ihr die Communion. Das böse Weib rächte sich. Als die Fische zum Essen zubereitet werden sollten, waren sie faul und voll Würmer, ebenso war der Honig voll Würmer. Die Eier waren allerdings zu den andern, deren über hundert waren, gelegt worden, sodass sie nicht mehr zu unterscheiden waren, man fand aber darunter etliche faule und etliche mit todten Hühnchen. Die vier Reales hatte Gage zu dem übrigen an jenem Tage eingenommenen Gelde gelegt, doch sagt er: „soviel ich mich alles dessen, was ich bekommen hatte, erinnern konnte, fand ich, dass mir vier Reales fehlten.“ Nachdem die Hexe den armen Pfarrer für die verweigerte Communion noch durch allerlei nächtlichen Spuk so sehr geängstigt hatte, dass ihm „der ganze Leib erschütterte und die Haare auf dem Kopfe alle zu Berg standen“, beschloss er, das Dorf „von einem so bösen Thier“ zu befreien und schickte die alte Frau ins Gefängniss nach Guatemala, „darinnen sie auch nach zwei Monaten starb“, wie der Verbreiter der Religion der Liebe vergnügt hinzusetzt.

Der zweite Fall betraf einen Indianer Namens Gonzalez, der sich oft in einen Jaguar verwandelte und in dieser Gestalt einst von einem „armen, einfältigen Spanier“ einen Schuss ins Gesicht erhielt und an der Nase verletzt wurde. Denn als dieser eines Tags einen Jaguar hinter einem Baume versteckt gefunden und nur desselbigen Schnauze zu Gesicht bekommen konnte, hatte er Feuer auf ihn gegeben, worauf der Jaguar alsbald davonlief. Denselben Tag wurde Gonzalez krank. Gage besuchte ihn, um ihm die Beichte abzunehmen, und fand „dass er im Gesicht beschädigt und die Nase ganz zerquetscht war“. Der Indianer behauptete zuerst, von einem Baume gefallen zu sein, später aber gab er zu, er sei von dem Spanier geschossen worden und aus Furcht davongelaufen. Der Spanier wurde freigesprochen.

Der dritte Fall ist derjenige eines achtzigjährigen Indianers Namens Juan Gomez, der als Mann aus angesehener Familie und von grosser Frömmigkeit in hohen Ehren stand. Dieser Mann erkrankte plötzlich, beichtete noch und erhielt die letzte Oelung. Sein Leiden war, wie er angab, blos das Alter und eine „von demselben herrührende Schwachheit". Als Gage ihm die Nase, die Lippen, die Augen, sowie Hände und Füsse salbte, sah er wohl, dass der Körper aufgelaufen und ganz blau war, achtete aber, da er dies für die Folge der Krankheit hielt, nicht darauf. Gomez starb. Am Tage der Beerdigung vernahm Gage von den Spaniern, dass er von dem alten Indianer arg hinters Licht geführt worden war. Nicht nur war dieser Halunke einer der grössten Zauberer der Gegend gewesen, sondern sein Tod war die directe Folge davon. Seine Familie lebte nämlich in Feindschaft mit derjenigen eines gewissen Sebastian Lopez, der ebenfalls ein namhafter und gefürchteter Brujo war. Die beiden begegneten sich einst, zwei Tage vor Gomez' Tode, im Gebirge. Gomez hatte die Gestalt eines Puma angenommen, Lopez aber diejenige eines Jaguar. Die beiden Thiere bekämpften sich ingrimmig, der Puma aber wurde als das ältere und schwächere der beiden bald müde und vom Jaguar so gebissen und zerschlagen, dass Gomez davon hatte sterben müssen. Lopez aber war ins Gefängniss geworfen worden. Zeugen sagten aus, dass sie einen Jaguar und einen Puma hatten miteinander streiten sehen und dass einen Augenblick später diese Thiere vor ihren Augen verschwanden. Dagegen wären am selben Platze Sebastian Lopez und Juan Gomez auseinandergegangen, letzterer sei bald nachher von Schlägen übel zugerichtet nach Hause gekommen, habe sich zu Bett gelegt und sei gestorben. Eine in Gage's Gegenwart vorgenommene gerichtliche Todtenschau fand den Leichnam ganz zerschlagen, zerkratzt, zerbissen und an vielen Orten verwundet. Der verdächtige Indianer

Sebastian Lopez wurde auf diesen Befund hin nach Guatemala geschickt und daselbst noch einmal vor Zeugen inquirirt. „Und weil er sich nicht wohl rechtfertigen konnte, sondern die Sache «einigermassen» eingestand", wurde er zum Strange verurtheilt und nachmals aufgehängt, Gomez aber wurde, statt wie er wünschte kirchlich begraben zu werden, in einer Grube verscharrt.

Dieser kurze Auszug aus Gage wird dem Leser bewiesen haben, dass selbst die einsichtigsten Leute jener Zeit, denn zu diesen gehörte Gage, den Glauben an die Kraft der Brujos, sich in Thiere zu verwandeln, von den Indianern angenommen hatten. Liessen sich ja doch aus der europäischen Religiousgeschichte jener sowie früherer und späterer Zeiten hierzu crasse Parallelen ziehen. Und so wird es denn auch nicht mehr unglaublich erscheinen, dass selbst unter den Ladinos, und nicht blos unter den ungebildeten, der Glaube an die magischen Kräfte einzelner Indianer noch festen Boden findet. Die Brujos werden gefürchtet, die Kenntnisse des Zahorin nimmt man gelegentlich auch in Ständen, wo man dergleichen nicht erwarten sollte, in Anspruch. Ich weiss von einheimischen Pflanzern, dass sie sich beim Zahorin über allfällige Diebstähle und sonstige räthselhafte Erscheinungen Raths erholen.

Der Glaube an die geheimen Kräfte der Brujos und Zahorines war und ist, wie die erwähnten Beispiele zeigen, unter den Indianern so allgemein und tief eingewurzelt, dass diese Kräfte nicht mit den gewöhnlichen, in unserer Zeit eines oberflächlichen Materialismus hierfür so beliebten Schlagwörtern der Betrügerei, Taschenspielerei und ähnlichen abgethan werden können; es muss, um mich eines banalen Ausdrucks unserer Sprache zu bedienen, etwas an der Sache sein. Dass wir bis auf den heutigen Tag nicht wissen, was und wie viel an der Sache ist, mag nach den Erzählungen des alten Gage niemand mehr wundernehmen.

Die Indianer halten es für gefährlich, davon zu reden, und behandeln daher diese Dinge und Manipulationen als Geheimniss. Es ist jedoch aus einem aufmerksamen Vergleich aller über diese schwierige Materie zugänglichen Erzählungen, welche von den christlichen Priestern zu einem wüsten Hirngespinst von Werken des Teufels verunstaltet wurden, und der wenigen von den Indianern selbst erhältlichen Berichte ersichtlich, dass es sich dabei um nichts anderes handelt als um dasjenige, was wir heutzutage als „Hypnotismus" bezeichnen würden.

In der That bin ich fest überzeugt, dass alle von den Brujos ausgeführten Handlungen auf „thierischen Magnetismus" oder „Hypnotismus" im weitesten Sinne hinauslaufen, über dessen Erscheinungen uns ja schon der alte Mesmer ein artiges Büchlein hinterlassen hat. Ihre Manipulationen sind mesmerische, deren Zweck und Wirkung ist, Sinnestäuschungen verschiedener Art in den bezauberten Individuen hervorzurufen. Diese vom Brujo erweckten Hallucinationen, zu welchen die Indianer so unendlich geneigt sind, lassen sie eingebildete Dinge nach aussen projiciren und für platte Wirklichkeit nehmen. Wenn ihnen der Ahitz mit starrem Blick und werfender Handbewegung erklärt, dass er ihnen eine Schlange in den Leib zaubert, so spüren sie die Schlange alsbald und werden nicht eher ruhig, als bis ihnen der gefürchtete Mann durch Erweckung einer andern Hallucination die Schlange abtreibt und vorweist. Auf diese Weise sehen sie ohne Zweifel den Zauberer sich in einen Puma, in einen Jaguar oder eine Schlange verwandeln und halten das Spiel ihrer erschrockenen Einbildungskraft für Wirklichkeit. Dass die indianischen Priester schon in alten, vorspanischen Zeiten den Mesmerismus allgemein übten und methodisch ausgebildet hatten, beweist aufs deutlichste jene schöne Erzählung von den Thaten Hunahpú's und Xbalanque's am Hofe von Xibalba.[1]

---

[1] Popol Vuh (éd. Brasseur), p. 177—185.

Was sie da trieben, sind magische Kunststücke von einer Vollendung, wie wir sie sonst nur bei einzelnen asiatischen Völkern zu finden gewohnt sind. Die Hallucinationen, in welche die Fürsten von Xibalba durch die beiden Magier versetzt wurden, haben mit den von unserer ungläubigen Zeit so oft verspotteten „Wundern" eine grosse Aehnlichkeit. Moses und der Magier von Nazareth waren Brujos, welche die andächtig zuhörende Menge in hallucinatorische Ekstase zu versetzen im Stande waren. Mag auch der kritische Geist der historischen Theologie die biblischen Wunder ihres alten Zaubers zu entkleiden versuchen und sie auf die nüchterne Basis alltäglicher Naturgesetze zurückführen, die Thatsache bleibt darum nicht minder bestehen, dass dergleichen Dinge zu ihrer Zeit als Wunder gesehen und geglaubt worden sind.

Wenn man sich mit gebildeten Spiritisten über diese Phänomene unterhält, so ist man erstaunt über die absolute Realität, welche diese Leute den von ihren Sinnen wahrgenommenen Erscheinungen beilegen, sowie über die Energie, mit der sie sich gegen eine Deutung derselben als blosser Hallucinationen des Gesichts, Gehörs und Geruchs verwahren. Man findet es alsdann begreiflich, dass die Angaben der Indianer nicht blos auf dem beruhen, was sie zu sehen glauben, sondern auch auf dem, was sie unter dem Einflusse mesmerischer Bezauberung wirklich sehen und zwar wol meistens, ohne dass diese zur vollkommenen Hypnose gesteigert wird.

Wie sich aber die bezaubernden Gaben des professionellen Magnetiseurs und Brujo nur graduell von den vielleicht jedem Menschen gegenüber einer gewissen Anzahl von Individuen innewohnenden unterscheiden, und wie andererseits die Leichtigkeit, der „magnetischen" Wirkung zu verfallen, ebenfalls alle Abstufungen bis zu extremster Verschiedenheit zeigt, so liegen auch zwischen der Reactionslosigkeit des

einen Individuums und dem tollhäuslerischen Spiel der Hallucinationen eines andern alle möglichen Zwischengrade. Absolut reactionslos gegen solche Einflüsse dürfte wol niemand sein. Oder ist es etwas anderes als „magnetischer" Zauber, wenn bei Aufführung einer unserer classischen Tragödien die weibliche Hälfte des Auditoriums das düstere Schicksal des tragischen Helden schluchzend beweint? Der Geist des todten Dichters und die Darstellungsgabe der Spieler sind hier die Magnetiseure, welche die Hallucination der Wirklichkeit im Publikum bewirken. Der Erfolg der Gespenstergeschichten bei Kindern und ungebildeten Leuten beruht auf derselben Grundlage. Wir haben hier kein Handbuch der angewandten Psychologie zu schreiben und können, uns kurz fassend, blos bemerken, dass der stürmische Beifall, den wir einer gewaltig ergreifenden Rede zollen, dass die Gemüthsstimmungen, in welche wir beim Anhören einer uns sympathischen Musik, beim Anblick von Gemälden, auf stürmischer See oder in den weiten Räumen eines gothischen Domes gerathen, vermuthlich die ersten unentwickelten Keime zu jenen merkwürdigen psychologischen Erscheinungen enthalten. In ihnen dürfte zudem manche Erscheinung der Völkerpsychologie und manche anscheinend sinnlose Ceremonie der verschiedensten Culte ihren wahren Urgrund haben. Eine vergleichende Geschichte der Religionen hätte auf sie in erster Linie Rücksicht zu nehmen.

DREIZEHNTES KAPITEL.

Schwieriger Haushalt in Retaluleu. — Die Fiesta de la Concepcion. — Uebersiedelung nach Antigua. — Die Helada. — Der Tabaksbau im Thal von Antigua.

So idyllisch das Leben in Retaluleu für einen Freund der Natur auch war, so entbehrte es, zumal für einen europäischen Haushalt, doch nicht mancher recht prosaischen Seiten. Der Unterhalt war nicht billiger als in der Hauptstadt selbst. So bezahlte ich, um nach Ankunft meiner Frau meine ursprüngliche primitive Behausung verlassen zu können, für ein kleines, im Innern des Ortes gelegenes Haus, 50 Pesos Miethe per Monat, und musste zudem, um mir dieses Haus zu sichern, eine ganze Jahresmiethe, also 600 Pesos vorausbezahlen. Trotzdem konnte ich dieses Haus erst mehrere Monate nach Beginn des Miethcontracts beziehen, da Pünktlichkeit und Worthalten nicht die starke Seite der Leute von Retaluleu war.

Die Verschwendung, welche die fremden Kaufleute in frühern Zeiten dort getrieben hatten, rächte sich hauptsächlich dadurch, dass ein Fremder alles theurer bezahlen musste als die Landeskinder, namentlich auch die Dienerschaft. Es trieb sich damals zwischen den verschiedenen fremden Häusern in Retaluleu ein wahrer Janhagel von Criados herum, insolente Faulenzer, welche gegen ein Minimum von Leistung

ein Maximum von Lohn beanspruchten. Wurden sie an einem Orte weggejagt, so waren sie sicher, in einem andern fremden Hause zu denselben oder bessern Bedingungen unterzukommen, und so war unter 10—14 Pesos per Monat gar nicht daran zu denken, einen brauchbaren, namentlich mit der Behandlung der Reitthiere vertrauten Diener zu bekommen. Die Obliegenheiten eines solchen „Criado“, gewöhnlich Leute von 15—25 Jahren, bestehen darin, dass derselbe, ausser der Wartung allfälliger Reitthiere, die Zimmer zu reinigen hat, die Betten machen, das Küchengeschirr aufwaschen und bei Tisch serviren muss. Nebst dem Criado gehört zum Haushalt eine Köchin, die aber ausser dem Kochen und dem Einkauf der Lebensmittel absolut nichts besorgt, dabei fabelhaft empfindlich ist und auf eine Behandlung Anspruch macht, von deren Subtilität eine europäische Hausfrau im Anfang gar keine Ahnung hat. Eine solche Köchin war für fremde Häuser an der Küste in Gestalt eines wirklichen „Individuums“, einer einheitlichen, ungetheilten Wesenheit gar nicht aufzutreiben. Vielmehr bilden diese Köchinnen ausnahmslos binäre oder trinäre Complexe, bestehend aus einer Mutter mit mindestens einem oder zwei Kindern, die ihr beständig an der Schürze hängen, im Hofe des Hauses oder der Küche allerlei Kurzweil treiben und selbstverständlich mitgefüttert werden. Die Reste der Mahlzeiten sind unbestrittenes Eigenthum der Köchin und ihre Sorge ist, dieselben nicht zu kärglich werden zu lassen. Sie ladet, da sie zu ihrem Bedauern nicht alles selbst mit ihrer Brut verschlingen kann, zu deren Mitgenuss entweder Verwandte ein oder bringt sie abends, unter dem Rebozo verborgen, ihrem „hombre“, wie sie ihn aufrichtiger-, oder „marido“ [1], wie sie ihn unaufrichtigerweise betitelt. Dass unter dem Rebozo noch

---

[1] „Hombre“ heisst allgemein „der Mann“; „marido“ ist der kirchlich angetraute Gatte.

allerhand sonst mitläuft, ist klar, und keine Controle der Hausfrau ist im Stande, diese kleinen Diebstähle zu verhindern. Ohne monatelange Vorausbezahlung des Lohnes war damals für einen Ausländer überhaupt nicht daran zu denken, Dienerschaft zu halten, wie denn auch alle Handwerker, deren man gelegentlich bedurfte, ohne Ausnahme sich das Geld oder einen Theil desselben vorausbezahlen liessen, der Schreiner „para comprar madera“, um Holz zu kaufen, der Schuhmacher, „para comprar cuero“, um Leder zu kaufen, der Schneider „para comprar la jerga.“ Auf diese Weise wird der ganze Haushalt auf eine Basis gestellt, die eine consequente Sparsamkeit nahezu illusorisch macht. Die einheimischen Bürger von Retaluleu haben von vielen dieser Schwierigkeiten gar keine Ahnung, sie vermeiden soviel wie möglich die „Criados“ und behelfen sich für ihren Haushalt mit weiblicher und zwar, wo es irgend angeht, rein indianischer Dienerschaft, die sie von ihren Pflanzungen herein ins Haus nehmen. Sie verfügen so über billige, anhängliche und brauchbare Leute, deren Erziehung für den Haushalt um so leichter ist, als die Einheimischen an dessen Betrieb nicht denselben Maassstab peinlicher Reinlichkeit legen, wie wir es thun.

Noch schlimmer aber waren die fremden, unverheiratheten Pflanzer daran. Ich habe verschiedene gekannt, die aus ihren Köchinnen ihre Queridas machten, blos um dieselben besser zu attachiren, die Verschleppungen und Diebstähle auf ein erträgliches Maass zu reduciren und nicht das beste Hemd, das letzte Taschentuch, das einzige Paar noch ganzer Strümpfe hoffnungs- und widerstandslos zu verlieren.

Um das Neujahr 1880/81 schien es mir, dass ich jetzt lange genug in Retaluleu gewesen sei. Ich beschloss daher diesen Ort zu verlassen. Der Gesundheitszustand meiner Frau und mein eigener war durch häufige Fieberanfälle

schlechter geworden, zudem schien sich ein politisches Ungewitter über Retaluleu zusammenzuziehen. Soviel ich davon hörte, hatte der Jefe político, ein dicker, ungeschlachter Ladino, sein Sultansauge auf eine junge Schöne geworfen, die aber bereits ein zartes Verhältniss mit einem stattlichen Bürgerssohne unterhielt. Wie also der Jefe auch winkte, Zuleima schwieg und zeigte sich gänzlich abgeneigt. Die Folge davon war, dass ihr Geliebter eines Tags abgefasst und in den Soldatenkittel gesteckt wurde, zusammen mit einem Rechtsgelehrten des Ortes, einem veritabeln Licenciado der juristischen Facultät von Guatemala. Die beiden mussten einige Tage lang vor den Augen der ganzen Bevölkerung am hellen Tage durch die Strassen patrouilliren. Dabei blieb es aber nicht. Wie die Sache eigentlich zusammenhing, erfuhr ich nicht, aber einst liess der Jefe einen angesehenen Bürger von Retaluleu, Namens Manuel de la Cerda, mitten in der Nacht gefangen nehmen, unter dem Vorwande, dass er gegen die bestehende Regierung complottire. Sowol von seiten des Jefe als von den Verwandten des de la Cerda wurde über diese Vorfälle an den Präsidenten berichtet, der den Verhafteten, nachdem er auf dem offenen Platze von Retaluleu seiner militärischen Würde als Coronel entkleidet worden war, zur Untersuchung nach Guatemala kommen liess. De la Cerda legte, unter militärischer Escorte, wie ein gemeiner Verbrecher den Weg nach der Hauptstadt zu Fuss zurück. Nachdem er einige Zeit in der Penitenciaría mit blossen Füssen Lehmziegel getreten hatte, starb er im besten Mannesalter. Seine Freunde versicherten mir, er sei, wie viele vor ihm, in der Penitenciaría zu Tode gepeitscht worden, und ich habe nicht den mindesten Grund, an der Wahrheit dieser Angabe zu zweifeln. Damit begann eine harte Zeit für die Bürger von Retaluleu. Eine ganze Reihe der ersten unter ihnen flüchteten sich nach Soconusco hinüber, wo sie natürlich nicht unthätig blieben, sondern auf Rache für ihre

todten oder gefangenen Verwandten, ihr confiscirtes Eigenthum, ihre verwilderten Pflanzungen bedacht waren. Da Barrios nach dem Dynamitattentat des Jahres 1884 sechzig Bürger der Departements Retaluleu und Quezaltenango erschiessen liess, scheint es, dass jene einst so friedliche und friedliebende Ortschaft seit jenen ersten Vorfällen mit Manuel de la Cerda immer mehr in eine activ-revolutionäre Bahn hineingezogen wurde. Von alledem waren, als ich Retaluleu verliess, blos die allerersten fernen Anzeichen sichtbar.

Kurz vor meiner Abreise von Retaluleu machte ich daselbst die dritte Fiesta der Concepcion mit. Schon lange zuvor hatte auf Befehl der Ortsobrigkeit jeder Indianer von San Sebastian, der ins Dorf kam, täglich ein paar Knüppel mitbringen müssen, vermittelst deren ein Theil der Plaza eingezäunt wurde zum Zwecke der Stiergefechte, welche bei diesem Anlass statthaben sollten. Ein anderer Theil der Plaza war mit improvisirten Hütten bedeckt, welche mit ihrer dichten Bedachung aus frischen Platanilloblättern allerliebst aussahen. In diesen Lauberhütten (Chinamas) waren Verkaufsläden aller Art eingerichtet und die zahlreichen Besucher des Festes, theils Indianer, theils Ladinos, boten in in ihren bunten Trachten ein äusserst lebendiges Bild.

Den Glanzpunkt der Fiesta bildete jedoch die Corrida de toros, das Stiergefecht. Von den reichen Familien der Plaza waren, wo es nöthig war, Tribünen errichtet worden, von denen herab man, erhaben über die buntwogende Menge, das Schauspiel mit Musse und Bequemlichkeit betrachten konnte. Die Stiergefechte boten nichts Besonderes, sie glichen allen übrigen im Lande üblichen. Die arbeitenden Thiere waren Novillos, junge Stiere, die theilweise mit grosser Zaghaftigkeit sich ihrer Aufgabe entledigten. Eins der Thiere hatte in einem unbewachten Augenblick seine Hörner unter die improvisirte Hecke gebracht und dieselbe mit seinem

starken Nacken so weit emporgehoben, dass es durch die entstandene Lücke durchkriechen und durch den Camino de Champerico entkommen konnte. Man liess es laufen, da in der Feststimmung niemand Lust hatte, den Vaquero zu spielen.

Das Heiterste war jederzeit das Reiten auf den Stieren. Einem jungen Bullen wurde eine Riata um den Leib festgebunden, ein stark angeheiterter Indianer setzte sich rittlings auf den Rücken des Thieres und hielt sich an dem Lederstrick fest. Ein anderer setzte sich rücklings dem Thiere auf den Hals und klammerte sich ebenfalls nach Kräften an die Riata. Hierauf wurde der Novillo, der bis zur guten Fixirung der beiden Reiter gebunden und festgehalten war, losgelassen. Wie ein junger Hund sprang das Thier nun mit allen vier Beinen zugleich in die Luft und verschlenkerte Kopf und Hinterhand mit der Gelenkigkeit eines Kautschukmanns. Es dauerte in der Regel nicht lange, so wurde der Nackenreiter in kräftigem Bogen von seinem schmalen Sitze herabgeworfen. Der auf dem Rücken des Bullen Postirte hielt sich länger, aber in der Regel erlahmten auch ihm die Finger und er flog mit der Eleganz eines Sackes zur Erde. Einer der Reiter wurde zum frenetischen Gaudium der Zuschauer vom wild capriolenden Bullen in das geräumige Becken des öffentlichen Brunnens geworfen, aus dem er triefendnass wieder zum Vorschein kam. Uebrigens soll ein derartiges Reiten, wie mir Don Manuel Quiñones erzählte, kein leichtes Unterfangen sein. Er hatte sich einst in seiner Jugend mit ein paar Freunden auf den Savannen von Ocos damit belustigt; von der gewaltigen Anstrengung der Arme und Hände seien ihm dieselben aber während einiger Tage so erlahmt, dass er sie vor Schmerz nicht zum Munde bringen konnte, sondern sich füttern lassen musste, wie ein kleines Kind.

Das Stiergefecht von Retaluleu lieferte einige Verwundete ins Spital: ein Schlüsselbeinbruch, ein aufgeschlitzter

Oberschenkel und ein zerfetztes Scrotum waren die chirurgischen Resultate dieser Corrida.

Die zum Stiergefecht benutzten Stiere werden bald geschlachtet. Es bemächtigt sich nämlich der Thiere ein merkwürdiger psychischer Zustand, der als Melancholie mit Verfolgungswahn zu bezeichnen ist. Die durch die Corrida hervorgebrachte Gemüthserschütterung ist so gross, dass die Thiere nicht mehr auf den Potreros zu halten sind. Sie brechen aus, in die Wälder hinein, und laufen ohne Unterlass so weit sie können, bis Müdigkeit sie zwingt, einzuhalten. Sie legen sich im Dickicht nieder und sterben einen elenden Tod des Verdurstens, wenn es den Vaqueros nicht gelingt, sie aufzufinden.

Bevor ich von Retaluleu abreiste, verkaufte ich den grössten Theil meines Hausrathes. Die Käufer machten, weil sie dachten, dass ich verkaufen müsse um wegzukommen, so geringe Angebote, dass ich ihnen erklärte, eher würde ich mein Mobiliar in den Patio stellen und anzünden, als es zu solchen Preisen zu veräussern. Das half und die Preise wurden besser, immerhin erreichten sie kaum die Hälfte der Ankaufspreise.

Wenig Freude erlebte ich beim Einpacken meiner Naturaliensammlungen. In die grosse, im Magazin stehende Holzkiste, welche meinen Stolz, die Conchyliensammlung, enthielt, wo Stück für Stück in Papier gewickelt lag, hatte vom Boden her eine Termitenschar sich heimlich durchgenagt, fröhlich meine netten Packetchen mit ihren Excrementen zusammengeklebt und regelrechte Gänge in allen Richtungen durch den ganzen Haufen gezogen. Ich fand meine Schneckensammlung in eine zusammenhängende Breccie verbacken, die nur schwer in Stücke zu theilen war, ohne Gefahr zu laufen, sie zu ruiniren. Bis auf den heutigen Tag habe ich noch nicht Zeit gefunden, alle meine Conchylien von dem fest anklebenden Termitenkoth zu reinigen. Was ich an Rep-

tilien, Fledermäusen und grössern Crustaceen besass, verpackte ich in eine Blechkiste. In Leinwand gewickelt, lag alles dicht aufeinandergepackt, und ich goss den, wie ich glaubte, hinlänglichen Inhalt von sechs Flaschen Spiritus, den ich à 1 Peso die Flasche in einer deutschen Tienda gekauft hatte, hinein. Allein der Spiritus verschwand, als rönne er unten wieder aus, und ebenso sechs weitere Flaschen; es war, als ob nicht todte Reptilien, sondern ein lebendiger Indianer in seiner schlimmsten Sauftemporada in der Kiste verborgen läge. Nachdem ich jedoch dem todten Gethier für 50 Mark Alkohol gespendet hatte, schien es mir genug, ich löthete die Kiste zu und schickte sie nach Europa, wo sie in gutem Zustande ankam.

Ich reiste in Begleitung meiner Frau in den ersten Tagen des Januar 1881 von Retaluleu ab und ging über Champerico, San José und Escuintla nach der Stadt Antigua. So kurz die Distanz zwischen Retaluleu und Antigua, in der Luftlinie gemessen, auch wäre, nämlich 30 Leguas, so brauchten wir doch sieben Tage, um dahin zu gelangen, da wir, des Steamers harrend, drei Tage in Champerico und einen weitern Tag in San José liegen bleiben mussten.

Wenige Wochen, nachdem wir in Antigua wohnten, wurde diese schon so oft heimgesuchte Stadt von einem neuen Unglück befallen. In einer einzigen kalten Februarnacht nämlich gingen fast sämmtliche Kaffeepflanzungen des weiten Thales durch Erfrieren zu Grunde. Auf weite Strecken hin hatte der Frost (helada) alles Laub der Kaffeebäume sowie die jüngern Zweige, an jungen Bäumen sogar die Stämme bis in die Wurzeln hinab, ertödtet. Die Sonnenhitze des folgenden Tages röstete die Blätter braun und so boten die betroffenen Pflanzungen, die sonst im vollen Schmuck ihres dunkelgrünglänzenden Laubes eine Zierde des Thales gewesen waren, einen erbärmlichen Anblick dar. Die Hauptcultur von Antigua, welches seit dem Sinken der Cochenillepreise ohnehin

stark verarmt war, blieb neuerdings auf Jahre hinaus fast vernichtet, wenn auch der erlittene Verlust nicht ganz so bedeutend sein mochte, wie anfangs im ersten Schrecken angenommen wurde, wo man ihn auf mindestens 6 Millionen Pesos bezifferte. Wie niedrig die Temperatur in der Unglücksnacht gewesen war, weiss niemand. Es sind nachmals in den Zeitungen viele Theorien über die Ursachen dieses Frostes aufgestellt und Mittel zum Schutz gegen Wiederholungen desselben aufgestellt worden. So viel ist sicher, dass der Frost stellenweise sehr capriciös auftrat, indem da und dort eine kleine Ecke einer Pflanzung verschont blieb, während der Rest erfror. Sicher ist ferner, dass der Kaffee in der 1546 m ü. M. gelegenen Thalsohle von Antigua sich schon nahe seiner obern Vegetationsgrenze befindet und dass die Wiederholung einer solchen Calamität immerhin möglich ist. Die unmittelbare Wirkung der Helada war eine starke Entwerthung des Grundeigenthums. Während die Manzana[1] Kaffeeland vor der Frostnacht durchschnittlich 1000 Pesos werth war, sank der Preis nachher sofort bis auf 300 Pesos.

Der durchschnittliche Jahresertrag an Kaffee im Thale von Antigua belief sich nach den officiellen Daten, die ein einheimischer Pflanzer mir freundlicherweise verschaffte, auf 24000 Quintales. Im Jahr der Helada erwartete man 30000 Quintales, welche mit einem Durchschnittspreis von 10 Pesos per Quintal einen Werth von 300000 Pesos repräsentirten. Um den infolge der Helada entstandenen und für die Verhältnisse von Antigua riesigen Ausfall an dieser Summe während der folgenden drei oder vier Jahre, welche die Pflanzungen brauchten, um sich zu erholen, einigermaassen zu decken, verlegten sich die Bewohner des Thales und die Kapitalisten der Hauptstadt, welche Geld in den Pflanzungen von Antigua stecken hatten, ziemlich allgemein auf die Anpflanzung von Tabak.

[1] Etwa der sechzigste Theil einer Caballería.

Sie pflanzten die Tabaksstauden (matas)[1] reihenweise zwischen die Anlagen der Kaffeebäume, die sie, soweit sie erfroren waren, oft bis nahe an die Erde gekappt hatten. Man hoffte das Unmögliche von der neuen Cultur, um so mehr, als die Regierung den geschädigten Pflanzern eine Menge schöner Dinge und Vergünstigungen versprach, unter anderm einen Zuschlag von 1 Cuartillo pro Pfund Tabak über die in andern Gegenden gezahlte Taxe. Der Präsident Barrios war selbst da gewesen, um die Verwüstungen anzusehen und die Antigueños seiner besondern Huld zu versichern.

Als jedoch die Zeit der ersten Ernte herankam, stellten sich verschiedene Nachtheile der neuen Cultur heraus. Erstlich einmal hatte die Tabakspflanze, die überdies den Boden stark erschöpft, im Thal von Antigua weit mehr als in andern Gegenden von Raupen zu leiden, welche die Blätter verdarben und die Qualität des Productes schädigten. Die Kosten, welche das Ablesen und Tödten der Raupen verursachte, waren derart, dass ein guter Theil der auf die neue Cultur gesetzten Hoffnungen schon dadurch illusorisch wurde. Es kamen sodann die sehnlichst erwarteten Leute, welche von der Regierung zur Abschätzung des Tabaks angestellt waren, die sogenannten „Calificadores". Diese qualificirten nun, ob gerechter- oder ungerechterweise weiss ich nicht, den Tabak von Antigua fast ausnahmslos als zweiter, schlechterer Klasse, während die Pflanzer ihn für die beste, erste Klasse gehalten hatten, sodass dadurch der von der Regierung zu zahlende Preis, trotz des Grossmuths-Cuartillo, bedenklich herabgedrückt wurde. So repräsentirten denn die 3083 Quintales Tabak des Jahres 1882 blos einen Werth von 41394 Pesos. Wirkliche oder scheinbare Defraudationen wurden unnachsichtlich und hart bestraft. Und als endlich

[1] „Mata" heisst jedes einzelne Exemplar von kraut- oder strauchartigen Pflanzen.

der Tabak an die Regierung abgeliefert war, kostete es die geldbedürftigen Pflanzer die unglaublichste Mühe, nach vielen Monaten das Geld zu bekommen, welches ihnen die Regierung schuldete. Die Regierung ihrerseits klagte, dass sie sich in ihren Erwartungen getäuscht habe, indem die Kosten für die Verarbeitung des Tabaks und für die Sachverständigen, welche man aus Jamaica hatte kommen lassen und die fast zwei Jahre lang in den verschiedenen Regierungsfactoreien arbeiteten, um Landeskinder in der Behandlung des Tabaks zu unterrichten, die Voranschläge erheblich überstiegen. Infolge dieser schlechten Erfahrungen hat die Regierung mit Decret vom 5. December 1882 die Cultur des Tabaks freigegeben und vom 1. Juli 1883 an auch die Verarbeitung und den Verkauf frei erklärt.

Von der Stadt Antigua ist wenig zu sagen, sie ist die trübseligste Stadt, die ich in Guatemala gesehen habe, trotz ihrer vielfach hübschen Umgebung. Es ist, als ob das Erdbeben sie nicht schon vor mehr als hundert Jahren, sondern erst vor kurzem zerstört hätte und als ob die Erinnerung an dieses trübe Ereigniss heute noch schwer auf den Gemüthern der Bewohner laste. Mit Ausnahme der Plaza, wo die Indianer alltäglich ihre Producte verkaufen, und der „Calle real" (Hauptstrasse), wo sich die Tiendas befinden, ist fast kein Leben zu sehen und es ist nicht nur möglich, sondern sogar häufig möglich, durch die ganze Länge einer Strasse zu blicken, ohne einen Menschen zu sehen. Gelangweilte Hunde bilden alsdann das einzige Publikum,

> Sie flehn unterthänig:
> Gib uns einen Fusstritt, o Fremdling, das wird
> Vielleicht uns zerstreuen ein wenig. (Heine).

Die wenigen wohlhabenden Familien, die in den jetzt billig gewordenen guten und geräumigen Häusern aus der Cochenillezeit wohnen, haben ihre socialen Instincte verloren. Wenn sie nicht mit der Hauptstadt in Verkehr stehen, dort

Besuche machen oder von dort Besuch empfangen, so leben sie zurückgezogen hinter den Rejas ihrer ernsten Häuser und sind höchstens am Sonntag Nachmittag auf der „Alameda“ zu sehen. Es gibt zwei Alamedas, von denen jedoch nur die eine noch besucht ist. Diese Alamedas sind schnurgerade Alleen aus Amate-Bäumen, einer kleinfrüchtigen *Ficus*-Art. Hat eine der Niñas ein Gebrechen, ein acutes oder chronisches Leiden, so pflegt sie auch wol am Vormittag die Baños (Bäder) von Medina zu besuchen, die eine halbe Stunde von Antigua gegen Südwesten liegen und lediglich aus einem schweflig-stinkenden Wässerlein bestehen, welches aber nach der allgemeinen Ansicht der Niñas schon manche medicinische Wunderthat verübt hat. Trotz ihrer hygienischen Schrullen jedoch, denen ja manche europäische an die Seite zu setzen wären, gibt es unter den einheimischen Bewohnern von Antigua eine Anzahl sehr respectable und liebenswürdige Leute.

VIERZEHNTES KAPITEL.

Besteigung des Volcan de Fuego.

Unter den Ausflügen, zu welchen der Aufenthalt in Antigua Gelegenheit bietet, gehören die Besteigungen der nahen Vulkane Agua und Fuego zu den bemerkenswerthesten. Von beiden ist der Volcan de Fuego der interessantere, weil schwieriger zu besteigende und weniger häufig besuchte Berg, weshalb ich nur meine Besteigung dieses Vulkans schildern will.

In den ersten Tagen des Januar 1882 besuchte mich ein junger Engländer, Herr Maudslay, der zu seinem Vergnügen, speciell in der Absicht, photographische Ansichten von den Alterthümern und pittoresken Punkten Guatemalas zu nehmen, das Land bereiste. Wir verabredeten eine gemeinsame Tour nach dem Volcan de Fuego, über dessen bisherige Besteigungen viel sagenhafte Gerüchte bei der Bevölkerung von Antigua circulirten. Die allgemeine Ansicht der Einwohner ging dahin, dass es rein unmöglich sei, den Krater zu erreichen und in der That war im vergangenen Jahre eine Expedition unverrichteter Sache zurückgekommen. Ein junger Oesterreicher, der dieselbe angeführt hatte, erzählte, ohne Gletscherseil und Spitzhaue wäre an ein Erklimmen der obersten Spitze gar nicht zu denken. Da ich diesen

Mann persönlich kannte, musste ich unwillkürlich an die lustigen wiener Bergsteiger denken, welche, mit kurzer Kniehose und Lodenjacke bergmässig angethan, den Gemsbart nebst Stosshahnfeder verwegen auf dem Filzhut, zu Pfingsten nach dem Semmering hinunterfahren, um den Schneeberg zu besteigen. Vor wenigen Wochen hatte ein Franzose, der sich als „Voyageur français“ beruflich bezeichnete und zu jener Zeit in der Hauptstadt Guatemala mit Stundengeben in Arithmetik und französischer Sprache sich befasste, eine Besteigung versucht und hierüber im „Diario de Centro-América“ eine Beschreibung geliefert. Er war ebenfalls ohne Erfolg zurückgekommen, trotzdem er die ganze erste Colonne seines Artikels darauf verwendet hatte, seine Gewohnheiten als Reisender im allgemeinen und seine körperlichen Eigenschaften als Bergsteiger im speciellen in ein deutliches Licht zu setzen. Ich muss gestehen, dass wir durch diese historischen Nachrichten, denen diejenigen früherer, wirklich vollendeter Besteigungen blos sagenhaft gegenüberstanden, etwas kleinlaut wurden. In grosser Stille betrieben wir daher die Anstalten zur Abreise.

Ein Haupterforderniss für das Gelingen unserer Expedition war ein Befehl des Departementsoberhauptes, des sogenannten Jefe político, an die Alcalden von Alotenango, einem kleinen Indianerdorfe am Fuss des Fuego, wonach uns diese Wächter der öffentlichen Ordnung die nöthige Anzahl indianischer Träger zu stellen hatten. Ich suchte daher den Jefe político, Herrn Eduardo Quiñones, mit welchem ich gut bekannt war, in seiner Wohnung auf, theilte ihm unser Vorhaben mit und bat ihn um den bewussten Brief. Herr Eduardo Quiñones gehört dem häufigen Typus eines gebildeten Ladino an, er ist Advocat, hat als solcher eine für die Hülfsmittel des Landes gut zu nennende Erziehung genossen und ist nun mit einer grossen Anzahl gleichgearteter Landsleute zu dem glücklichen Wahne gediehen, dass er wenig oder nichts mehr zu lernen habe. Er

ist Sanguiniker, Optimist, verhält sich gern docirend und spielt, namentlich im Umgang mit Ausländern, gern den Freigeist und Aufgeklärten. In der Unterhaltung, deren Kosten er meistens allein trägt, wirft er mit grösster Genugthuung mit den beliebten Schlagwörtern Civilisation, Fortschritt, Wissenschaft und Aehnlichem um sich. Seine Kleidung ist durchaus europäisch, seine Manieren entbehren nicht einer gewissen weltmännischen Gewandtheit, die den Verkehr mit ihm wie mit vielen Einheimischen der bessern Stände leicht und angenehm macht.

Herr Eduardo Quiñones also, der den Fuego zwar nicht selbst bestiegen hatte, aber durch die Nachrichten früherer Besteiger sich über den Berg hinlänglich orientirt glaubte, hielt mir, unterstützt von seiner Gattin, einen kleinen Extempore-Vortrag über das Besteigen dortiger Berge und über die hierbei für zwei Reisende zweckmässig zu treffende Arbeitstheilung. Bezüglich derselben fand es Herr Quiñones am zweckmässigsten, dass Herr Maudslay die photographischen Aufnahmen sowie die barometrischen Höhenmessungen, die Thermometrie nebst der Bestimmung der Luftfeuchtigkeit übernähme, während mir zukam, von der Flora des Berges, medicinisch wichtigen Pflanzen, Nutzhölzern etc. Notiz zu nehmen, ferner der höchst interessanten Thierwelt der Wälder am Fuego meine Aufmerksamkeit zu schenken und gleichzeitig die geologische Structur des Berges zu ergründen. Alle diese zu lösenden Aufgaben wurden mir mit clownhafter Volubilität entwickelt und brachten mir den Ausspruch eines alten Weisen, dass ein Esel in einer halben Stunde mehr fragen als ein vernünftiger Mensch in einer Woche beantworten kann, in lebhafteste Erinnerung. Ich hielt es indessen nicht für angezeigt, Herrn Quiñones darauf aufmerksam zu machen, dass wir keineswegs beabsichtigten, eine meteorologische Station auf dem Fuego zu errichten oder eine „Mission scientifique“ in Scene zu setzen, sondern dass wir nur als simple Touristen

eine Bergtour zu machen gedächten, denn sonst hätten wir unsern Credit als Reisende gänzlich eingebüsst. Nachdem uns noch zuguterletzt das selbstverständliche Mitnehmen von Trinkwasser, Decken etc. lebhaft ans Herz gelegt worden war, versprach mir Herr Quiñones die gewünschte Ordre für die Alcalden und somit nahm ich, vielfach belehrt, Abschied von dem wohlmeinenden Manne.

Da man in Guatemala weiss, dass es in andern von der Natur mehr begünstigten Ländern edle Metalle in reicher Fülle gibt, so ist es in den ungebildeten und gebildeten Kreisen der dortigen Gesellschaft ein Gegenstand geheimer Hoffnung, dass noch einmal irgendwo im Lande reiche Minen entdeckt würden, und hierfür sind speciell die Vulkane in Aussicht genommen. Wir lachen jetzt über die naive Habgier der spanischen Eroberer, die einmal unter Anführung eines golddurstigen Mönchs einen noch thätigen Vulkan Mittelamerikas bestiegen und an eiserner Kette einen Kessel in den Krater hinunterliessen, den sie mit unendlicher Mühe hinaufgeschleppt hatten. Aus ihrer Hoffnung, das flüssige Edelmetall auf diese Weise ausschöpfen zu können, wurde begreiflicherweise nichts, die Kette schmolz ab und blieb mit dem Kessel vermuthlich das einzige Metall, das jemals in diesem Krater brodelte. Dass es aber in Guatemala noch Leute gibt, die sich in dieser Hinsicht etwas vom Krater des Fuego versprechen, habe ich selbst zu meinem Erstaunen erfahren.

Der Brief des Jefe político wurde mir übrigens erst unmittelbar bevor wir von Antigua wegritten zugestellt, nachdem ich seinetwegen noch zwei vergebliche Gänge gethan und schon entschlossen war, schlimmstenfalls ohne denselben mein Heil zu versuchen. Nirgends mehr als in Guatemala wird das „chi va piano, va sano“ beobachtet.

Wir hatten am Vormittag des 6. Januar unsere Zurüstungen beendigt und ritten nachmittags von Antigua weg auf der Landstrasse, die nach Escuintla führt, südwärts

nach dem Dörfchen Alotenango, welches in der breiten Einsenkung zwischen den Vulkanen Agua und Fuego unweit vom Rande des Hochthales, da, wo dieses gegen das Küstentiefland abfällt, gelegen ist. Der Weg führt durch Ciudad vieja, jetzt ein unbedeutendes Dorf, halb versteckt in einem Haine von Aguacate-, Jocote- und Orangenbäumen. Da und dort ragt der mächtige Blütenstrauss der „Flor de Isote“ (*Jucca gloriosa*) aus den Chichicaste-Hecken auf, welche die Sitios umzäunen. Ciudad vieja ist in der Geschichte des Landes berühmt als die erste Stadt, welche die Spanier in der ersten Zeit nach der Eroberung Guatemalas (1524) gegründet und mit dem stolzen Namen „Santiago de los Caballeros“ belegt hatten. Nach wechselvollen innern Schicksalen wurde die junge Stadt in der Nacht des 11. Sept. 1541 gänzlich zerstört, indem heftige, vom Volcan de Fuego ausgehende Erdbeben sich zu den Wildwassern, welche ein mehrtägiger Temporal vom Volcan de Agua herunterbrachte, hinzugesellten und das von der Ueberschwemmung begonnene Zerstörungswerk vollendeten.

Unterwegs trafen wir eine Abtheilung von Indianern, die auf Befehl unsers rührigen Jefe político sich mit „Compostura de caminos“, Wegeverbesserung, befassten. Dieser Process ist hierzulande etwas eigenthümlicher Natur. Von Macadamisirung der Strassen oder dergleichen ist nicht die Rede, daher wird das meist lockere Erdreich derselben während der Regenzeit furchtbar aufgeweicht und ausgewaschen. Die dadurch entstehenden Kothlöcher erreichen eine halsbrechende Tiefe. Während der Regenzeit ist an diesem Thatbestand wenig zu ändern; sobald aber die Trockenzeit eingetreten ist, geschieht von seiten der Behörden hier und da einiges. Der Koth wird aus den Löchern herausgearbeitet und diese mit ein paar Steinen und trockener Erde ausgefüllt; ganz tiefe Löcher erhalten die Wohlthat einiger hineingelegter Knüppel, auf welche das übrige Material geschüttet wird. Den über-

tünchten Gräbern der Heiligen Schrift nicht unähnlich, zeigen die auf diese Weise componirten Strassen eine Zeit lang ein ganz biederes Aeussere. Nach und nach aber verwandelt sich das eingeschüttete Material in einen fürchterlichen Staub, den der um diese Zeit über die Hochthäler hinfegende Norte in lustigen Wirbeln und Staubhosen entführt, welche die Ochsenkarren- und Maulthierzüge oft bis zur gänzlichen Unsichtbarkeit einhüllen. Die ersten Regengüsse der nächsten nassen Jahreszeit reichen in der Regel hin, die letzten Spuren der letztjährigen Compostura wieder wegzuwaschen und die Strassen in dem alten verlotterten Zustand dem reisenden Publikum zu übergeben. Mit rührender Ausdauer wird nach Verfluss der Regenzeit das entschwommene Erdreich neuerdings gesammelt, wieder sorglich in die Löcher eingefüllt u. s. w., wahrscheinlich in infinitum.

Eins der schwersten Hindernisse für die wirthschaftliche Entwickelung des Binnenlandes von Guatemala bilden die schwierigen Wegeverhältnisse. Die Bevölkerung, welche seit der Eroberung auf die leichtsinnigste und unverantwortlichste Weise reducirt wurde, ist viel zu dünn, um die Kosten guter Wegeanlagen und deren Unterhaltung ertragen zu können. So bleibt eben für viele Producte der Markt ein eng eingeschränkter und werden sie dadurch fast werthlos. Fahrstrassen gibt es sehr wenige und da das Ueberbrücken von Schlünden und Barrancas für den gegenwärtigen Verkehr und die spärliche Bevölkerung zu kostspielig wäre, so bleibt nichts übrig, als die oft schmalen aber tiefen Terraineinschnitte in endlosen Zickzackwindungen zu umgehen. Es wäre aber ungerecht, die jetzige Regierung für den gegenwärtigen schlechten Zustand der Wegeverhältnisse ohne weiteres und ausschliesslich verantwortlich machen zu wollen; und etwas geschieht immerhin zur Verbesserung der Wege, allerdings nicht im Verhältnisse zu der vom Staate bezogenen Wegesteuer. Diese Steuer (contribucion de caminos) beträgt jährlich 9

Reales für jeden männlichen Einwohner, gleichviel ob Fremder oder Landeskind. Diejenigen Leute, welche diese Taxe nicht zahlen wollen, also vor allem ein grosser Theil der Indianer, müssen persönlich an den Strassen arbeiten. Misbräuche gegenüber den Indianern sind bei dieser Gelegenheit sehr häufig. Denn oft genug ziehen es diese vor, die Steuer zu zahlen und sich damit von der Frohne zu befreien. Die Quittung darüber wird ihnen aber oft vorenthalten oder wieder weggenommen und zerrissen, um sie doch zur Arbeit pressen zu können. Auf diese Weise verfügt der Staat über billige Arbeiter für die Compostura de caminos und es dürfte als ziemlich sicher anzusehen sein, dass er die 34839 Pesos, die er z. B. im Jahre 1882 für Contribucion de caminos bezog, nicht wieder für die Wegeverbesserung ausgegeben hat.

Wir trabten also unter Aufrührung gewaltigen Staubes im glühenden Brande der Sonne, die wir unglücklicherweise gerade im Gesicht hatten, unsere Strasse dahin. In ein paar Stunden waren wir im Dörfchen Alotenango angelangt und machten beim Cabildo halt. Ich fragte den ersten besten Indianer, der blos mit einem weissen rothcarrirten, bis auf die Knie reichenden und um die Hüften gegürteten Hemde angethan war, nach dem Alcalde, da ich einen Brief vom Herrn Jefe político für ihn hätte. „Si, estoy" (ich bin da) sprach der Mann mit ziemlich kläglichem Tone: er war also selbst der Alcalde und offenbar nicht sehr entzückt von meinem Brief, da derartige Correspondenzen des Departamentsoberhauptes an die Alcalden meist nur irgendeine Plackerei der letztern zum Zwecke haben. Unschlüssig drehte der Indianer den Brief in seinen Händen, bis ich ihm rieth, denselben an den Secretario abzugeben. Diese Stütze der Ortsbehörde erschien denn auch nach einiger Zeit in der Person eines ältern Ladino, der auch als Schullehrer von Alotenango fungirte. Er setzte bedächtig seine Presbyopenbrille auf, begab sich in gehörige Beleuchtung und Positur und las dem demüthig

zuhörenden Alcalde den Inhalt des Briefes vor, dass also mein Begleiter und ich den Volcan de Fuego zu exploriren wünschten und dass der Alcalde sich daher veranlasst sehen möchte, uns jede in seiner Macht stehende Hülfe zu leisten, durch Lieferung der nöthigen Träger, von Futter für unsere Thiere, Nachtquartier etc. Es wurde demgemäss der beste Kenner des Fuego herbeigeholt, ein Indianer mittlern Alters, hässlich, schielend, gebranntem Wasser augenscheinlich mehr als ungebranntem zugethan. Mit ihm unterhandelte ich für weitere sechs Leute, die unser Gepäck, Photographieapparat etc. zu tragen hatten. Dieselben waren denn auch dank unserm Brief in fabelhaft kurzer Zeit beisammen, lauter junge Leute von 16—25 Jahren, deren hagere Beine mir, offen gestanden, in Ansehung der Steilheit des Berges nur mittelmässiges Vertrauen einflössten. Die Expedition wurde vorläufig auf zwei Tage berechnet und für jeden der sieben Leute zu drei Pesos abgemacht. Der Führer, Eusebio Sul, trug ausser seinen Privateffecten, bestehend aus der Wasserkalebasse, der „Chamarra“ (eine aus grobem Wollzeug gefertigte Reisedecke), dem Machete und einem Schock Tortillas keine weitere Last. Jeder Mann erhielt $^1/_2$ Peso Abschlagszahlung und für alle wurde für $^1/_2$ Peso Aguardiente „para el frio“, gegen die Kälte, wie sie meinten, angeschafft, dann trennten wir uns; die Indianer kehrten in ihre Ranchos zurück, um die nöthigen Tortillas bereiten zu lassen, und wir bezogen unser Nachtquartier im neuen Cabildo. Der uns angewiesene Raum war offenbar noch wenig gebraucht, er war durchaus rein und frei von Ungeziefer, geräumig; ein Bündel Brennholz und eine Bank bildeten das einzige vorhandene Mobiliar. Herr Maudslay richtete mit Hülfe seines Arriero ein äusserst bequemes und zweckmässiges Feldbett her; ich, der ich für die kurze Reise weniger luxuriös ausgestattet war, bettete mich am Boden, der allerdings eine harte, aber doch noch bessere Schlafstelle bot als die Marterröste, die unter

dem Namen Bett in den landesüblichen Hoteles die Gebeine der müden Reisenden rädern.

Bevor die Sonne unterging, hatten wir Gelegenheit, von dem Corredor unsers Cabildo aus mit dem Fernglas die Details der morgen zu erklimmenden Partien zu studiren. Vor uns, gegen Westen, stieg fast unmittelbar die gewaltige Masse des Doppelvulkans auf, dessen eine Spitze, die südliche, von dem scharfen, kahlen Pik des Fuego gebildet wird, während nördlich von demselben und durch eine breite Einsattelung in etwa 3600 m Höhe von ihm getrennt, der nunmehr erloschene Acatenango mit seinem breit abgestutzten Gipfel liegt. Von der fast beständig rauchenden Spitze des Fuego herunter erstrecken sich gewaltige Schutt- und Geröllfelder zungenförmig in jähem Abfall bis tief in die Waldregion herab. Des Ausgangs unserer Expedition noch keineswegs sicher, schauten wir lange in die dunkeln Wälder hinüber, welche den ersten Theil unserer Route verhüllten, bis uns die Nachtkühle ins Cabildo zurücktrieb. Ein unerwarteter Wechselfieberanfall raubte mir schlechterdings die Nachtruhe und reducirte meine Kräfte unter das gewöhnliche Maass, sodass mir die Anstrengung der beiden folgenden Tage saurer wurde, als es sonst wol der Fall gewesen wäre.

Lange vor Sonnenaufgang erhoben wir uns, machten unser Gepäck zurecht und sattelten die Reitthiere, um bei Ankunft der Träger bereit zu sein. Diese Biedermänner liessen aber mit der ihrer Rasse innewohnenden Gemächlichkeit geraume Zeit auf sich warten, und als sie endlich bei Aufgang der Sonne erschienen, dauerte es wiederum eine gute Weile, bis sie sich über das Vertheilen der Lasten geeinigt und die verschiedenen, ihnen theilweise neuen Gegenstände gehörig betastet, beguckt und belacht hatten, wobei sie in den rauhen Gutturalklängen ihrer Sprache Witze rissen, die aber jedenfalls harmloser und weniger incisiv waren als diejenigen ihrer Collegen, der Bergführer und Dienstmänner bei uns, zu sein pflegen.

Endlich war jeder bepackt und hatte seine Last an dem ledernen Stirnband über den Rücken hängen. Mit einem „Vámonos, patron" begann der Führer Eusebio mit seinen hagern Beinen, das Machete im linken Arm und den „Puro" (Cigarre) im Munde, mächtig voranzuschreiten, wir beiden Reisenden auf Maulthieren hinter ihm und zuletzt die Lastträger in dem bekannten indianischen Gänsemarsch, der uns seinerzeit in den Cooper'schen Romanen als „Indian file" so geheimnissvoll anmuthete.

Der schmale Fussweg führt ungefähr eine Stunde lang durch sanft geneigtes, mit lichtem Walde bestandenes Land, dessen grössere Bäume mit mehrern Arten von Orchideen und sehr zahlreichen Bromelien bewachsen sind. Durch seinen Reichthum an lichtgrünen Büschen und Bäumen ist dieses Wegstück sehr schön. Abgesehen von der Fremdartigkeit der Pflanzenformen, könnte man wähnen durch einen europäischen Wald im ersten Frühlingsgrün zu reiten. Grosse Eichen mit lebhaft grünen, zahnrandigen Blättern ersetzen die heimischen Buchen. In diesem Walde ist auch jene merkwürdige Misbildung der Baumäste häufig, welche man als „Flor de palo" (Holzblume) bezeichnet. Es sind eigenthümliche blattförmig sich ausbreitende Wucherungen der Holzsubstanz, welche einer mistelartigen Schmarotzerpflanze (*Loranthus*) zum Aufenthalte dient. Die Wurzeln des Schmarotzers verursachen tiefe Rinnen in der Holzwucherung, wodurch diese eine merkwürdig regelmässige Gestalt, ähnlich einer Berner-Oberländer Holzschnitzerei, erhält.

Leider hatte dieser schöne Ritt bald sein Ende erreicht. Eusebio Sul erklärte, dass die Maulthiere jetzt mit dem Arriero zurückkehren müssten, da der Weg steiler und schmäler würde. Wir steigen ab und schicken die Thiere nach Alotenango zurück. Die Indianer hauen uns ein paar tüchtige Bergstöcke aus hartem, schwerem Holz; sie selbst aber, trotzdem ein langer, geschälter weisser Stock zu der Nationaltracht von Alotenango

gehört, verzichten merkwürdigerweise auf diese nützliche Stütze. Eusebio schreitet neuerdings voran durch eine kleine Schlucht, und ehe wir es uns versehen, sind wir mitten in der mühseligsten Kletterei, die ich je mitgemacht. Der Wald ist hier dichter, von Weg ist keine Spur; wir steigen in fusstiefem dürren Laub, das auf einer lockern Unterlage von vulkanischer Asche und Sand aufliegt, beständig rutschend und fallend, fast in gerader Linie an der steilen Flanke des Berges hinan, uns möglichst in den Runsen und Vertiefungen haltend, welche das Wasser in der Regenzeit ausgewaschen hatte.

So ging das Steigen durch den stillen Bergwald mehrere Stunden lang fort, Eusebio Sul voraus, den Weg oder vielmehr die Spuren, dass hier schon ein menschliches Wesen durchgekommen, suchend, mit dem Machete hier und da den Weg durchs Gebüsch bahnend, wir Europäer keuchend und mit stürmischem Herzklopfen uns mühsam hinterher arbeitend, und hinter uns im Indian file die Träger, lachend, plaudernd, rauchend, meiner Seel', als gingen sie auf der ebenen Landstrasse. Um 10 Uhr wurde der anstrengende und einförmige Marsch in angenehmster Weise durch das Frühstück unterbrochen, das wir an weniger steiler Stelle auf einer kleinen Lichtung im Walde einnahmen. Die Indianer machten ein Feuer an, um ihre Tortillas zu rösten und bei dieser Gelegenheit fragte mich mein Begleiter, ob die hiesigen Indianer nicht noch irgendwelche primitiven Mittel behufs Anmachung von Feuer, etwa Reiben von Holz à la „Freitag“ im Robinson Crusoe oder dergleichen hätten. Ich musste ihm leider antworten, dass ich bisjetzt von solchen interessanten Ueberbleibseln einer frühern Culturstufe noch nichts bemerkt hätte, dass sich vielmehr alle mir bekannten Indianer Guatemalas mit Geschick der schwedischen Streichhölzer „utan svafvel och fosfor“ bedienten, hingegen würden die im Innern des Landes wildlebenden Lacandon-Indianer wol im Falle sein, in der angegebenen Freitag'schen Weise Feuer zu machen,

da sie sich bislang den Vorzügen europäischer Importartikel hartnäckig entzogen hätten.

Was mich an der Waldzone des Feuervulkans, in der wir uns befanden, am meisten wunderte, das war die Todtenstille, die im Walde herrschte; selten huschte ein kleiner Vogel durch die Baumwipfel, im übrigen aber war die feierliche Ruhe des Waldes nur unterbrochen durch das leise Rauschen des Windes im Laube, durch das Geräusch unserer Tritte in den raschelnden dürren Blättern und durch das Plaudern der Indianer. Und doch ist dieser Wald, allerdings mehr auf der Südseite des Vulkans, berühmt durch allerlei seltene Thiere; hier lebt z. B. das seltene Baumhuhn *Oreophasis Derbyanus*, das lange Zeit nur aus diesem Walde bekannt war. Sein Vulgärname ist „faisan de cacho“ (Hornfasan) von dem fleischigen Auswuchs über dem Schnabelgrunde. Auch sollen Rehe häufig sein, ebenso der Coyote und selbst der Jaguar soll sich bis hier herauf versteigen, was jedoch wol ziemlich selten ist, indem dieses Thier sich in der Regel in der Nähe der grossen Vieh-Haciendas, nicht aber im abgelegenen Bergwald aufzuhalten pflegt. Heitererweise hatten wir wol einen unserm Führer zugehörigen Jagdhund, aber keine einzige Feuerwaffe mit, da sowol Maudslay als ich zufällig unsere Revolver vergessen hatten.

Nach halbstündiger Rast setzten wir in derselben einförmigen und anstrengenden Weise wie vorher unsern Weg fort, indem wir uns durch das dichte Unterholz emporarbeiteten, welches jede Aussicht verhinderte, bis wir auf einen kleinen Vorsprung gelangten, von dem aus wir wenigstens stückweise den Gipfel des Vulkans zu unserer Linken, sowie die öden Steinfelder unter uns erblicken konnten. Und wieder ging es aufwärts, oft kriechend, uns an Stauden und Bäumen emporziehend, fortwährend auf unsern dicksohligen Bergschuhen rutschend, während die Indianer mit ihren schmiegsamen Ledersandalen (Caites) sich förmlich an dem

lockern Boden festklammerten. Das Herzklopfen und die Athembeschwerden wurden stärker; ich musste, des Bergsteigens fast entwöhnt und durch das Fieber der vorigen Nacht geschwächt, häufig anhalten, um Athem zu schöpfen, während Herr Maudslay, der seit Monaten ein beständiges Wanderleben geführt hatte, die Anstrengung viel besser aushielt.

Endlich begannen die Laubbäume zurückzubleiben. Fichten traten auf, das Unterholz wurde niedriger und spärlicher, wir näherten uns in circa 11000 Fuss Meereshöhe der obern Baumgrenze. Die steile Bergflanke, an der wir nunmehr emporkletterten, war mit Grasbüscheln, hohen Vaccinien und andern buschartigen Gewächsen bedeckt, dazwischen standen vereinzelte Föhren, zur Mehrzahl nur noch verkohlte, schwarzgraue Stämme darbietend, da sie im vorigen Jahre einmal von jagenden Indianern in Brand gesteckt worden waren. Die Feuersbrunst, die durch das dürre Gras rasch um sich griff, beschlug damals den Seitenkamm des Fuego, die sogenannte Meseta, sowie den ganzen Gipfel des Acatenango und gewährte, vom Thale aus gesehen bei Nacht ein Schauspiel von eigenartiger Schönheit.

Um 3 Uhr nachmittags erreichten wir endlich zu meiner nicht geringen Freude eine Stelle, wo von frühern Besteigern eine kleine horizontale Fläche aus der steilen Berghalde ausgehauen worden war. Es wurde diese unser Nachtquartier, und wir begannen alsbald, so gut es der schmalgemessene Raum erlaubte, uns häuslich einzurichten. Die Indianer trugen Holz zu einem riesigen Feuer zusammen, und als wir unser frugales Mittagsmahl eingenommen, liessen wir durch die Indianer unsere Schlafstelle in der Weise befestigen, dass dieselbe auf der Nordseite mit einer geflochtenen Hecke von Fichtenzweigen umgeben wurde, die wenigstens etwas Schutz gegen den starken und eisigkalten Wind gewährte.

Die Aussicht, die wir von unserm Lagerplatz aus genossen, war grossartig. Vor uns im Osten lag die einsame

Pyramide des Volcan de Agua, von unserer Berggruppe durch einen tiefen und breiten Thaleinschnitt getrennt. Gegen Nordosten lag das breite bergumsäumte Hochthal von Antigua, im Südosten das tropische Tiefland von Escuintla und darüber hinaus ein breites Stück des Stillen Oceans. Zu unserer Rechten ragte die schwarze Masse des Gipfels des Fuego, schon im tiefen Abendschatten liegend, hoch über unsern Standpunkt hinauf; zur Linken hatten wir das gewaltige, breite Massiv des Vulkans von Acatenango, seine Flanken mit Tausenden von Fichtenbäumen besäet, die oberste Kuppe kahl und zerklüftet, in den letzten Strahlen der sinkenden Sonne röthlich schimmernd. Im Thale hatten sich bei Eintritt der kühlen Abendtemperatur die aus dem heissen Küstenlande emporgestiegenen Wasserdämpfe wolkig zusammengeballt, der starke Nordwind führte allmählich immer dichtere Massen zu uns herauf. Bald staken wir mitten im Nebel, bald sahen wir durch die Risse der uns umgebenden Wolken ein Stück des in schwindelnder Tiefe unter uns liegenden Thales, bald tauchte aus der grauen Nebelwand, als zarter Umriss beginnend und dann urplötzlich in allen Details deutlich, der gewaltige Kegel des Agua vor uns auf, und oft vergoldeten die letzten Strahlen der Abendsonne die obersten im Winde zerflatternden Kämme des unter uns wogenden Nebelmeeres. Es war ein rasch wechselndes, farbenprächtiges Landschaftsbild, wie es nur in grossen Höhen in dieser Breite, wo klimatische Contraste sich so nahe berühren, gewonnen werden kann und dessen Schönheit den Wanderer leicht mit der bestandenen Mühsal aussöhnt.

Ich benutzte die letzte Tageshelle, um eine Skizze des Acatenango zu nehmen; Herr Maudslay photographirte mittlerweile unsere malerisch um sein Feldbett gelagerten Indianer. Die Sonne war untergegangen, die Thäler lagen schon im tiefen Schatten und nur um die Kuppen der Berge hielt sich die Helle eine kurze Weile länger. Mit schneidiger

Kälte begann der Nordwind durch die dünngesäeten, theilweise kahlgebrannten Fichten zu pfeifen. Es wurde Zeit, uns für die Nacht einzurichten. Nach eingenommenem Nachtmahl, wobei ich einen Theil meines Brot- und Fleischvorrathes gegen die warmgerösteten, appetitlich braunen Tortillas der Indianer austauschte, zündeten diese zwei kolossale Feuer an, die selbst von Antigua aus gesehen wurden, und Indianer sowol als wir kauerten uns in der wohlthätigen Nähe des wärmespendenden Feuers nieder, rauchend und plaudernd, bis es Schlafenszeit wurde. Die Indianer legten sich dicht nebeneinander auf die Erde nieder, ganz in ihre wollenen Decken gehüllt, die sie auch über den Kopf zogen, die nackten Füsse hingegen steckten sie beinah in die glimmende Asche der Feuerstätte hinein. Auch wir legten uns zur Ruhe. Mein englischer Begleiter versuchte, eine brennende Kerze in der einen und eine englische Novelle in der andern Hand, sein Gemüth durch Lesen in die zum Schlafen erforderliche Passivität zu bringen, obwol das starke Flackern des Lichtes selbst im gedeckten Feldbett die Lektüre erheblich erschwerte. Ich selbst konnte auf dem harten Erdboden beim Pfeifen des Windes in den Wipfeln der Föhren keinen Schlaf finden und vertrieb mir daher die lange Nacht mit gelegentlichen Thermometerbeobachtungen; die niedrigste Temperatur, die ich fand, war hier wie auf dem Agua — 2° C. Langsam zog der Mond über unsere einsame Lagerstätte dahin und über dem fernen Spiegel der Südsee drehte sich das südliche Kreuz durch seine Meridiane, beiläufig gesagt ein Sternbild, welches. trotz der warmen Empfehlung A. von Humboldt's, den Reisenden weniger anspricht als unsere Sternbilder des nördlichen Himmels.

Lange vor Tagesanbruch wurde es rege in unserm kleinen Lager. Das Geplauder der Indianer, welche die glimmenden Scheite des gestrigen Feuers mit frischer Nahrung versahen, weckte meinen Gefährten. Wir setzten uns ans wär-

mende Feuer und bereiteten den Frühkaffee mit condensirter Milch. Der Himmel war klar, zur Linken von der Pyramide des Agua begann sich der Horizont im weiten Umfange zu röthen. Immer lebhafter wurde das Farbenspiel. Breite gelbe Streifen von jener handgreiflichen Plastik, wie sie den Abbildungen der Sonne in ältern, auf schwerfassende Gemüther berechneten Büchern eigen sind, stiegen schräg über den fernen Bergen auf, alles verkündete den nahen Aufgang der Sonne.

Die Cakchiquel-Indianer, in deren vorchristlichen Mythen und Religionscultus die Sonne und der Mond eine so grosse Rolle spielen, bewahren noch heutzutage, obwol vielfach entstellt durch den Einfluss halbverstandener christlicher Lehre, einige auf das grosse Tagesgestirn bezügliche Sagen. So glauben sie, dass die Sonne tagtäglich im fernen Osten, von wo sie kommt, ihren Wagen besteigt, der zur Zeit der kurzen Tage von zwei Venados (Rehen), zur Zeit der langen Tage jedoch von zwei Coches de monte (Bergschweinen) gezogen wird. Der Mond besteht nur aus einem Kopf ohne Körper, und zwar besitzt er nur ein Auge, deshalb ist auch sein Licht weniger stark als das der Sonne, welche zwei Augen hat. Unter den Finsternissen stellen sich die Indianer einen Kampf der beiden Gestirne vor. Dann aber kommt der Morgenstern (*mama ch'umil* „el lucero grande“ nennen ihn die Indianer), weist die Kämpfenden, sie umkreisend, zur Ruhe und sucht sie zu trennen. Und wenn es ihm einmal nicht gelänge, den Kampf zwischen Sonne und Mond zu schlichten, dann würde die Welt zu Grunde gehen und wir alle sterben müssen.

Es dauerte noch geraume Zeit, bis der feurige Ball über dem Horizont erschien. Leider war sein Erscheinen von weit geringerm Effect auf die landschaftliche Scenerie, als wir dies bei uns im Gebirge gewohnt sind. Hier gibt es keine smaragdgrünen Alpentriften, keine düstern Tannen- und lichten Laubwälder zu beleuchten, weder Schneefelder noch Gletscher,

noch schroffe, kahle Felswände unterbrechen das landschaftliche Bild. Es variirt nur das dunkle Blaugrün der langgedehnten, einförmigen Bergzüge etwas im Ton seiner Färbung je nach ihrer Entfernung; die kahlen Gipfel der Vulkanreihe röthen sich im Strahl der Morgensonne, ihre Waldzone hebt sich schärfer ab, das ist alles. Und wenn die Sonne höher am wolkenlosen lichtblauen Himmel steht, verbreitet sich über die Landschaft ein fast gleichmässiges Licht, welchem allerdings ein diesen Breiten eigener blauer Duft, der die Berge umzieht, eine eigenthümliche Schönheit verleiht.

Wir brachen auf, um den letzten und nach allem schwierigsten Theil unserer Besteigung zu vollenden. Eusebio Sul mit dreien der Indianer blieb an der Lagerstätte zurück, während die drei andern, bepackt mit Maudslay's photographischen Utensilien, uns begleiteten. Die oberste Erdschicht war von den Nebelniederschlägen der vorigen Nacht gefroren und erlaubte daher ein rascheres Aufsteigen. Je höher wir kamen, desto spärlicher ward die Vegetation; immer grössere Stücke kahler, mit vulkanischem Geröll bedeckter Flächen drängten die vereinzelten Grasbüschel und Vaccinien- und Lupinus-Büsche auseinander. Manche der in dieser Höhe wachsenden Pflanzen waren mir vom Agua her bekannt, andere wieder waren neu. Nach etwa einer Stunde hatten wir die sogenannte „Meseta“ erreicht, d. h. den schmalen, horizontal streichenden Rücken, der von der Basis der obersten Kuppe des Fuego in nördlicher Richtung gegen den Acatenango hinzieht, vor demselben jedoch schräg abfällt. Eine tiefe Schlucht, die als „Barranca honda“ sich thalwärts bis in die Nähe des Dörfchens Alotenango zieht, trennt die Meseta noch vollends vom Gipfel des Acatenango.

Als wir den beschriebenen Grat erreicht hatten, that sich uns mit einem mal die hinter demselben nach Westen liegende weitgedehnte Landschaft auf, die ich seinerzeit vom Agua aus nicht hatte sehen können. Unter uns lag in einem

waldumsäumten Thalkessel das Dorf Acatenango, das dem Zwillingsvulkan des Fuego den Namen gegeben hat. Furchtbare Barrancas zerklüften die Westseite des Berges bis weit ins Thal hinab und machen eine Besteigung von dieser Seite wenn nicht unmöglich, so doch jedenfalls äusserst schwierig. Zur Rechten hatten wir den Llano von Chimaltenango und vor uns, über die Gebirge von Sololá hinweg, erblickten wir den breiten Spiegel des steilufrigen Atitlan-Sees, dadurch merkwürdig, dass von ihm kein Abfluss bekannt ist. Aus seinem Südufer empor steigen unsere nächsten westlichen Nachbarn, die Vulkane von Atitlan und San Pedro, etwas rechts davon und weit hinter ihnen liegend folgt in der Vulkanreihe der Santa Maria und Cerro Quemado in der Nähe der Stadt Quezaltenango. Und noch weiter nördlich, als kleine Pyramiden im blauen Morgenduft erscheinend, ragen die Vulkankegel des Tacaná und des Tajumulco.

Unverweilt pflanzte mein englischer Begleiter seinen photographischen Apparat in dem lockern Gerölle auf, aber beständig kamen grosse, immer dichter werdende Nebelmassen aus dem Thal herauf und verhüllten bald den einen, bald den andern Theil der Landschaft, sodass es nicht möglich war, auch nur eine einzige Ansicht derselben zu nehmen. Eine flüchtige Bleistiftskizze des Panoramas, wie es sich jeweilen stückweise durch die Lücken des Nebels zeigte, war die einzige Erinnerung, die uns blieb; das Mitschleppen des Apparats erwies sich als gänzlich nutzlos.

Auf der Meseta hatte die Reise der Indianer ihr Ende erreicht. Sie bestiegen den obersten Gipfel des Fuego nicht, theils aus abergläubischer Furcht vor den dämonischen Gewalten in seinem Innern, theils wol auch aus Bequemlichkeit und Faulheit, welche ihre Neugier weit übersteigt. Wir setzten daher unsern Weg zum Krater allein fort. Wie ein ungeheuerer Haufen von Coaks oder Schlacken lag der Pik noch vor uns. Aus dem uns unsichtbaren, ganz auf der Süd-

seite und excentrisch liegenden Krater stiegen die weissen Dämpfe über der Bergkuppe auf und wurden alsbald vom Winde südwärts verjagt. Die Meseta ist stellenweise so schmal, dass einer hinter dem andern gehen musste, und zu beiden Seiten senken sich kahle vegetationslose Geröllhalden jäh bis in eine schwindelnde Tiefe hinab. Eigenthümlicherweise ist der östliche Abfall schwärzlich, der westliche jedoch mennig- oder zinnoberroth gefärbt. Einige wenige niedere Grasbüschel und eine stengellose Composite mit grosser gelber Blume waren die letzten uns begleitenden Reste der Pflanzenwelt und bald blieben auch diese zurück.

Als wir nach kurzem Marsche am Fusse des Piks aulangten, war der Nebel wieder dichter geworden und hüllte uns so vollkommen ein, dass wir die zurückgebliebenen Indianer längst aus den Augen verloren hatten und nichts vor uns sahen als die einförmige, aus lockerm Lavageröll bestehende Fläche der Vulkanspitze, die noch 330 m hoch in unglaublicher Steilheit sich über die Meseta erhebt. Ein äusserst heftiger Wind blies über deren Grat weg und zerriss auf Augenblicke den uns umhüllenden Nebelschleier, sodass wir uns wieder zu orientieren vermochten. Herr Maudslay trug aus mir unbekannten Gründen zwei schwere Filzhüte übereinander gestülpt auf dem Kopf, der Wind entführte sie ihm plötzlich und in lustigen Sätzen eilten sie nach Westen hinunter, wo wir sie endlich zwischen den Fichten aus den Augen verloren. An ein Heraufholen derselben war nicht zu denken; ein aus dem Taschentuch gedrehter Turban musste für den Rest der Reise dieselben ersetzen.

Die Steilheit des Berges wurde bald so gross, dass es uns nicht möglich war, mehr als ein paar Schritte aufrecht zu gehen; fortwährend rutschten wir mit den kugeligen, grossen und kleinen Scorien wieder zurück und stückweise arbeiteten wir uns auf allen Vieren vorwärts. Kaum hatten wir in dieser Weise vier oder fünf Schritte gemacht, von deren Länge ein erheb-

licher Theil durch Zurückrutschen wieder eingebüsst wurde, so waren wir dergestalt ausser Athem, dass wir stillhalten und uns rasch niedersetzen mussten, um nicht das ganze, mühsam eroberte Wegsstück wieder abwärts zu gleiten. Während zwei langer Stunden krochen wir auf diese Weise vorwärts und als sich der Nebel einmal für einen Augenblick verzog, sahen wir eine röthliche Felsmasse vor uns aufsteigen, anscheinend nur noch funfzig oder sechzig Schritte entfernt, und darüber hinaus kräuselten sich die weissen Rauchwolken des Kraters! Der Gedanke, dem ersehnten Ziele so nahe zu sein, belebte aufs neue die erlahmenden Kräfte. Wir erreichten mit einem frischen Anlauf die Felsen, an deren Zacken und Vorsprüngen wir inmitten von all der Bewegung rollender Steine endlich wieder einen festen Stützpunkt fanden. Hier ruhten wir, uns dem Krater ganz nahe wähnend, aus, um Athem zu schöpfen, und mit geheimem Triumph schauten wir auf die zurückgelegte, jäh abstürzende Schutthalde zurück, deren Steilheit offenbar das Mislingen früherer Expeditionen verursacht hatte. Mandslay's Ehrgeiz war grösser als der meine, er zog sich über die Felsen empor, um als erster den Krater zu schauen. Aber o Jammer! Eine neue Schutthalde begann über den Felsen, und wenn auch erheblich niedriger als die bereits zurückgelegte, so war sie doch geeignet, den letzten Rest unserer Kräfte in Anspruch zu nehmen. Endlich waren wir dem Ziele nahe, ferne Felswände tauchten hinter der etwas abgeflachten Kuppe vor uns auf, aus den Spalten des Gesteins und zwischen dem Gerölle hervor drangen weissliche Dämpfe und ein starker Schwefelgeruch; noch ein paar Schritte und wir standen am Rande des gewaltigen Kraters, dessen gähnender Schlund sich vor unsern Füssen aufthat. Erfreulicherweise war zu dieser Zeit der ganze Berggipfel frei; tief unter uns wogte der Nebel über dem Walde, hier oben aber war heller Sonnenschein und der blaue Himmel wölbte sich über uns; wir waren sozusagen mit dem Krater allein,

geschieden von der übrigen Welt. Wie erbärmlich klein und pedantisch regelmässig erschien mir jetzt der Krater des Agua gegenüber der wilden Zerrissenheit und den grossartigen räumlichen Verhältnissen dieses thätigen Kraters! Es war einer jener Augenblicke, die in sich mehr werth sind als Jahre gewöhnlichen Alltagslebens, als wir so standen und in die Tiefe vor uns niederschauten, deren Grund unsere Blicke nicht erreichten!

Um einen bessern Einblick in die Verhältnisse des Kraters zu gewinnen, stiegen wir ein Stück weit auf dessen Ostrand hinab, der hier ausserordentlich scharf ist. Der Wanderer schreitet auf einer schmalen Kante dahin; zur Rechten öffnet sich der weitgähnende Schlund des Kraters, zur Linken fallen die rollenden Steine über zerklüftete Felswände von vielen hundert Fuss Höhe hinab. Ein Ausgleiten in dieser Gegend, allerdings bei der Festigkeit des Gesteins leicht zu vermeiden, oder ein Anfall von Schwindel wäre der sichere Tod. Wir gelangten auf unserer schmalen Bahn zu einem Felsstück, welches, in den Kraterrand eingekeilt, einen bequemen Sitz bot und die Orientirung ermöglichte. Der Krater des Fuego ist weniger einfach als derjenige des Agua; er besteht im wesentlichen aus zwei Abtheilungen, einem kleinern, nördlichen, bis an die Spitze des Berges reichenden, und einem weit grössern, südlichen Krater, welcher den Sitz der jetzigen vulkanischen Thätigkeit bildet. Der Krater liegt, wie schon bemerkt, excentrisch, nach Süden von der Spitze des Berges. Es scheint, als ob diese, ursprünglich einen völligen Kegel bildend, schräg abgesprengt worden wäre, sodass der Nordrand des Kraters erheblich höher liegt als der Südrand desselben. Von unserm Felsen aus erblickten wir den ganzen Nordkrater, dessen zackige Wände einen weiten Bogen beschreiben, zu unserer Rechten. Die hellgrauen Felswände mit dem gelben Schwefelanflug gewährten in dem grellen Licht der Morgensonne einen Anblick von ausserordentlicher Schönheit. Links von

uns erhob sich, coulissenartig in den Krater einspringend, eine zerklüftete, zackige Felswand von dunkelm Gestein, welche, im Schatten liegend, sich düster schwärzlich gegen ihre Umgebung abhob. Leider versperrte uns dieselbe den Blick nach Süden theilweise, sodass wir den Grund des grossen Kraters nicht zu sehen bekamen, und in dieser Hinsicht ist auch unsere Tour unvollständig geblieben. Zwischen diesem Felsen und der gegenüberliegenden Kraterwand blieb eine weite Lücke, gegen welche die geneigten Halden des kleinen Kraters trichterförmig zusammenliefen, um von da aus anscheinend senkrecht in eine unabsehbare Tiefe abzustürzen. Es war die allgemein herrschende Ansicht im Lande, dass sich der Krater des Fuego durch den letzten Ausbruch im Jahre 1880 stark verändert habe und deswegen unnahbar geworden sei. Dies ist unrichtig, denn als ich später das schöne Werk der Geologen von der „Mission scientifique au Mexique", der Herren Dollfus und Montserrat, durchlas, welche im Jahre 1866 den Fuego explorirt hatten[1], erkannte ich mit leichter Mühe die von ihnen geschilderten örtlichen Details wieder. Die Expedition der beiden französischen Naturforscher liess an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig; einer von ihnen war sogar bis zum Südrand des grossen Kraters vorgedrungen.

Ueberall aus den Ritzen und Spalten der Kraterwände sowie aus der geheimnissvollen Tiefe des Hauptkraters drangen weisse Dämpfe von starkem Schwefelgeruch hervor, und es gewährte dieses geräuschlose, aber ununterbrochene Wirken dieses ungeheuern Sicherheitsventils hier oben in der feierlichen Einsamkeit ein höchst merkwürdiges Schauspiel.

Durch seine weitumher sichtbare Thätigkeit hat der Fuego

---

[1] Dollfus und Montserrat geben für den Agua und Fuego folgende von ihnen gemessene Höhen: Agua 3753 m, Meseta des Fuego 3670 m, Gipfel des Fuego 4001 m.

auf die lebhafte Phantasie der Indianer einen viel grössern Eindruck gemacht als irgendein anderer Vulkan im Lande. Während sie ohne Bedenken im Krater des Agua ihr einfaches Nachtlager aufschlagen, besteigen sie den Gipfel des Fuego nicht. So gross ist ihre Furcht vor demselben, dass sie kaum den ursprünglichen indianischen Namen des Vulkans auszusprechen wagen, aus Angst, die Gottheit des Berges zu beleidigen. Den Krater nennen sie *ch'uti hay*, das „kleine Haus", der Fuego selbst aber heisst eigentlich *Katí*, das ist „unsere Grossmutter", weil sie ihn für die Erschafferin ihres Landes und aller Dinge ansehen. Sie behaupten aber, wenn man vom Fuego als „unserer Grossmutter" spreche, so werde der Gott des Vulkans zornig, er speie Rauch und Asche aus und Retumbos, d. h. unterirdisches, von Erdbeben begleitetes Getöse bekunde seine Wuth. Gewöhnlich nennen sie ihn daher „Nana Catarina", und der Krater ist die cocina, die „Küche." Der Acatenango ist „das Zimmer in der Mitte", und der in nördlicher Richtung hinter diesem folgende niedrige Gipfel ist „das grosse Haus zuhinterst". Der Volcan de Agua heisst unter den heutigen Cakchiqueles *qahol huyú*, der alleinstehende, eigentlich der junge, unverheirathete Berg; wenn sie aber spanisch reden, nennen sie ihn San Francisco.

Herr Maudslay, der schon auf Island, den Sandwich-Inseln und in Ostindien Zeuge noch merkwürdigerer vulkanischer Phänomene gewesen war, nahm die Sachlage viel weniger enthusiastisch als ich und weigerte sich energisch, einen Versuch weitern Vordringens auf dem Kraterrande zu machen, das allerdings bei unsern etwas reducirten Kräften und unserm gänzlichen Mangel an Nahrung und Wasser nicht räthlich schien. So traten wir denn den Rückweg an, nachdem wir Abschied genommen von dieser einsamen Bergkuppe, auf welche wol keiner von uns je wieder seinen Fuss setzen wird.

Wir waren schon über drei Stunden von unserm Lagerplatz entfernt gewesen und um so erstaunlicher schien uns die Schnelligkeit, mit der wir denselben wieder erreichten. Der Abstieg nach der Meseta ging sehr rasch von statten. Wir blieben, um uns nicht gegenseitig durch die rollenden und springenden Scorien zu schädigen, dicht nebeneinander, und in grossen Schritten halb laufend, halb gleitend nach Art der Schlittschuhläufer langten wir wieder auf der Meseta an, wo die drei Indianer zu unserm Erstaunen getreulich bei dem ihnen anvertrauten Photographiekasten ausgehalten hatten, indem sie, um sich vor dem kalt über die Meseta wegfegenden Wind möglichst zu schützen, sich hart an den Boden anschmiegten. Ein Marsch von einer weitern halben Stunde brachte uns zum Nachtquartier zurück. Wir frühstückten rasch, packten unsere Reiseeffecten wieder zusammen und traten um 12 Uhr mittags den Rückmarsch nach Alotenango an, offenbar sehr zum Vergnügen von Eusebio Sul, der fürchten mochte, den sonntäglichen Schnapsrausch in seinem Dorfe zu versäumen. Mit katzenartiger Behendigkeit glitt er daher, so schnell es ging, durch den steilen Bergwald hinunter, wir hinterher, und nach Verlauf von ein paar Stunden waren wir bereits wieder am Fusse des Berges angekommen. Urplötzlich und um diese Jahreszeit gänzlich unerwartet brach nun, während wir uns noch mitten im Walde befanden, ein Aguacero los, der uns rasch bis auf die Haut durchnässte. Wir legten deshalb den letzten Theil unsers Wegs nach Alotenango ziemlich unrühmlich in schlankem Laufschritte zurück. Triefendnass und kothig erreichten wir das Cabildo wieder, wo sich ein Theil der Dorfbevölkerung bereits eingefunden hatte, um von den Führern den Ausgang der Fahrt zu vernehmen. Herr Maudslay machte alsbald unter dem einzigen Fenster des Cabildo Toilette, indem er sich, unbekümmert um die neugierig zuschauenden Indianer, den Oberkörper wusch und trockene Kleider anzog,

ich aber wartete die Nacht ab, sattelte mein Maulthier und ritt, festgekeilt zwischen die hohen vor und hinter dem Sattel aufgeschnallten Bündel von Pflanzenpapier und Reisedecken, gänzlich durchnässt, in der glücklicherweise stockfinstern Nacht nach Antigua zurück.

FUNFZEHNTES KAPITEL.

Die Grosskaufleute der Hauptstadt. — Sebastian Borrayo, der Cakchiquel-Indianer. — Die Zusammensetzung der heutigen Bevölkerung von Guatemala.

Antigua ist ein Ort, an welchem man es nur dann auf die Dauer aushält, wenn eine andauernde, ausgiebige Beschäftigung einem über die melancholische Langeweile hinweghilft, die den Grundzug dieser von Gott verlassenen Stadt bildet. Das war nun bei mir nicht der Fall, und so verliess ich die dortige Armenpraxis, nachdem ich etwas über ein Jahr in Antigua gewohnt hatte, und kehrte in die Hauptstadt zurück.

Hier hatte sich in den paar Jahren meiner Abwesenheit ebenfalls Verschiedenes geändert. Mehrere ausländische Kaufmannsfirmen, welche zur Zeit meiner Ankunft im Lande felsenfest zu stehen schienen, waren bedenklich ins Schwanken gerathen und hatten theilweise eingreifende Besitzänderungen erfahren. Ueberhaupt war, hauptsächlich infolge des andauernden Sinkens der Kaffeepreise, die allgemeine Geschäftslage keine glänzende, wenn auch immerhin einige solid angelegte Häuser davon wenig berührt wurden und fortfuhren, gute Geschäfte zu machen. Als ich im Juni 1883 Guatemala verliess, reisten genau um dieselbe Zeit mehrere deutsche Kaufleute schiffbrüchig nach Europa zurück, nachdem sie

Jahre ihres Lebens und nicht unbeträchtliche Kapitalien in Guatemala verloren hatten.

Der Grosshandel Guatemalas entspricht, soweit er Importhandel ist, vielfach nicht den Vorstellungen, die man sich im europäischen Binnenlande wol davon macht. Den Verhältnissen eines kleinen und dünnbevölkerten Landes mit schwierigen Communicationen in seinem Innern entsprechend erreicht der Vertrieb sehr weniger Artikel, wie etwa Bijouteriewaaren, denjenigen Umfang, der dem Importeur eine Beschränkung auf einen oder mehrere naheverwandte Artikel gestatten würde. In der Regel bildet daher ein kaufmännisches Magazin, eine sogenannte „Tienda", eine bunte Sammlung der heterogensten Gegenstände. Im gleichen Kaufladen kauft man Schuhwichse und Porzellanvasen, Oeldruckbilder und Brillen, Streichhölzer und Seidenstoffe, Unterhosen und Vogelkäfige. Da das Halten einer so mannichfaltig ausstaffirten Tienda ein bedeutendes Kapital erfordert, sind nur relativ wenige, meistens ausländische Kaufleute in der Lage, direct zu importiren. Von ihnen kaufen dann die kleinen Leute, die einheimischen Krämer zweiter, dritter und vierter Grösse, welche im Lande zerstreut wohnen und alljährlich ein- oder mehreremale zum Einkaufe nach der Hauptstadt kommen. Die richtige Abschätzung des Credits, welcher diesen, oft viele Tagereisen weit von der Hauptstadt entfernt lebenden einheimischen Kaufleuten je nach ihrer Solvenz gewährt werden kann, bildet neben einer, bei der Mannichfaltigkeit der gehaltenen Artikel oft sehr oberflächlichen Waarenkenntniss und einem tüchtigen Mundstück als „Verkäufer". ein viel wichtigeres Erforderniss für den Besitzer einer Tienda, als ein correcter Stil und eine kaufmännisch tadellose Buchführung. Der Importeur von Guatemala ist also vorzugsweise ein höherer Krämer und nicht selten besitzt er Qualitäten, die in Europa für einen fachmännisch gebildeten Grosskaufmann als unerlässlich gelten, erst in

zweiter Linie. Es gibt in Guatemala solche Grosskrämer, welche nicht im Stande sind, in irgendeiner Sprache einen stilistisch und orthographisch vollkommen correcten Brief zu schreiben, und die überhaupt auf einer sehr niedern Stufe allgemeiner Bildung stehen, wie sie denn auch in der Handhabung der spanischen Landessprache häufig trotz vieljährigen Aufenthalts in Guatemala vollkommene „Barbari“ bleiben. Gerade in dieser Beziehung aber macht der Durchschnitt der deutschen Kaufleute eine bemerkenswerthe Ausnahme, da die meisten von ihnen von Haus aus eine gute allgemeine Bildung besitzen und es in der Handhabung des Spanischen zu einer grossen Fertigkeit bringen.

Auch Geschäfte kleinen und kleinsten Umfangs kommen in einer derartigen „Tienda“ zur Erledigung. Ich bin oft Zeuge gewesen, wie die Angestellten obenerwähnter Grosskrämer einen unschlüssig an der Thür der Tienda lungernden Indianer schmeichelnd hereinlockten: „¿A ver Chepe, qué me vas á comprar? ¿á ver, cuánto pisto tienes?“[1], ihm ihre bunten Schätze vor den Augen flunkern liessen und auf alle Weise bestrebt waren, ihm für den letzten Rest seines baaren Geldes irgendwelchen Schund aufzuhängen. War dann Chepe unverschämt genug, um sich eine Kritik der Waare oder ihres Preises zu erlauben und auf den Kauf zu verzichten, so regnete eine Flut von Schimpfwörtern auf ihn herab, sodass er verstummend das Weite suchte, wenn er klug, oder sich eingeschüchtert um sein Geld bringen liess, wenn er dumm war. Viele Indianer lassen sich übrigens nicht leicht beschwatzen, sie untersuchen kaltblütig die Waare und wenn dieselbe nicht ganz genau ihren Wünschen entspricht oder

---

[1] „Nun, Chepe, was kaufst du mir ab? Lass sehen, wie viel Geld du hast.“ — Chepe ist eine familiäre Form für José (Joseph) und wird häufig allgemein zur Anrede von Indianern, die man nicht kennt, gebraucht.

ihnen zu theuer scheint, so laufen sie geduldig von einer Tienda zur andern, bis sie das Gewünschte finden. Ein beliebtes Manöver der Kaufleute gegen die Indianer besteht ferner darin, ihnen schlechtes, falsches oder ausser Curs gekommenes Geld für gutes aufzuhängen und sie auf diese Weise um ihren sauer verdienten Lohn zu prellen. Die Häufigkeit dieses Manövers hat die Indianer zu hervorragenden Numismatikern gemacht, die keinen Thaler annehmen, ohne ihn zuerst auf dem Ziegelboden der Tienda auf seinen Klang zu prüfen und mattklingende oder anderweitig verdächtige Stücke zurückweisen. Doch hilft ihnen häufig auch das nichts, die Kaufleute sind ihnen über!

Zur Schlichtung der zahlreichen Streitigkeiten, welche bei diesem Kramhandel zwischen Gross- und Kleinkrämer entstehen, ist es nützlich, sich mit den rechtsprechenden Persönlichkeiten gut zu stellen. „*Estoy bien con el juez*[1]", lautet das Zauberwort, welchem in manchen dieser Streitfälle eine bessere Aussicht auf Gewinnung des „Pleito"[2] zugeschrieben wird, als dem factischen Recht, welches in einem despotisch regierten Lande, wie Guatemala, eine precäre Basis für das zu erwartende Urtheil bildet. Es liegt auch natürlich im Interesse der Kaufmannschaft, sich unbekümmert um das Parteigetriebe mit der jeweiligen Landesregierung gut zu stellen und ihr bei gelegentlichen Finanzoperationen behülflich zu sein, denn nicht nur ist das regierende Haus und was damit zusammenhängt ein starker und solventer Consument europäischer Artikel, sondern es gibt noch tausend andere Wege, sich für erwiesene Gefälligkeiten bezahlt zu machen. Wenn jemand von sich sagen kann „*estoy bien con el Presidente*", so hat er eine Karte in der Hand, die in alle Spiele taugt, denn lumpen lässt sich Barrios in der Regel,

---

[1] „Ich stehe gut mit dem Richter".

[2] Process.

wenigstens Ausländern gegenüber, nicht, obwol böswillige Zungen versichern, dass der guatemaltekische Minister in Paris bei der gänzlichen Unmöglichkeit, sein Gehalt ausbezahlt zu bekommen, genöthigt sei, sich an den pariser Schneiderrechnungen der Frau Präsidentin zu erholen. Wie dem sei, immerhin liegt es in der Natur der Sache, dass von seiten der im Lande ansässigen ausländischen Kaufleute andere als optimistisch gefärbte Darstellungen des Landes und seiner Regierung nicht zu erwarten sind. Andererseits möchten Leute, die nach verlorenen Jahren mit getäuschten Hoffnungen jener Republik den Rücken gekehrt haben, geneigt sein, allzu sehr ins Schwarze zu malen.

Da ich nicht zu jener bevorzugten Menschenklasse gehörte, deren Aufgabe und Talente darin liegen, die Natur- und Kunstproducte aller Zonen in klingende Münze umzuwandeln, so fühlte ich inmitten der exclusiv kaufmännischen Gesellschaft der Hauptstadt eine gewisse Leere. So lehrreich die täglichen Unterhaltungen über Wechselprämien, Kaffeepreise und Zollspitzbübereien auch zweifellos waren, sehnte ich mich doch stark nach meinen Freunden Manuel Quiñones und Nacho Quich zurück, und gern hätte ich den Bolero (Cylinder) mit dem Strohhut, den schwarzen Gehrock mit dem weissen Saco und den Spazierstock mit der Flinte vertauscht. Auch die Niñas, welche mir in keineswegs kurzer Rede ihre mannichfaltigen Leiden, alle die Aires (Winde), die sich ihnen in die Schulter oder sonst wohin versetzt hatten, die Flujos und Inflamaciones verschiedener Art auseinandersetzten, langweilten mich nicht wenig. Inmitten dieser geistigen Oede war ein junger Cakchiquel-Indianer, Namens Sebastian Borrayo, ein wahrer Seelentrost, und es ist billig, dass ich dieses wackern Mannes, der mir über manche trübe Stunde weghalf, hier dankbar gedenke. Da ich nicht hinaus in den geliebten Monte gehen durfte, kam Sebastian, selbst ein lebendiges Stück Monte, zu mir herein und leistete mir nach

Nacho Quich's Weise Gesellschaft, um mich in seiner Sprache zu unterrichten.

Sebastian war eine ernst angelegte Natur, er lachte selten und nur flüchtig, während die Grundlage von Nacho's ganzem Sein, wenige traurige Zwischenfälle abgerechnet, fortwährende Heiterkeit bildete. Sebastian war erst 18 Jahre alt, dabei aber bereits Vater von 3 Kindern, deren eines ihm während unserer Bekanntschaft starb. Neben seiner Familie musste er noch seine alte Mutter erhalten, sodass er eben ein „Pobre" war und blieb. Von dieser alten Frau vernahm er allerlei interessante Geschichten, die er mir getreulich überlieferte, und dabei war wiederum ein gutes Stück alten Heidenthums. Weniger erfreulich war die Mittheilung, dass die Indianer auf eine Gelegenheit hofften und warteten, um sich zu erheben, die Ladinos und Fremden umzubringen und sich zu Herren des Landes zu machen. Sebastian versprach mir zwar, mich vorher zu benachrichtigen, wenn dieser verhängnissvolle Tag nahe wäre, damit ich meine Frau und mich selbst in Sicherheit bringen könnte. Merkwürdigerweise war als Leiter dieses Indianeraufstandes, an welchen wol niemals mehr ernstlich zu denken ist, der Präsident Barrios, der „Tata Presidente", wie ihn die Indianer nennen, in Aussicht genommen, trotzdem er kein reiner Indianer ist. Die Tröpfe wollen nicht glauben, dass es für die Ladinos nur ein einziges menschliches Wesen gibt, das sie noch unter den Indianer stellen, nämlich den armen italienischen Auswanderer, in Guatemala irrthümlicherweise „tiroles" genannt, der in erklecklicher Anzahl, zu etlichen Hunderten, in den letzten Jahren ins Land kam.

Unter allen daselbst lebenden Europäern sind die Italiener numerisch am zahlreichsten vertreten. Einige, aber sehr wenige, sind wol schon mit bessern Mitteln ausgerüstet ins Land gekommen und betreiben Geschäfte von einigem Umfange; die überwiegende Mehrzahl aber sind schlichte.

mittellose Leute jener Klasse, die man ja in der ganzen Welt in allen möglichen Stellungen sieht und denen es durch jahrelangen Fleiss und äusserste Sparsamkeit vielfach gelingt, sich einige tausend Francs oder Thaler zu erwerben und damit als gemachte Leute in ihre heimatlichen Thäler zurückzukehren. Dieses Ziel haben sie mit wenig Ausnahmen in Guatemala einstweilen noch nicht erreicht. Einige von ihnen haben in der Nähe der Städte kleine Grundstücke gepachtet, wo sie Gemüse ziehen, welches dann von ihren Frauen in der Stadt herum verkauft wird. Nebenbei beschäftigen sie sich mit der Anfertigung und dem pfundweisen Verkauf der bekannten italienischen Teigwaaren. Andere wieder halten Kostgängereien oder Winkelkneipen bescheidensten Umfangs, dritte ziehen mit Orgeln in der Stadt herum und machen, soviel ich weiss, bessere Geschäfte als die Gemüsebauer, von denen mir mehrere sagten, sie würden gern nach Europa oder Californien gehen, wenn sie nur die Mittel aufbrächten, um aus Guatemala wegzukommen. Einer dieser thätigen Leute wichste im Gran Hotel die Stiefel der Gäste. Die Mehrzahl aber lebt auf Pflanzungen in der Boca Costa und concurrirt daselbst mit den Pflanzungs-Indianern, jedoch ziehen die Pflanzer im allgemeinen den Indianer dem Italiener als Feldarbeiter vor. Da sich diese Leute natürlich auch mit dem Tagelohn der Indianer begnügen müssen, so geht das Zurücklegen von Ersparnissen langsam genug, namentlich für die nicht wenigen unter ihnen, welche Familien mit noch unmündigen Kindern haben. Bei der Bevölkerung Guatemalas erfreuen sie sich im allgemeinen durchaus keiner Sympathien. „Los tiroleses“ (Tiroler), wie sie allgemein heissen, stehen nach guatemaltekischen Anschauungen auf der niedersten socialen Stufe. „No tiene V. idéa“, sagte mir einst ein Verwaltungsbeamter, „qué clase de gente son estos tiroleses; son una verdadera plaga para el pais, mentirosos, haraganes, brutos mucho peores que los mismos

indios".[1] Das war das Urtheil eines eingeborenen Ladino. Ich selber aber habe sie als rechtliche, ordentliche und fleissige Leute kennen gelernt, deren Erfindungsgabe zur Schaffung neuer Finanzquellen nur noch von den Chinesen übertroffen wird. Zweifellos aber gibt es Länder, wo diese Erfindungsgabe ein dankbareres Feld findet als in Centralamerika.

Sebastian Borrayo proponirte mir, dass ich ihm nicht, wie bis anhin, die üblichen zwei Reales pro Cakchiquel-Lection entrichten, dafür aber Unterricht im Schreiben und Lesen ertheilen sollte. Ich ging auf seinen Vorschlag in der Weise ein, dass ich ihm nach wie vor sein Gehalt auszahlte, dagegen aber die Hälfte der jeweilen verfügbaren Zeit darauf verwendete, ihm die Geheimnisse des spanischen Alphabets zu lehren. Ich gab ihm ein Schreibheft mit Doppellinien und einen Bleistift und schrieb ihm die nöthigen Vorlagen, damit er sie zu Hause üben sollte. Der Unterricht war unregelmässig, manchmal hatten wir drei- oder viermal in der Woche Zeit zu arbeiten, dann fiel wieder eine ganze Woche seiner Feldarbeiten wegen aus. Immerhin aber erregte die Schnelligkeit, mit welcher Sebastian das Alphabet auswendig lernte, sowie die Ausdauer, mit welcher seine arbeitgewohnte Hand die ihm vorgemalten Zeichen seitenweise nachschrieb, meine gerechte Bewunderung. Meine Absicht war, ihn so weit zu fördern, dass er im Stande wäre, in seiner Sprache zu schreiben, und deswegen lehrte ich ihm auch die vom alten Cakchiquel-Grammatiker Parra für die nicht im Spanischen vorkommenden Laute des Cakchiquel erfundenen Zeichen. Leider wurde unser Unterricht, bei dem wir uns beide viel Mühe gaben, durch meine Abreise vorzeitig unterbrochen.

---

[1] „Sie haben keinen Begriff, was für eine Sorte von Menschen diese Italiener sind. Sie sind eine wahre Pest für das Land, lügnerisch, faul, dumm, viel schlimmer als die Indianer."

Als Sebastian eines Morgens nach längerer Abwesenheit mich zu besuchen kam, traf er den Haushalt schon aufgelöst, vieles gepackt, anderes zum Verkaufe bereit. Ich theilte dem über alle diese Veränderungen erstaunten Indianer meine Absicht, in meine Heimat zurückzukehren, mit. Er schwieg eine Zeit lang und fragte dann plötzlich: „¿Entónces ya no nos vemos nunca jamas?“ [1] Auf meine verneinende Antwort gab er mir die Hand: „Adios, patron, que te vaya muy bien, cuídate bastante.“ [2] Mehr brachte er nicht hervor, Thränen kamen ihm in die Augen und er verliess das Haus. Auch mir ging der Abschied von Sebastian Borrayo sehr nahe, während ich mich ohne die mindeste schmerzliche Regung von all den zahlreichen Ladinos, mit welchen ich genauer bekannt war, zu trennen vermochte. Wen der Indianer, das heisst der noch nicht durch Alkohol und falsche Behandlung verdorbene Indianer in sein Herz schliesst, dem ist er mit einer Aufrichtigkeit ergeben, welche dem phrasenreichen, verbindlichen Ladino gänzlich fremd ist. Der Indianer ist gegen Leute, die er gern hat, in einer Weise zuverlässig und dem einmal gegebenen Worte treu, welche dem Ladino ebenfalls ganz unbekannt ist. Der Indianer liebt den Menschen, der ihn gut behandelt, auch wenn er ein Weisser ist, aufrichtig; der Ladino kommt nie über den Fremdenhass hinaus, der ihm tief im Herzen wohnt, und Unaufrichtigkeit gegenüber dem Fremden liegt in seinem ganzen Wesen. Den Grundzug und das tiefe Bedürfniss der indianischen Natur bildet die willige Anerkennung der berechtigten Autorität der Aeltern, der Obrigkeit, des Landesherrn. Sie kennt kein „servil“ und kein „liberal“, und wie sie sich seiner Zeit mit abgöttischer Verehrung an den Servilen Carrera hängte, so hat sie auch

---

[1] „Dann sehen wir uns also nie wieder?“

[2] „Lebewohl, Herr, es möge dir gut gehen, trage dir recht Sorge.“ Diese Phrase ist eine häufige Abschiedsformel spanischredender Indianer. Auch die niedern Ladinos brauchen sie unter sich.

für den Liberalen Barrios im Jahre 1869 die Kastanien aus dem Feuer geholt. Die Bürgerkriege der Ladinos aber lehren uns hinlänglich, dass für sie im Affect des Parteihasses kein Gesetz und keine Autorität und keine Bande der Natur heilig sind, denn wie oft haben sich Glieder derselben Familie mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden, wie oft haben Ladinos um selbstsüchtiger Rache willen ein einmal bestehendes Regiment gestürzt und sich selbst an dessen Stelle gesetzt! Nach meiner auf persönliche Erfahrung gestützten Ansicht ist als Charakter der Indianer von Guatemala bei weitem der bessere Menschenschlag als der Ladino, obwol dies nicht so zu verstehen ist, als ob jeder Indianer besser sein müsste als jeder Ladino. Es gibt leider genug versoffene, liederliche Subjecte unter den Indianern, aber sie sind direct oder indirect durch den Einfluss der Weissen und Ladinos so geworden und haben keinen Grund, mit Liebe und Anhänglichkeit an diese besonders verschwenderisch umzugehen.

Bei dieser Gelegenheit mag es angebracht sein, der Zusammensetzung der heutigen Bevölkerung von Guatemala kurz im Zusammenhange zu gedenken.

Nachdem im Beginne des 16. Jahrhunderts die Spanier sich zu Herren des Landes gemacht und dasselbe zu colonisiren begonnen hatten, zwang sie der rasche numerische Rückgang der indianischen Urbevölkerung bald, zur Bearbeitung ihrer Ländereien die körperlich kräftigern Negersklaven einzuführen. So waren in diesen drei Componenten, den reinen Spaniern einerseits und den unterjochten Indianern und Negersklaven andererseits, die Grundelemente gegeben, welche theils in reiner Fortzucht, theils durch zahlreiche Kreuzungen der heutigen Bevölkerung des Landes die Entstehung gaben.

Wir haben in ihr zu unterscheiden: 1) Die reinen Indianer, 2) die reinen Weissen, 3) die Mischlinge.

Obwol sicherlich schon in vorspanischer Zeit, namentlich

aber infolge der Eroberung, zahlreiche Verschiebungen und Mischungen der indianischen Stämme stattgefunden hatten, können wir doch die indianische Bevölkerung, im Gegensatz zu den spanischen Fremdlingen, in denen ja auch keltisches, römisches, maurisches und baskisches Blut in nicht zu ermittelndem Verhältniss gemischt war, sowie zu den Negern, als anthropologische Einheit betrachten und sie im Hinblick auf die später eingetretenen Mischungen mit Weissen und Negern als „reine Indianer“ bezeichnen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass ein sehr grosser Theil der indianischen Bevölkerung bis heute sich rein fortgepflanzt hat und dass die zersetzende Einwirkung der weissen und schwarzen Mischungselemente sehr ungleich auf die verschiedenen Landestheile einwirkt. Die Censustabellen von 1880 unterscheiden eine „Raza indígena“ (Indianer) mit 844774 Köpfen und eine „Raza ladina“ (Nicht-Indianer) mit 379828 Individuen. Insofern dieses Verhältniss die Zahl derjenigen Individuen angibt, welche sich indianisch kleiden, indianisch reden, indianisch leben und sich selbst für „Naturales“ (Indianer) halten, gegenüber jenen andern, welche mehr oder weniger nach der Weise der Ladinos leben, mag es im Ganzen richtig sein. In somatologischem Sinne aber sind jene Zahlen unrichtig, denn unter den „Indianern“ des Census gibt es viele Individuen, deren Aeusseres deutliche Beimischung von afrikanischem oder europäischem Blut verräth.

Obwol die individuelle Verschiedenheit innerhalb der rein-indianischen Bevölkerung bei weitem nicht so gering ist, wie man sie gelegentlich zu machen versucht hat, so möchten doch die folgenden Bemerkungen das Wesentlichste des indianischen Typus von Guatemala enthalten:

Hautfarbe am ehesten dem lichten Braun hellgerösteten Kaffees zu vergleichen. Die Indianer der Tierra caliente scheinen im allgemeinen etwas heller zu sein als diejenigen der Hochgebirgsgegenden.

Kopfhaare straff, ziemlich glanzlos, grob und tiefschwarz. Den Querschnitt fand ich an einer Haarprobe von einem Indianer von San Pedro Yampuk kreisrund.

Durchschnittliche Körperhöhe zwischen 145—155 cm. Die Weiber im Durchschnitt etwas kleiner als die Männer. Muskulatur gut und kräftig entwickelt, Körperbau schlank, aber auch häufig gedrungen, ohne hervorragende Fettentwickelung. ältere Individuen hager und fettlos. Brust geräumig, gewölbt. Die Hände, namentlich bei Frauen, zart und schmal. Waden oft sehr kräftig, oft nur mässig entwickelt, Füsse beim Auftreten breit, aber proportionirt und nicht platt. Ein Einwärtsrichten der Sohle beim Gehen fiel mir bei den Männern weniger auf als bei den Weibern, wo es entschieden häufiger vorkommt.

Weibliche Brüste bei jungfräulichen Individuen leicht zugespitzt, mit mässig breitem, dunkelm Warzenhof und kräftigen Warzen, etwas hängend, nach unten divergirend. Bei den Indianerinnen von Coban (Quekchi-Stamm) fiel mir der hohe Ansatz der Brüste auf.

Weibliches Becken breit, geräumig, stark geneigt.

Gesicht breit-oval bis rund. Ansatz der Nase breit und nicht stark eingezogen. Nase kräftig, gerade, bald gestreckt, häufig die Form einer leichten Adlernase annehmend, bald kurz und über die Nasenflügel breiter. Backenknochen deutlich, aber mässig vorstehend. Im Profil tritt der mittlere und untere Theil des Gesichts über die Ebene der Stirn vor. wodurch diese etwas zurückliegend, keineswegs aber „fliehend“ erscheint.

Augenlidspalte relativ klein, meist horizontal, bei einzelnen Individuen leicht schiefgestellt, sodass der innere Augenwinkel etwas tiefer steht. Solche Fälle sind es ohne Zweifel, welche einzelne Beobachter veranlassten, eine Aehnlichkeit der Indianer mit den Mongolen hervorzuheben und für eine Herüberwanderung der erstern aus Asien zu plaidiren.



CAKCHIQUEL-INDIANER.

S. 297.



Iris schwarz.

Mund breit, Lippen bald schmal, bald fleischig, aber nicht wulstig aufgeworfen.

Zähne dicht nebeneinanderstehend, fast ausnahmslos gut erhalten; es scheinen Uebergänge von Geradzähnigkeit zu leichter Schiefzähnigkeit zu bestehen.

Kinn rundlich, breit.

Ohren proportionirt, eher gross als klein, von breiter Fläche, wenig abstehend und mit deutlicher Läppchenbildung.

Augenbrauen mässig, Pubes und Achselhaare spärlich entwickelt, möglicherweise, namentlich in der ersten Mannesreife, oft fehlend. Lippen und Kinn der Männer häufig mit dünngesäeten, schlichten Barthaaren besetzt, die bei ältern Individuen dichter und stärker werden.

Stirn durch den weit nach vorn ragenden Haarwuchs niedrig erscheinend, ziemlich breit. Augenbrauenbogen wenig markirt. Schädeldach rundlich, gewölbt.

Eine an den heutigen reinen Indianern Guatemalas durchgeführte Messungsreihe würde dieselben, wie ich vermuthen muss, vorwiegend als orthognathe Mesocephalen ausweisen. Als beweisende Resultate könnten aber nur solche angesehen werden, welche an Gräberschädeln von zweifellos präcolumbianischer Provenienz, oder an Lebenden erhalten würden. Gewöhnliche Sammlungsschädel mit der Bezeichnung „Guatemala“ hätten nicht die mindeste Beweiskraft, denn sie können auch alles erdenkliche Nicht-indianische gewesen sein, vom stolzen Hidalgo bis zum entlaufenen Cimarron-Zambo. Ich bin leider nicht in der Lage, in dieser Beziehung Messungsreihen beizubringen, da ich die Gewinnung eines ausreichenden linguistischen Materials für dringlicher hielt. Die Köpfe bleiben noch lange, nicht aber die Sprachen. Da der Mensch, wol seit er „Mensch“ ist, unter den stark variirenden Einflüssen der Domestication, des Lebens in Gesellschaften, extensiver Wanderung mit nachfolgender Kreuzung,

in welcher complicirende Factoren, wie Vererbung und Rückschlag, in nicht zu ermittelnder Ausdehnung mitwirkten, gestanden hat, so möchte es noch fraglich erscheinen, ob dem Schädel wirklich diejenige morphologische Bedeutung zukommt, die ihm gegenwärtig vielfach zugeschrieben wird. Jedenfalls ist im Gebrauch dieses Kriteriums Behutsamkeit vonnöthen, wenn die Rassenclassification einen andern als künstlichen Inhalt haben soll und man nicht Gefahr laufen will, Zusammengehöriges zu trennen, Heterogenes zu vereinigen.

Die alten Maya-Indianer von Yucatan, die Stammverwandten der hauptsächlichsten Völker Guatemalas, pflegten die Köpfe der kleinen Kinder künstlich umzuformen, indem sie das neugeborene Kind vier oder fünf Tage nach der Geburt mit dem Gesicht nach unten hinlegten und ihm den Kopf zwischen zwei Breter einschnürten, deren eines über die Stirn, das andere über das Hinterhaupt lief. Bischof Landa, der uns hierüber berichtet, gibt an, dass die hierdurch entstandene Verunstaltung die allgemein verbreitete Kopfform der yucatekischen Indianer gewesen sei. In der That zeigen sehr viele der Relief-Bildwerke, welche sicher von den Mayas herrühren, Figuren mit derartig künstlich deformirten Schädeln; in einigen Reliefs von Palenque erscheint dieser Typus sogar geradezu übertrieben, indem die Stirn von der Augenbrauengegend stark winkelig nach hinten umbiegt und im ausgesprochensten Maasse fliehend wird. Einige Groteskfiguren von Palenque weisen indessen einen andern Typus auf, der durch anscheinendes Fehlen der künstlichen Deformation, starkes Vortreten der Augenbrauenwülste, tiefe Einziehung der Nasenwurzel, eine starke, hakig gebogene Nase und ein nicht zurücktretendes Kinn charakterisirt ist.

Aus einer Notiz des Herrn Maudslay, der vor kurzem die Lacandones besuchte, scheint hervorzugehen, dass bei diesem noch unabhängigen Maya-Stamm die Sitte der künstlichen Schädeldeformation heute noch im Schwange sei. Er sagt

von ihnen: „They all had thick lips, prominent nose and extraordinary receding forehead, nearly as represented in the figures on the carved stones.“[1]

Es ist bei den Indianern eine specifische Hautausdünstung bemerklich, jedoch ist sie viel weniger stark und unangenehm als diejenige der Neger.

Fettleibige Leute habe ich unter den reinen Indianern nie gesehen, wol aber unter den Ladinos.

In zwei Fällen, bei einem Quiché-Indianer der Costa Grande und einem Cakchiquel aus der Umgegend von Antigua, beobachtete ich Albinismus. Solche Individuen werden von den Indianern und Ladinos als „Hijos del Sol“ (Sonnenkinder) bezeichnet. In Antigua kannte ich auch ein damals zwölfjähriges, albinotisches Ladino-Mädchen.

Hermaphroditen werden von den Indianern ebenfalls mit einem besondern Ausdruck belegt. Die Cakchiqueles z. B. bezeichnen sie als: *Jun i'c achí*, *jun i'c ixok*, d. h. „den einen Monat Mann, den andern Monat Frau“. Die Ladinos nennen sie „Hombres-mujeres“ (Männer-Weiber). Einen Fall dieser Art kannte ich in Retalulen, wo das betreffende, etwa fünfundzwanzigjährige Individuum in männlicher Kleidung als Diener fungirte.

Noch sei im Anschluss an die somatologische Schilderung der Indianer Guatemalas kurz ihrer ethnographischen Stellung gedacht, wie sie sich hauptsächlich noch durch die Vertheilung der Sprachstämme kundgibt. Zur leichtern Orientirung in diesem bunten Sprachengewirre dient die im Anhang gegebene ethnographische Karte.

Zur Zeit der Eroberung ihres Landes durch die Spanier zerfielen die Indianer in eine grosse Anzahl von Stämmen, welche theils autonome Fürsten besassen, theils aber mit

[1] A. P. Maudslay, Explorations in Guatemala. Proceedings of the Royal Geographical Society, April 1883.

ihren Häuptlingen mächtigern Stämmen, vor allem dem Königshofe der Quichés, tributpflichtig waren.

Gegenwärtig ist uns zur Ergründung der Stammesverschiedenheit der Indianer Guatemalas kein Mittel mehr an die Hand gegeben, als die Linguistik. Glücklicherweise hat sich aber die Mehrzahl der indianischen Idiome noch in hinlänglicher Vollständigkeit erhalten, um sie classificiren zu können. Dieselben gehören verschiedenen Sprachfamilien an, von denen die Maya-Familie die weitaus zahlreichsten Glieder aufweist und den grössten Theil des Areals von Guatemala einnimmt. Die Sprachen der Maya-Familie zerfallen naturgemässerweise in sechs Unterabtheilungen, nämlich: 1) Die Huasteca, welche in Guatemala fehlt; 2) die Maya; 3) die Sprachen der Tzental-Gruppe; 4) diejenigen der Pokonchí-Gruppe; 5) die Idiome der Quiché-Gruppe, und endlich 6) die Sprachen der Mame-Gruppe.

Die Huasteca- und Maya-Sprache stellen bis jetzt Glieder der Maya-Sprachfamilie dar, von denen weitere Unterabtheilungen, abgesehen von localen mundartlichen Verschiedenheiten, nicht bekannt sind. Dagegen zerfällt jede der übrigen vier Gruppen in eine Reihe von Sprachen, welche in sich das Gepräge grösserer Zusammengehörigkeit tragen. Diese tritt am auffälligsten zu Tage in der gesetzmässigen Umwandlung, welche gewisse Laute in einer Anzahl von Worten von einer Sprachgruppe zur andern erfahren. So wird bei einer Anzahl von Wurzeln ein *u* in der Maya- und den Tzental-Sprachen zu *j* in den Idiomen der Quiché-, Mame- und Pokonchí-Gruppe. Ein *t* in der Maya- und Tzental-Sprache wird in gewissen Worten zu *tz* in den Mame-, zu *ch* in den Quiché- und Pokonchí-Sprachen. Ein *c* in der Maya, im Quiché, Pokonchí und Mame wird in den Sprachen der Tzental-Gruppe häufig zu *ch*. Ferner ist in vielen Fällen den Sprachen einer und derselben Gruppe für einen allgemein verbreiteten und zweifellos uralten Begriff ein Ausdruck ge-

meinsam, der in den andern Sprachgruppen durch ein ganz verschiedenes Wurzelwort ersetzt wird. Als Beispiele mögen einige wenige Ausdrücke in den verschiedenen Gruppen dienen.

	Tzental	Maya	Mame	Quiché	Pokonchí
Sonne	k'in	k'in	k'ij	k'ij	k'ij
Himmel	chan	caan	kjaj,quiaj	caj	taxaj
vier	chaneb	can	chiaj	cajib	quijib
Aguacate-Frucht	on	on	oj	oj	oj
Maiskolben	nal	nal	jal	jal	jal
neun	baluneb	bolon	beljoj	belejeb	belejé
Baum	te	che	tze	che	che
Mund	ti	chi	tzi	chi	chi
Fichte	taj	taj	tzaj	chaj	chaj
Speichel	tup	tuub	tzup	chub	chub
Stein	ton	tun	abj	abaj	auaj
Blut	chiich	qu'i'c	chi'c	qu'i'c	qu'i'c
Chile (*Capsicum*)	ich	ic	i'c	i'c	i'c
Dorn	ch'ix	qu'iix	ch'ix	qu'ix	qu'ix
Puma	choj	coj	balam	coj	coj
Schlange	chan	can	can	cumatz	ak
Fisch	chay	cay	tjij	car	car
Reh	chij	quej	quiej	quiej	quiej
Kopf	jol	pol. hool	vi	jolom	na
Nase	ni	ni	cha	tz'am	ju
Haus	na. otot	na.otoch.	ja	ja.ochoch	pat
Korb	moch	xac	chil	chacach	chacach
Mond	uu	u	ixjau	i'c	po
Berg	vuitz	puuc	vuitz	juyub	yu'k
Erde	lum	luum	ch'o'ch	ulén	ac'al

Indessen ist zu bemerken, dass sich, wie häufig, die Natur selbst dem Schema nicht überall fügt und dass Uebergänge, Verbindungsglieder zwischen den verschiedenen Gruppen insofern vorhanden sind, als da und dort eine Wurzel oder eine Form in einer Gruppe auftaucht, wo wir sie nicht erwarten würden. Eingehenderes Studium zeigt jedoch, trotz

dieser Ausnahmen, den organischen Zusammenhang der einzelnen Glieder einer Sprachgruppe.

Die Maya-Sprachen Guatemalas reihen sich nun folgendermaassen in die oben skizzirten Gruppen ein:

Die reine Maya-Sprache wird in Guatemala nur im äussersten Norden, d. h. im Departement Peten und von den unabhängigen Lacandon-Indianern gesprochen.

Zur Tzental-Gruppe, deren Hauptglieder wir ausserhalb von Guatemala in Chiapas und Tabasco finden, gehörte das Chol, welches einst weit im östlichen Guatemala verbreitet gewesen zu sein scheint, gegenwärtig aber daselbst ausgestorben ist. Dagegen hat mir Professor Rockstroh, der als Mitglied der mexicanisch-guatemaltekischen Grenzvermessungs-Commission Gelegenheit hatte, den äussersten Nordwesten Guatemalas zu bereisen, vor kurzem Vocabulare aus jener schwer zugänglichen Gegend mitgetheilt, aus denen hervorgeht, dass die Sprache der Chuj-Indianer ebenfalls zur Tzental-Gruppe gehört. Dieser kleine Stamm bewohnt den nördlichen und östlichen Theil des Bezirks von Nenton. Rockstroh erklärt die Chujes für die uncivilisirtesten Indianer Guatemalas. Ihre Sprache schliesst sich nahe an das Chañabal von Chiapas an. Als ebenfalls zur Tzental-Gruppe gehörig ist auch die Sprache von Jacaltenango[1] zu betrachten, welche indessen einige Ausdrücke aus der Mam-Gruppe entlehnt hat, sodass sie als Verbindungsglied von den Tzental- zu den Mam-Sprachen, immerhin mehr zu erstern gehörig, dasteht. Es bleibt nun noch die Sprache von Soloma und Ixtatan zu bestimmen, wozu Herr Rockstroh wol bald das Material liefern wird. Vermuthlich steht sie ebenfalls dem Chañabal nahe. Einstweilen schreibt mir Rockstroh: „Nach den Aussagen zahlreicher Personen sind das Mam, die Sprache von Jacal-

---

[1] In der im Anhange gegebenen ethnographischen Karte als „Jacalteca“ bezeichnet.

tenango, die Sprache der Chujes und die Sprache von Soloma und Ixtatan untereinander nicht verständlich; ebensowenig das Chañabal von Comitan und die Sprache der Chujes."[1]

Zur Mam-Gruppe haben wir das Ixil in den Bergen der Sierra Madre, die Mame- oder Mam-Sprache im nordwestlichen Guatemala und die Sprache von Aguacatan, dem Mame sehr nahestehend, zu rechnen.

Die Quiché-Gruppe umfasst in erster Linie die Sprachen der drei Hauptreiche des vorspanischen Guatemala: das Quiché, das Cakchiquel und das Tz'utujil. Von den drei Hauptstädten dieser Reiche: Utatlan, Tecpan Quauhtemallan und Atitlan hiessen diese Sprachen auch die „Lenguas Metropolitanas". Dem Quiché nahestehend fand ich die Sprache der alten Herrschaft Uspantan, eines ehemaligen Vasallenstaates des Quiché-Reiches.

Die Pokonchí-Gruppe wird gebildet aus den Sprachen der Verapaz (Quekchí und Pokonchí), ferner dem Pokomam, welches sich nach Süden bis über die Grenze von Salvador hinaus erstreckt. Ihm dürfte das Chorti von Copan nach dem Wenigen, was wir davon wissen, nahe verwandt sein.

Trotz grosser räumlicher Ausdehnung nehmen nun aber die Maya-Stämme nicht das ganze Areal von Guatemala ein. Ausser ihnen finden wir noch einige vereinzelte Glieder anderer Sprachfamilien, die sich hauptsächlich in der Südwestecke des Landes zusammendrängen und theilweise sich noch in die benachbarte Republik Salvador erstrecken.

Zu diesen vereinzelten Sprachen gehört das Pipil, ein der Nahuatl-Gruppe angehöriges Idiom.

---

[1] Zur Zeit der Veröffentlichung meiner Broschüre: „Zur Ethnographie der Republik Guatemala (1884)", war mir jenes ganze Gebiet sprachlich unbekannt gewesen, weshalb ich es dort mit einem Fragezeichen (XV?) nach einer Angabe des Juarros zum Pokomam zog.

Auf die Gegend von Conguaco beschränkt finden wir die Pupulnca-Sprache, welche, nach einem dürftigen Vocabular, der Mije-Sprache des Isthmus von Tehuantepeque nahe verwandt zu sein scheint.

Von der Sinca- oder Xinca-Sprache, hat Dr. D. G. Brinton kürzlich ein 95 Worte umfassendes Vocabular[1] aus dem Nachlass des Dr. Berendt veröffentlicht, aus dem hervorgeht, dass die Xinca-Sprache ein der Maya- und Nahuatl-Familie gänzlich fremdes Idiom darstellt. Ebenso wenig finde ich einen Anschluss an das Mixtekische von Mexico oder an die Lenca-Sprache von Honduras, sodass die Stellung der Xinca noch zu bestimmen ist.

Als jüngste linguistische Erwerbung Guatemalas ist das Caraibische von Livingston zu betrachten.

Von anscheinend ausgestorbenen Sprachen sind ausser dem erwähnten Chol zu verzeichnen die Alagüilac-Sprache von San Cristóbal Acasaguastlan und die Sprache der Mopanes.

Trotz dieser bunten Sprachenmosaik auf dem kleinen Territorium von Guatemala hat doch keine der eingeborenen Sprachen diejenige der fremden Eroberer, das Spanische, zu beeinflussen vermocht. Mit kaum nennenswerthen Ausnahmen[2] entstammen die indianischen Lehnworte der spanischen Umgangssprache von Guatemala sämmtlich dem Mexicanischen, und wurden offenbar in den ersten Zeiten nach der Eroberung jenes Landes daselbst angenommen. Mexicanische Lehnworte aber sind im Spanischen von Guatemala sehr zahlreich: ich nenne davon nur die folgenden:

---

[1] On the Language and Ethnological Position of the Xinca Indians of Guatemala. By D. G. Brinton, M. D. (1881).

[2] Z. B. *macho*, vom Quiché-Wort *mach*, ein gewisses, aus Chocolade bereitetes Genussmittel.

Umgangssprache von Guatemala	Nahuatl von Mexico	Deutsch
Chichihua	Chichihua	Amme
Chile	Chilli	Spanischer Pfeffer (*Capsicum*)
Tomate	Tomatl	Liebesapfel (*Lycopersicum*)
Milpa	Milpan (im Maisfeld)	Maisfeld
Petate	Petlatl	Binsenmatte
Ocote	Ocotl	Kienspan, Kienspanfackel
Tamale	Tamalli	Gericht aus Maismehl und Fleisch
Atole	Atolli	Getränke aus gekochtem, dünnflüssigem, versüsstem Stärkebrei
Mecate	Mecatl	Riemen, Ruthe, Strick
Guacal	Huacalli	Kürbisschale
Comal	Comalli	Flacher Thonteller zum Rösten der Tortillas
Jícara	Xicalli	Gefäss aus der Frucht des Calebassenbaumes (*Crescentia*)
Tecomate	Tecomatl	Gefäss aus dem Flaschenkürbis
Ule, Hule	Olli	Kautschuk. Von Hule ist abgeleitet: *Ahulado*, das Wachs- oder Kautschuktuch
Cacaxte	Cacaxtli	Indianisches Traggestell
Tanate	Tanatli (geflochtener Korb)	Hanfen
Tizate	Tizatl	Kreide
tapixcar	pixca (nitla-)	Mais ernten.

Die indianischen Sprachen ihrerseits haben eine Anzahl von spanischen Worten nicht blos herübergenommen, sondern sich vollkommen assimilirt. So ist z. B. *caxlan*, welches jetzt „weiss" bedeutet (*caxlan vuay*, wörtlich „weisse Tortilla" für „Brot"; *caxlan umul* weisses Kaninchen), blos das indianisirte Wort „castellano", welches im Mexicanischen noch vollständig als *caxtillan* erhalten ist. Das spanische „cruzar", (kreuzen) ist im Cakchiquel zu *curusij* geworden und wird indianisch conjugirt.

Die Kleidung beschränkt sich in der Tierra caliente für die Männer auf einen schmalen Lendengurt aus rothem

Baumwollenzeug und einen Strohhut. Bei festlichen Gelegenheiten tragen sie weite Beinkleider und ein über die Leibesmitte herunterreichendes weisses Baumwoll-Hemd. Die indianischen Frauen der pacifischen Küstenebene tragen ein langes Stück Baumwollenzeug nach Art eines Rocks um den Leib gewickelt und über den Hüften mit einer Binde befestigt. Den Oberkörper lassen sie zu Hause nackt. Blos bei kühlerer Witterung, und beim Eintritt in die Dörfer, wo Ladinos wohnen, bedecken sie ihn mit einem kurzen Jäckchen, das indessen einen schmalen Streifen der Leibesmitte freilässt. Die Haare werden in der Regel um den Hinterkopf aufgerollt getragen.

Im Innern des Landes tragen die Männer über baumwollenen Unterhosen noch weite Beinkleider aus braunem oder blauem Wolltuch. Farbe und Schnitt wechseln je nach der Dorfschaft, sodass bei einiger Uebung die Angehörigen eines Dorfes leicht an ihrer Kleidung zu erkennen sind. Der Oberkörper ist über dem Hemde mit einer farbigen Jacke, in vielen Dörfern mit einem weiten wollenen Rocke bekleidet, welcher in der Leibesmitte durch einen Gürtel zusammengefasst wird. In vielen Gegenden der „Altos“ gesellt sich zu den genannten Kleidungsstücken noch ein langer, dunkelfarbiger Mantel aus Wolltuch. Form und Farbe der Hüte sind ebenfalls je nach den Dorfschaften mannichfachem Wechsel unterworfen.

Wie an der „Küste“, so wickeln auch in den höher gelegenen Dörfern die Weiber die untere Leibeshälfte in einen breiten Streifen von Baumwollenzeug. Nur ist hier im allgemeinen dessen Gewebe dichter, schwerer, und als Grundfarbe herrscht ein dunkles Blau vor, während in der Tierra caliente ein grelles Roth die beliebteste Grundfarbe für die Weiberröcke (enaguas) bildet. Ihre Länge wechselt je nach den Dorfschaften; an einigen Orten bedecken sie kaum die Knie, an andern reichen sie bis auf die Knöchel herab. Der Ober-



POKOMAM-INDIANERIN MIT IHREM KIND.

S. 307.



körper steckt in einer Art weitärmeligem Hemd (Huipil), das je nach Vornehmheit und Wohlhabenheit seiner Besitzerin entweder einfarbig, höchstens mit ein paar rothen Strichen versehen, oder aber mit farbenreichen und geschmackvollen Broderien aus Seide und Baumwollengarn geschmückt ist, die den Preis eines solchen Huipil auf mehrere Thaler stellen. Sie bilden den neuzeitlichen Ersatz für die bunten Mosaiken aus Vogelfedern, welche zur Zeit der Eroberung auf den Gewändern der Vornehmen angebracht wurden.

In den Altos tragen die Weiber bei kalter Witterung über dem Huipil noch ein ponchoartiges Hemd, welches so über den Kopf gestülpt wird, dass das Gesicht durch die runde Oeffnung herausschaut.

Das Haar wird, bald in einen, bald in zwei Zöpfe geflochten, über den Rücken gehängt oder rund um den Hinterkopf gerollt. Bei festlichen Anlässen wird es mit bunten Bändern und Schnüren durchflochten und zu einem turbanähnlichen Gebilde auf dem Kopfe gestaltet, das eine auffallende und unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Kopfputze zeigt, welchen man mitunter an weiblichen Thonfiguren der vorspanischen Zeit antrifft.

Die ganze Pracht und Herrlichkeit, deren das indianische Costüm auch heutzutage noch fähig ist, kommt aber hauptsächlich an den zahlreichen Kirchenfesten zur Geltung, wo Sammt, Seide und goldene Borten insbesondere diejenigen Indianer schmücken, welche mit der civilen und geistlichen Verwaltung in Beziehung stehen.

Als reine Weisse können mit Sicherheit nur die circa 1500 Individuen betrachtet werden, welche aus Europa und Nordamerika eingewandert sind.

Ausser einigen wenigen, vor kurzem von den Antillen eingewanderten Negern und zwei Dutzend im Lande zerstreuten Chinesen besteht der Rest der Bevölkerung aus Mischlingen der bisher genannten Elemente.

In somatologischer Hinsicht lassen sich die Mischlinge in zwei Lager theilen, nämlich in dasjenige der reinen Mestizen, welches nur Mischlinge von Indianern und Weissen umfasst, und ein anderes, das von Leuten gebildet wird, in denen europäisches, indianisches und afrikanisches Blut in allen möglichen Verhältnissen gemischt ist. Man kann dieselben als Mulato-Mestizen von den reinen Mestizen trennen. Beide sind durch alle Grade der Mischung und zahlreiche Uebergänge miteinander verbunden. Immerhin aber entspricht jedem derselben ein bald mehr, bald weniger charakteristischer Typus.

Zu den relativ constant bleibenden Merkmalen des reinen Mestizen-Typus gehört die straffe Beschaffenheit des meist tiefschwarzen Haares, welches, wol infolge besserer Haarpflege, weicher, schöner und glänzender zu sein pflegt als das der reinen Indianer. In den hellern Nuancen der Hautfarbe trifft man nicht selten Individuen, deren Haar dunkelbraun ist und deren Iris alsdann ebenfalls in der Regel nicht mehr schwarz, sondern braun oder grünbraun erscheint.

Charakteristisch ist ferner der breite Mund und der gracile Körperbau. Je mehr sich im allgemeinen die Hautfarbe der europäischen nähert, d. h. je ausgiebiger das indianische Blut ausgemerzt ist, desto mehr nehmen die Maassverhältnisse des Körpers zu. Wo die Hautfarbe einmal fast oder ganz weiss geworden ist, verlieren sich die specifisch indianischen Merkmale gelegentlich bis zur vollkommenen Latenz und kommen nur durch Atavismus wieder zum Vorschein.

Nicht gar selten tritt nämlich ein eigenthümlicher Rückschlag (Atavismus) in der Weise ein, dass in Familien, wo von hellfarbigen, anscheinend ganz weissen Aeltern mehrere hellfarbige Kinder vorhanden sind, gelegentlich wieder das eine oder andere dunkelfarbige Kind geboren wird, dessen Hautfarbe von derjenigen seiner Geschwister, der Aeltern und

in einigen Fällen, wo ich das constatiren konnte, selbst der Grossältern, merklich und auffällig abstach. Seltsamerweise sind in einigen solchen Familien die Väter Europäer, die Mütter Landeskinder, die es höchst übel vermerken würden, wollte man sie für etwas anderes nehmen als für rein-spanische Abkömmlinge. Da das alte „pater incertus, mater certa" für den Bewohner europäischer Grossstädte den Verdacht nahelegen könnte, als handle es sich in solchen Fällen vielleicht um Kukukseier, die ein dunkler Vater einem weissen ins Nest gelegt, so wiederhole ich, dass die Damen Guatemalas an galanten Abenteuern nur ganz ausnahmsweise Geschmack finden. Mehrere jener Fälle von Rückschlag betreffen Familien der guten Gesellschaft, deren Verhältnisse mir genau bekannt sind, und wo ich mit voller Ueberzeugung für die Legitimität dieser atavistischen Sprösslinge eintreten kann.

Die reinen Mulatten, d. h. Mischlinge von Weissen und Negern, sind in Guatemala nicht mehr vorhanden, sondern haben sich mit Indianern und Mestizen vermischt. Ebenso kommen sogenannte „Zambos" d. h. Mischlinge von Negern und Indianern, nur noch an wenigen Punkten des Landes, wie auf der Hacienda San Gerónimo bei Salamá, ferner in Livingston vor, in dessen Bewohnern, den „Caraiben", das indianische Caraibenblut jedoch wol seit Generationen latent geworden ist.

Im Innern des Landes haben sich die Mulatten und Zambos längst mit den Ladinos des Mestizen-Typus so eng vermischt, dass nur wenige gemeinsame Merkmale sich noch als charakteristisch für die einstige Negerkreuzung nachweisen lassen. Dahin gehört in erster Linie die krause oder kurzwellige Beschaffenheit des Haupthaares, die eine Menge von Uebergängen vom Kraushaar bis zum langwelligen Lockenhaar der Mittelländer aufweist. Es scheint, als ob die Kreuzung mit dem straffhaarigen Indianer im Laufe der Generationen aufrollend und verlängernd auf das kurze und eng-

gerollte Haar des Negers eingewirkt habe. Die Haare erben sich in ihrem ursprünglichen Typus weit zäher fort als die Farbe der Haut, und so sieht man in Guatemala unter den Ladino-Frauen viele Individuen, deren Haar durch mehrfache indianische Kreuzung bereits ziemlich lang geworden ist und bis auf die Schultern reicht, aber immer noch durch die kurzwellige Beschaffenheit die Beimischung von Negerblut verräth.

Ausser dem Haar deutet dann auch die Configuration des länglichen, schmalen Kopfes mit breiter, oft aufgeworfener Nase, wulstigen Lippen und stärkerm Bartwuchs auf Negerbeimischung. Die Körperstatur übertrifft häufig diejenige des Durchschnittsindianers. Auch innerhalb des Mulato-Mestizen-Typus gibt es die mannichfaltigsten Abstufungen zum reinen Mestizen-Typus einerseits und zum rein weissen andererseits.

Nach dem Gesagten sind die „Ladinos“ weit davon entfernt, somatologisch eine Einheit zu bilden. Gleichwol scheint es eine Tendenz der Natur zu sein, eine solche Einheit der Bevölkerung anzustreben. Das typische Negerhaar ist verschwunden, ebenso die schwarze Hautfarbe und der specifische Negergeruch. Wenn durch irgendeinen Zufall die reinen Indianer und die reinen Weissen von fernerm Eintreten in die Mischung abgehalten würden und die Ladinos sich ganz überlassen blieben, so würde wahrscheinlich im Laufe einer Reihe von Generationen eine nach Hautfarbe und Haarbeschaffenheit einheitliche Bevölkerung resultiren.

Der Sprachgebrauch von Guatemala hat dem Gang der Natur gewissermassen vorgegriffen und bezeichnet alle Bewohner des Landes, die weder Indianer, noch Neger, noch Chinesen, noch nachweisbar eingewanderte Weisse sind, mit dem Gesammtnamen „Ladinos“. Das Wort Ladino bezeichnete im ältern Spanischen einen Menschen, der neben seiner Muttersprache noch andere Idiome kannte, einen „Lateiner“.

Nach der Entdeckung der Antillen entwickelte sich dieses Wort daselbst zu einem Provinzialnamen zur Bezeichnung derjenigen Sklaven, welche schon etwas Spanisch sprachen und verstanden, im Gegensatz zu den „Bozales“, den frischeingefangenen, undressirten Negern. Von den spanischen Antillen wurde der Ausdruck nach Mittelamerika hinübergenommen und hat im Laufe der Zeit seine jetzige Bedeutung erlangt.

Gegenwärtig sind die Ladinos die Beherrscher des Landes, ihnen sind die numerisch zahlreichern Indianer unterthan und gegen sie verschwinden die rein-weissen Elemente gänzlich. Vom Präsidenten bis zum Stallburschen treffen wir die Ladinos in allen Lebensstellungen, als Handwerker, Landwirthe, Geistliche, Aerzte und Juristen, und es ist sicher, dass in der Mischlingsbevölkerung ein äusserst fruchtbares, lebenskräftiges und lebensfähiges Element gegeben ist, dem nur noch der eiserne Zwang äusserer Verhältnisse, ein schwierigerer Erwerb der ersten Lebensbedürfnisse fehlt, um auf den verschiedensten Gebieten erfolgreich mit andern Völkern zu concurriren. Die von der Natur gegebene Verstandesanlage ist schon im jungen Ladino-Kinde eine erstaunlich gute, aber die Schule des Lebens ist in jenem dünnbevölkerten Lande noch nicht hart genug, um die gute Anlage zur vollen Reife zu bringen.

SECHZEHNTES KAPITEL.

Die neuere Geschichte von Guatemala unter der Regierung des Präsidenten Barrios.

Die Entstehung des neuen Bevölkerungselements der „Ladinos“ blieb nicht ohne die grösste Bedeutung für die Geschichte und die Geschicke von Guatemala.

Nachdem das Land während drei Jahrhunderten als ein Theil der Capitanería general de Guatemala, welche vom Süden von Mexico bis gegen die Landenge von Panamá hinabreichte, unter spanischer Oberherrschaft gestanden hatte, riss es sich, dem Beispiele Mexicos folgend, am 21. September 1821 von Spanien los und bildete fortan mit den Staaten Salvador, Honduras und Costa Rica die „Vereinigten Provinzen von Mittelamerika“ als republikanischer Bundesstaat, dem sich bald auch Nicaragua anschloss, während Chiapas vorzog, sich mit Mexico zu vereinigen und dessen Schicksale zu theilen.

Es dauerte nicht lange, so entstanden im Schose der „Nationalversammlung“ zwei Parteien, welche unter den Namen der „Liberalen“ und „Servilen“ für die fernere Geschichte Mittelamerikas eine traurige Berühmtheit erlangen sollten. Die „Liberalen“ rekrutirten sich aus den republikanisch-demokratischen Elementen der Nation, welche Ursache gehabt hatten, mit dem spanischen Regiment unzufrieden zu sein, also vornehmlich aus den Mischlingen

der verschiedensten Lebensstellungen. Ihr Programm war: Hebung des Volkswesens, Niederwerfung der Allmacht des Klerus und Aufhebung der Vorrechte des spanischen Adels. Der Partei der „Liberalen“ gegenüber stand diejenige der „Servilen“, welche hauptsächlich aus den Adelsfamilien und dem grössten Theile der geborenen Spanier, den civilen und militärischen Beamten, sowie den Geistlichen und ihrem Anhange unter der niedern Bevölkerung gebildet wurde.

Beide Parteien stehen sich auch heute noch als Liberale und Servile gegenüber. Sie sind es gewesen, welche seit der Zeit ihres Entstehens die Republiken Mittelamerikas einer endlosen Reihe von Revolutionen und Bürgerkriegen überlieferten, zu welchen unter pompös und patriotisch klingenden Namen die Leidenschaften der Herrschsucht, der Habgier und, *last not least*, der persönlichen Rache fast stets die erste Veranlassung waren und noch sind.

Dem Bundesstaat der „Vereinigten Provinzen von Mittelamerika“ wurde nach ein paar wechselvollen, an Bürgerkriegen reichen Jahrzehnten im Jahre 1847 durch den Indianer Rafael Carrera ein Ende gemacht. Diesem ausserordentlichen Manne war es mit Hülfe der servilen Partei gelungen, sich aus der niedersten Volksschicht zum Staatslenker von Guatemala aufzuschwingen und bis an sein Lebensende zu behaupten. Carrera's Regiment war ein absolutes, durchgeführt mit den Anschauungen und im Sinne eines bildungslosen, leidenschaftlichen und rachsüchtigen Geistes, dem hinwiederum Züge von Geistesgrösse, Grossmuth und Anflüge des aufrichtigen Wunsches, dem Lande zu nützen, sowie eine gewisse staatsmännische Einsicht nicht abzusprechen sind. Sein Leben und seine Zeit würden ein Motiv von hohem psychologischen Interesse für einen historischen Roman bilden.

Carrera starb am 14. April 1865 eines natürlichen Todes. Ein besonders grosses Ansehen genoss er unter den Indianern, und einige indianische Dörfer beweisen ihm heute noch eine fast abgöttische Verehrung. Wenige Tage nach seinem Tode versammelte sich in Guatemala die reguläre gesetzgebende Behörde und wählte als Präsidenten den General D. Vicente Cerna, einen Parteigänger Carrera's. Cerna führte seine erste Amtsdauer ohne weitere Unruhen zu Ende; als aber im Jahre 1869 die Zeit der Wahlerneuerung gekommen war, theilten sich die Stimmen der Deputirten zwischen Cerna und dem General D. José Victor Zavala. Trotzdem das Volk stürmisch die Nichtwiederwahl Cerna's und den Sturz seines Ministeriums verlangte, setzte das über das Stimmenmehr gebietende Ministerium die Wiederwahl Cerna's durch. Die Reaction auf diese Vergewaltigung der öffentlichen Meinung blieb nicht aus. Schon im Jahre 1867, also zwei Jahre früher, hatte der General D. Serapio Cruz sich an die Spitze einer revolutionären Bewegung gestellt. In diese Zeit fällt auch der Beginn der politischen Laufbahn von Barrios, deren wir hier etwas eingehender gedenken wollen, da sie uns als Paradigma der centralamerikanischen Politik dienen kann.

Don Justo Rufino Barrios stammte aus dem sogenannten Barrio San Márcos (Departement San Márcos), wo seine Familie zu den mässig wohlhabenden der Gegend gehört. Ihm selbst war lediglich die Hacienda Malacate zugefallen. Er studirte mit der Absicht, Escribano público zu werden, eine Stellung, welche keinen hervorragenden Bildungsgrad erfordert. Sein Talent zum Studium soll jedoch ein äusserst geringes gewesen sein, blos für die Mathematik zeigte er Anlagen. Später wandte er sich der Agricultur zu. Da ihn jedoch die Hauptleidenschaft der Ladinos, die Politik, ebenfalls mitriss, erhob er sich als noch junger Mann mit einigen andern Unzufriedenen gegen den Jefe político seines

Departements[1], in der Hoffnung, dass D. Serapio Cruz in Sansario, einem Dorf des „Oriente“, gegen den Präsidenten Cerna einen Aufstand zu Stande brächte, was denn auch wirklich geschah. Das Pronunciamiento blieb jedoch ohne Erfolg. Cruz, einsehend, dass der Moment, Cerna zu stürzen, noch nicht gekommen sei, war gezwungen, seine Truppen zu entlassen und sich dem Commandanten der Regierungsarmee, D. Antonio Solares, gegen freien Abzug zu ergeben. D Serapio Cruz ging hierauf nach Chiapas, sein Parteigenosse D. Rufino Barrios zog sich nach Malacate, seiner Hacienda auf dem mexicanischen Grenzgebiete, zurück, und bis im Jahr 1869 hörte man nichts mehr von ihm. In diesem Jahre jedoch invadirte Serapio Cruz an der Spitze einer ganz geringen Truppenmacht das Gebiet von Guatemala aufs neue und Barrios gesellte sich, sofort mit dem Grade eines Generals bekleidet, ihm bei. Die Rebellen durchzogen die Ortschaften des Nordens und nach mehrern kleinen Scharmützeln kam es zur Schlacht von Huehuetenango (December 1869), in welcher Cruz völlig geschlagen wurde. Barrios wurde an einem Fusse verwundet und hielt sich ein paar Tage in der Nähe von Huehuetenango verborgen. Dann trugen ihn die Indianer der sogenannten „Sierra“, die ihm ergeben waren, nach Nebaj und schützten ihn vor den Nachstellungen der Regierungstruppen. Bei einer Gelegenheit, wo eine Patrouille das Land durchzog, um auf Barrios zu fahnden, versteckten ihn die Indianer in eine Grube, welche sie im Boden eines Rancho ausgegraben hatten, stellten

[1] Der unmittelbare Anlass zu dieser Schilderhebung soll übrigens ein sehr prosaischer gewesen sein. Barrios hatte der Tochter eines Richters von San Márcos nachgestellt. Der Vater des Mädchens wurde beim Jefe político klagbar, welcher eine Patrouille nach Malacate schickte, um Barrios nächtlicherweile festnehmen zu lassen. Es gelang diesem aber, durch ein Fenster zu entkommen und über die Grenze zu flüchten, von wo aus er sein Unternehmen ins Werk setzte.

darüber einen Altar nebst dem zu einer religiösen Festlichkeit gehörigen Apparat, Heiligenbilder, brennende Kerzen, und organisirten das bei solchen Gelegenheiten übliche Chicha-Gelage. Die Patrouille, getäuscht durch den Schein eines religiösen Rumbo, zog unverrichteter Sache ab. Als Barrios später zur Regierung gelangt war, lohnte er den Indianern von Nebaj diese Lebensrettung dadurch, dass er ihnen gewisse exceptionelle Freiheiten einräumte, von denen später bei meinem Besuche der Sierra von Nebaj noch die Rede sein wird.

Serapio Cruz marschirte indessen mit den ihm noch gebliebenen Truppen, welche vorzugsweise aus schlecht bewaffneten Indianern bestanden, nach Palencia, einem zwei Leguas östlich von der Hauptstadt gelegenen Dorfe, wo er indessen in die Hände des feindlichen Anführers, D. Antonio Solares, fiel.

Solares war „Compadre“ von Cruz und benutzte diesen Umstand, um auf hinterlistige Weise sich dessen Person zu bemächtigen. Nachdem er ihm mit den Regierungstruppen nach Palencia entgegengezogen war, fing er scheinbar an mit Cruz zu unterhandeln und versprach demselben, mit seiner Macht zu ihm zu stossen, um ihn beim Sturz der Regierung zu unterstützen. Cruz kam arglos zur Unterredung, Solares aber liess ihn gefangen nehmen und auf der Stelle enthaupten (23. Januar 1870). Der Kopf wurde im Schaugepränge durch die Strassen der Hauptstadt getragen und dann zwei Tage lang im Secirsaal des Hospitals ausgestellt, wo sich der Held Solares in tapferer Stellung abbilden liess, indem er die siegreiche Rechte auf das todte Haupt des von ihm gemordeten „Compadre“ stützte.[1] So

[1] Die Servilen erzählten mir die Sache etwas anders. Nach ihrer Darstellung wäre Serapio Cruz in einem Treffen von Solares geschlagen worden und auf der Flucht in eine Barranca gestürzt, wo er lebendig gefangen und sofort enthauptet wurde.

endete der „Tata Lapo", wie die Indianer D. Serapio Cruz zu nennen pflegten. Barrios flüchtete sich nach Chiapas.

Um diese Zeit wurde der Deputirte General D. Miguel García Granados verbannt und wandte sich ebenfalls nach Chiapas, wo er in Gemeinschaft mit Barrios sich zu einem neuen Aufstand vorbereitete. Die Beiden kauften eine Anzahl nordamerikanischer Remington-Gewehre und rückten, verstärkt durch angeworbene Söldner aus Chiapas, wieder von Norden her in Guatemala ein, diesmal mit Erfolg. Nach den mit Cerna's Armee gelieferten Treffen von Tacaná, Retalulcu, Chiché, Tierra blanca, Cochon und San Lúcas wurde am 30. Juni 1871 die Hauptstadt Guatemala von der Revolutionsarmee eingenommen. Damit war das Regiment, welches Rafael Carrera 1840 eingesetzt hatte, gestürzt und die liberale Partei kam ans Ruder. Die Epoche von 1840—1870 heisst die „dreissigjährige" (de los treinta años).

Am 3. Juni 1871 hatten die Führer der Revolution die Acte von Patzicía unterzeichnet, in welcher die Regierung Cerna's aufgehoben und García Granados zum provisorischen Präsidenten der Republik ernannt ward, der dann nach seinem Einzug in die Hauptstadt die neue Regierung instituirte. Eine ihrer ersten Massregeln war die, alle die von der Repräsentantenkammer während der Sitzungsperiode vom 4. April bis 2. Juli 1870 durchgeführten Beschlüsse für null und nichtig zu erklären, da während dieser Zeit vom Expräsidenten Cerna drei Deputirte, entgegen der von der Constitution garantirten Unverletzlichkeit des Gesetzgebenden Körpers, gefangen genommen und verbannt worden waren. Es wurde ferner das nationale Banner in seiner heutigen Form, bestehend aus drei senkrechten gleichbreiten Streifen, die beiden äussersten blau, der Mittelstreif weiss, festgestellt und der Quetzal (*Pharomacrus mocinna Gray*), der schönste, schon aus den Zeiten der indianischen Könige berühmte Vogel Guatemalas, als Wappenzeichen angenommen. Ferner

wurde ein Ministerium des Innern (Ministerio de Fomento) geschaffen.

Die unterlegene servile Partei, namentlich der Klerus, ermangelte nicht, alle Hebel zur Erneuerung des Bürgerkrieges in Bewegung zu setzen, um die verhassten Liberalen zu stürzen. Wieder erhob sich im „Oriente“ eine Revolution, welche indessen von Barrios, der damals den Posten eines „Comandante general de los Altos“ bekleidete, in den Gefechten von Cerro Gordo und Santa Rosa rasch unterdrückt wurde. Einige geistliche Würdenträger wurden des Landes verwiesen, weil ihr längerer Verbleib eine beständige Gefahr für die Ruhe des Landes zu sein drohte. Trotzdem kam es bald (1872) zu einem neuen Aufstand im „Oriente“, an dessen Spitze der Präsident von Honduras, D. José Maria Medina, stand. Ihm wurde jedoch von den vereinigten Regierungen von Salvador und Guatemala der Krieg erklärt, er wurde abgesetzt und seine Stelle an D. Celeo Arias vergeben. Während die Truppen von García Granados gegen Honduras marschirten, blieb Barrios als interimistischer Präsident von Guatemala zurück, in welcher Eigenschaft er die Freiheit der Presse proclamirte und die religiösen Orden aufhob.

In diese Zeit fallen die jetzt noch in Guatemala allgemein gekannten und als wahr verbürgten Geschichten von verschiedenen Frauen, welche Barrios auf den Verdacht hin, dass sie im Dienste der Servilen stehen, gefangen nehmen liess. Sie wurden in „Redes“, d. h. in die grobmaschigen, aus dünnen Stricken geflochtenen Netze, deren sich Indianer und Arrieros für ihre Lasten bedienen, gesteckt und an Stricken vor Barrios' Hause aufgezogen und tagelang hängen gelassen. Diese Thatsache, welche uns einen Begriff geben kann, in welcher Art und Weise die Parteikämpfe zwischen Liberalen und Servilen gegenseitig geführt wurden, wird noch mit verschiedenen barbarischen Einzelheiten ausgeschmückt. So soll unter einer der so aufgehängten Frauen,

die natürlich durch ihre eigene Schwere in ein hülfloses Bündel zusammengepresst wurde, ein Ochse angebunden worden sein, der sie mit den Hörnern bearbeitete, sobald sie seinem Kopfe nahe kam. Eine andere soll im Netze geboren haben. Diese Dinge sind möglich und mir als wahr erzählt worden, doch möchte ich für ihre historische Wahrheit nicht einstehen. Ein mit der Geschichte dieser Zeit genau vertrauter Geistlicher erzählte mir, es seien damals Männer, die als Mitverschworene der Servilen verdächtig waren, in Fässer gesteckt und diese in den Hof des Regierungspalastes gerollt worden, wo sich die Soldaten der Wache damit belustigt hätten, sich mit den Füssen diese Fässer gegenseitig zuzurollen.

Im Jahre 1873, nachdem Granados nach Guatemala zurückgekehrt war, erstickte Barrios eine dritte Revolution, die sich in der „Montaña“ erhoben hatte. Im Mai desselben Jahres wählte ihn die constituirende Versammlung zum Präsidenten der Republik mit weitgehenden Vollmachten. Er trat im Juni 1873 sein Amt an, aber schon im Juli erhob sich die servile Partei von neuem unter Enrique Palacios, um von Honduras her in Guatemala einzufallen. Sie wurde jedoch von den Truppen Guatemalas im Thal des Rio Chamelicon aufs Haupt geschlagen und die Ruhe vorläufig hergestellt.

Im Jahre 1876 vereinigte sich der damalige Präsident von Salvador, D. Santiago Gonzalez, mit D. Ponciano Leiva, dem Präsidenten von Honduras, um Guatemala zu bekriegen. Indessen schien diese Angelegenheit durch die Conferenz von Chingo zum friedlichen Austrag kommen zu wollen, indem Gonzalez durch Andres Valle als Präsident von Salvador ersetzt wurde, während Barrios der Bevölkerung von Honduras eine seiner Creaturen, D. Marco A. Soto als Präsidenten octroyirte. Gonzalez vermochte jedoch die Ausführung dieses Compromisses zu verhindern. Es kam zu einem

Kriege gegen Salvador, den Barrios indessen in der kurzen Zeit von zwei Monaten siegreich beendigte.

Das Land blieb nun ruhig, abgesehen von einer Verschwörung im Jahre 1877, welche jedoch vereitelt wurde. Barrios liess 17 Theilnehmer auf der Plaza de Armas erschiessen. Die Unglücklichen, von denen ein Theil durch Ruthenhiebe und Hunger so heruntergekommen war, dass sie nicht mehr allein zum Richtplatz zu gehen vermochten, wurden auf Stühle gesetzt und niedergeknallt. Augenzeugen erzählten mir, dass die Verurtheilten kaltblütig und ohne zu zucken mit unverbundenen Augen in die Mündungen der auf sie gerichteten Flinten geblickt hätten; allerdings mochte ihnen der Tod eine willkommene Erlösung bieten nach dem, was sie im Gefängniss erduldet hatten.

In dasselbe Jahr fällt die Affaire des Padre Pages. Dieser junge Geistliche, ein geborener Spanier, welcher im Dorfe Ilotenango Cura war, machte eines Tages, als der Präsident auf seiner Rundtour durch die Departements nach Ilotenango gekommen war, demselben seine Aufwartung. Es sind nämlich die Ortsgeistlichen in weitem Umkreise bei höchster Ungnade gezwungen, sich bei den Reisen des Landesherrn auf dessen Durchgangsstationen einzufinden und ihre unterthänige Huldigung darzubringen. Beim Mittagstisch begann nun Barrios, wie gewöhnlich, seine wohlfeilen Witze über Religion und Geistlichkeit zu reissen, wobei er den Padre Pages nicht anders als mit „fanático“ apostrophirte. Diesmal war es die Inquisition, deren Greuel er dem Klerus zum Vorwurf machte. Der heissblütige Pages, schon seit längerer Zeit aufgebracht über die unwürdige Behandlung, die Barrios ihm und seinen Collegen gelegentlich angedeihen liess, gab zur Antwort, dass jedes Zeitalter seine Licht- und Schattenseiten habe und dass sich über historische Dinge nur mit Leuten disputiren lasse, deren Bildung geschichtlichen Erörterungen gewachsen sei. Barrios verschluckte

die bittere Pille schweigend. Als er aber nach der Mahlzeit mit dem Padre allein im Zimmer war, stellte er ihn grimmig über seine Insolenz zur Rede und hieb ihm dabei mit seiner Lieblingswaffe, der Reitpeitsche, ins Gesicht. Pages fasste den Präsidenten unverweilt am Halse und suchte ihn zu erwürgen. Da er der Stärkere war, hatte er Barrios bald zu Boden und unter sich gebracht, und vermuthlich wäre es damals um das Leben des Präsidenten geschehen gewesen, wenn Pages eine Waffe gehabt hätte. In diesem kritischen Augenblicke traten Leute von Barrios' Gefolge ins Zimmer und jemand schoss den Padre mit dem Revolver in den Kopf. Trotzdem erhob und vertheidigte er sich, bis er, von vielen Degenstichen durchbohrt, todt niedersank. Der damalige Adjutant des Präsidenten suchte sich bei diesem Anlass noch einen Extra-Stein ins Bret zu setzen, indem er dem todt daliegenden Padre noch ein paarmal den Degen in den Leib stiess. Diese tapfere That trug ihm denn auch billigerweise den Ehrennamen „Mata-muertos“ (Leichentödter) ein, womit ihn die Servilen heimlich belegten. Der Mord des Padre Pages wurde übrigens nach Kräften todtgeschwiegen und den Augenzeugen bei Todesstrafe verboten, etwas anderes darüber auszusagen, als dass man bei Pages Waffen und revolutionäre Documente gefunden hätte, weshalb er als Hochverräther sofort hingerichtet worden sei. Trotzdem ist diese Geschichte in Guatemala ein offenes Geheimniss, verschiedene Leute haben mir dieselbe *sotto voce* erzählt. Der obige Bericht ist die wörtliche Uebersetzung dessen, was ich einst unter dem Dictat eines Freundes des ermordeten Padre darüber niederschrieb. Aehnlicher Gewaltthaten werden noch eine ganze Reihe in mündlicher Ueberlieferung aufbewahrt.

Seither ist das Land bis zu dem verunglückten Dynamitattentat von 1883, welches nach meiner Rückkehr nach Europa erfolgte, ruhig geblieben. Nicht als ob die Parteien der Servilen und Liberalen sich deshalb weniger schroff

gegenüberständen, als vordem. Aber Barrios hat es fertig gebracht, innerhalb des Bereiches seiner Despotenhand die Ruhe des Grabes herzustellen. Die einflussreichsten seiner Gegner sind theils erschossen, theils verbannt, theils verarmt, insbesondere hat auch sein grimmigster Feind, der Klerus, sich aus Mangel an Mitteln einstweilen ducken und damit begnügen müssen, die Faust im Sack zu machen. Die Presse ist gänzlich in den Händen der liberalen Partei, kein einziges Blatt ist im Lande, welches wagen würde, etwas anderes zu bringen als ausländische Nachrichten aus fünfter und sechster Hand und nebenbei die ekelhaftesten und kriechendsten Lobhudeleien der jetzigen Regierung. Der „Diario de Centro-América", welcher zuerst von einem Engländer redigirt wurde und in dieser Lobhudelei etwas hinter seinen Collegen zurückblieb, wurde, noch während ich in Guatemala war, vom Kriegsminister Barrundia zwangsweise „gekauft". Die Charakterlosigkeit der liberalen Schöngeister ging so weit, ein eigenes Blatt unter dem Titel: „El General Barrios" zu gründen, welches beinahe ausschliesslich der Beweihräucherung des Landesherrn gewidmet war.

Im Jahre 1879 wurde die Constituirende Versammlung einberufen und die Constitution revidirt, die dann am 1. März 1880 in Kraft trat. Da gleichzeitig die erste Amtsperiode des Präsidenten verstrichen war, so wurde derselbe „fast einstimmig" (casí con unanimidad) wie die einheimische Geschichte das nennt, für eine zweite Amtsdauer bestätigt. Barrios hatte sich in einer Anwandelung von Humor gestellt, als wolle er sich der schweren Last der Regierung nicht mehr unterziehen und abdanken. Durch diesen Kniff war ihm klar geworden, dass er einem macht- und wehrlosen Feind, den Servilen, eine Schar der unterwürfigsten. kriechendsten Creaturen gegenüberzustellen habe, mit denen er, solange er sie zahlen konnte, alles machen und wagen durfte, dass es ihm gelungen sei, die Artesanos (Handwerker)

mit der klingenden Schelle und dem tönenden Erz seines liberalen Programms zu ködern, und dass er auf die Indianer zählen könne, dieses durch seine Menge noch immer gefährliche Element, um so gefährlicher, als es sich nicht an Principien und Programme, sondern lediglich an Personen hängt. So glaubte er endlich an die zweite Hälfte seines Lebensprogramms gehen zu können, nämlich an die Wiederherstellung des von Carrera gesprengten Bundesstaats der fünf central-amerikanischen Republiken. Salvador und Honduras hatte Barrios mit seinen Werkzeugen Zaldívar und Soto besetzt, auf die er nach den Regeln gewöhnlicher Dankbarkeit glaubte zählen zu dürfen, und so schien die Hauptschwierigkeit noch im Widerstand von Costa-Rica und Nicaragua zu bestehen. Dass Guatemala, respective seine Person, an der Spitze der gesammten Conföderation stehen würde, verstand sich bei diesem Calcul von selbst. Wir sind damit bei der Zeit angelangt, in welcher sich der Inhalt dieses Buches vorzugsweise bewegt, und können daher für einstweilen diesen kurzen Abriss über Barrios' Vergangenheit schliessen.

Eine kritische Bearbeitung der Geschichte Guatemalas existirt noch nicht. Für die Zeit der spanischen Occupation bis zur Befreiung bilden die Hauptquellen immer noch die Geschichtswerke von Juarros und García Pelaez, beide von Geistlichen und mit vorwiegender Betonung clerikaler Interessen geschrieben. In neuester Zeit war der begabteste Schriftsteller Guatemalas, D. José Milla, von der Regierung beauftragt worden, die Geschichte seines Vaterlandes von der Eroberung bis zur Unabhängigkeitserklärung zu schreiben. Leider unterbrach der Tod des Verfassers (1882) diese Arbeit vor ihrem Abschluss, was um so mehr zu bedauern ist, als Milla eine grosse Zahl früher nicht verwertheter Documente zu seiner Verfügung hatte. Sein Werk, welches unter dem Titel: „Historia de la América Central desde el descu-

brimiento del pais por los españoles (1502) hasta su independencia de la España (1821)", in Guatemala (1870—1882) erschienen war, schliesst mit dem zweiten Bande und dem Jahre 1686.

Die Geschichte der ersten Jahre (1821—34) seit der Unabhängigkeit sollte auf Befehl des damaligen Jefe de Estado, D. Mariano Galvez, durch den Dr. D. Alejandro Marure geschrieben werden. Marure schrieb einen „Bosquejo histórico" im Sinne der liberalen Partei, der auf drei Bände berechnet war, wovon nur zwei gedruckt wurden. Die damals unterdrückten Servilen konnten die Circulation des ersten Bandes nicht hindern, als sie aber wieder ans Ruder gelangt waren, zogen sie viele Exemplare desselben ein, oder liessen ihn von allfälligen Besitzern zum Lesen leihweise erbitten — um ihn nicht wieder zurückzugeben. Den zweiten Band liess man überhaupt nicht mehr circuliren, vielmehr wurde mit dessen ganzer Auflage ein feierliches Auto de Fé veranstaltet. Wie es scheint, entgingen diesem nur wenige Exemplare, nach welchen das Werk jetzt wieder gedruckt wurde.

Die wichtigste Quelle endlich für die neuere Geschichte bietet die Sammlung von Documenten, welche von dem einstigen Minister des Aeussern und Günstling von Barrios, D. Lorenzo Montúfar, unter dem Titel: „Reseña histórica de Centro-América" (Guatemala 1878—81) herausgegeben wurde. Es erschienen davon fünf Bände, die leider schon mit dem Jahre 1849 abschliessen, da Montúfar plötzlich in Ungnade fiel und mit Schimpf und Schande seine Demission erhielt. Auch seine Arbeit ist zunächst für die Bedürfnisse der liberalen Partei geschrieben, und, keineswegs unparteiisch, bildet sie blos eine grosse Anklageacte gegen die Servilen. Wenn Herr Montúfar gegenwärtig die Reseña zu schreiben hätte, so würde die Sammlung auch an Documenten, die für die Liberalen ungünstig sind, etwas vollständiger werden.

Die Tagesgeschichte vernimmt man nur von Hörensagen, in der Regel in der Form von Anekdoten, die stets mit der jeweiligen Parteileidenschaft des Erzählers mehr oder minder stark gefärbt erscheinen. Die ergiebigste Quelle hierfür bietet die Unterhaltung mit den Damen der sogenannten gebildeten Stände Guatemalas. Diese harmlosen Geschöpfe tanzen wohlgemuth auf einem Vulkane und bedenken, indem sie Relata referiren, nicht, dass dieses Wiedererzählen als Hochverrath an der herrschenden Partei betrachtet und bestraft wird, wenn es zu Allerhöchsten Ohren kommt. Von den Männern vernimmt man Dinge der innern Politik erst, nachdem man das Mistrauen überwunden hat, zu welchem sie das ausgedehnte System der Spione und der Agents provocateurs, unter denen sich leider um pecuniärer Vortheile willen auch Ausländer befinden sollen, berechtigt.

Gänzlich stumm aber bleibt die Tagespresse, sofern es sich nicht um Publikation der in rascher Folge erscheinenden Gesetze handelt, oder um einen neuen Strahl im Glorienschein des Heiligen Don Rufino Barrios. Es wäre leichter, vermittelst der Tagespresse von Guatemala die Geschichte des englischen Feldzugs im Sudan zu schreiben, als auch nur eine flüchtige Skizze der im Lande selbst vorgehenden Dinge zu gewinnen.

Wir müssen und wollen aber billig sein. Wir dürfen an Guatemala, seine Bevölkerung und seine neuere Geschichte nicht denjenigen Maassstab anlegen, mit dem wir europäische Staatskörper messen. Ein Land, welches drei Jahrhunderte lang in gänzlicher politischer Bevormundung und Unterdrückung, in systematischer Volksverdummung im Interesse eines engherzigen, kurzsichtigen Mutterlandes und seiner Klerisei gehalten wurde, kann sich nicht mit einemmale diejenige politische Reife aneignen, welche ein Theil der europäischen Staaten im Laufe einer langen und an bittern Lehren überreichen Geschichte erlangt hat. Dazu kommen

die schroffen Gegensätze der Rassen, die sich immer noch als Sieger und Besiegte gegenüberstehen. Wir finden in Guatemala circa 845000 Individuen, die als „Indianer“ betrachtet werden, womit die niedrigste sociale Stufe bezeichnet wird. Sie bilden, obwol im einzelnen aus gelegentlich vortrefflichen Subjecten zusammengesetzt, ein Element, das als Ganzes politisch nur dann mitzählt, wenn es sich um Effecte der blinden Wuth, des brutalen Massenangriffs handelt, wie zu Carrera's Zeiten. Ihr Verhältniss zu den Ladinos und den Weissen ist im Grunde vielfach ein gespanntes, das nur durch die gänzliche Decentralisation, welche die Spanier anstrebten und im Laufe der Zeit erreichten, verhindert wird, in blutigen Kampf auszuarten. Die Indianer haben alles Bewusstsein der Stammesangehörigkeit verloren, sie reden nicht mehr von Pokomam-, Cakchiquel-, Mam-Indianern, sondern von Indios Mixqueños, Tecpaneros, Huehuetecos (von Mixco, Tecpam, Huehuetenango), die unter Umständen den nächsten sprachverwandten Ortschaften ebenso wenig freundschaftlich gesinnt sind, als dem Reste der indianischen Dörfer. Von den Indianern hört man gelegentlich als von den „gente sin razon“ (Leute ohne Vernunft) reden, wie es denn ja auch in alten Zeiten ernstlich discutirt worden ist, ob sie als Menschen zu betrachten seien oder nicht, bis der Papst Paul III. diese Frage in bejahendem Sinne entschied, als ihm gesagt wurde, dass die Indianer auch lachen könnten, eine Eigenschaft, die ausschliesslich dem Menschen zukommt. Hätte man das thränenvergiessende Weinen zum Kriterium genommen, so wäre die Frage noch eher entschieden gewesen, denn dazu hatten die Indianer seit dem Verluste ihrer alten Freiheit weit reichlicher Anlass als zum Lachen.

Von den circa 370000 Ladinos steht weitaus die grösste Menge auf wenig höherer Bildungsstufe als die Indianer. Von der im Census von 1880 wirklich gezählten, nicht blos

berechneten, Bevölkerung, nämlich 837816 Köpfe, können 70687, oder 8% lesen, und 5% sind im Stande zu schreiben. Diese Les- und Schreibkünstler sind zum Theil Indianer, zum weitaus überwiegenden Theile aber Ladinos, sodass man in runden Summen für die Gesammtzahl der letztern etwa 80000 halbgebildete, 40000 Ladinos von bescheidenem Bildungsgrad, meist dem Stande der Pflanzer, kleinen Kaufleute und bessern Handwerker angehörig, rechnen kann, auf welche dann noch etwa 5—6000 gebildete Grossgrundbesitzer, Grosskaufleute sowie der akademischen Laufbahn angehörige Leute, Juristen, Aerzte und Geistliche, kommen mögen, die über das Land zerstreut leben. Die reinen Weissen, soweit sie Landeskinder und nicht eingewanderte Ausländer sind, dürften selbst nach liberaler Schätzung 200 nicht übersteigen.

Dass mit solchen Elementen, für deren Beschaffenheit nicht die Gegenwart, sondern die Vergangenheit anzuklagen ist, die Durchführung der republikanischen Staatsschablone ihre besondern Schwierigkeiten hat, darf nicht wundernehmen, wenn wir Zustände, wie sie zum Beispiel in frühern Zeiten zwischen Stadt und Land in der Schweiz geherrscht haben, in Erinnerung ziehen. Nur allzu nahe liegt die Gefahr der Uebergriffe des gebildetern und wohlhabendern Bevölkerungselements in die natürlichen Rechte der rohen Masse, die ohnehin leicht zum blinden Werkzeug der Interessen einiger weniger gemacht wird, wie denn auch in Guatemala hinter der Maske einer liberalen Demokratie sich ihr stärkster Gegensatz, der absolute Despotismus, nur mangelhaft verbirgt. Wenn wir schliesslich fragen, welche der beiden Parteien, die ganz Mittelamerika durch Jahrzehnte in blutige Bürgerkriege verwickelt hatten, das eigentliche Wohl des Landes am besten gewahrt hätte, so ist die Antwort, zumal für einen Ausländer, ausserordentlich schwierig. Beide Parteien, die Servilen wie die Liberalen, haben ohne Zweifel

vereinzelte gute und gemeinnützige Bestrebungen aufzuweisen, im ganzen aber ist der ursprüngliche Kampf der Principien, der Republik gegen die Monarchie, bald ausgeartet in einen Kampf der Personen, und zwar im ganzen verhältnissmässig weniger Personen, und jede Partei hat sich, sobald sie nur jeweilen ans Ruder kam, weit weniger die Herstellung bürgerlicher Ordnung und die Wohlfahrt des Landes, als die Befriedigung der Rache an der unterdrückten Partei zum leitenden Princip gemacht. Was die Anwendung niedriger und perfider Mittel zur Erreichung der Herrschaft anbelangt, so denke ich, sind beide Parteien miteinander quitt und beide haben oft genug den obersten Grundsatz eines wirklich republikanischen Staatshaushaltes, die Achtung vor dem Gesetz, in gröbster und gewaltsamster Weise verletzt. Was meine persönlichen Erfahrungen anbelangt, so muss ich sagen, dass die gebildeten Leute, die ich in Guatemala kennen lernte, fast ohne Ausnahme, heimlich oder offen, der servilen Partei angehören, während meine Bekannten unter den Liberalen häufig genug Züge der polternden Roheit zum besten gaben, wie sie die Säbelherrschaft von Barrios naturnothwendigerweise grossziehen musste.

SIEBZEHNTES KAPITEL.

Eine linguistische Rundreise. — Pancho. — Indianische Töpferei. — La Vuelta Grande. — Das Thal des Rio Grande.

Im Frühjahr 1883 rüstete ich mich zur Abreise von Guatemala. Vor der definitiven Abreise jedoch wünschte ich noch diejenigen Theile des Landes, welche mir bisher unbekannt geblieben waren, aus eigener Anschauung kennen zu lernen und speciell deren linguistische und ethnographische Verhältnisse zu studiren. Ich entwarf daher den Plan zu einer nördlichen und einer südlichen Rundtour. Die nördliche sollte die Gebiete der Pokonchí-, Quekchí-, Ixil-, Mame- und Tzutuhil-Indianer, die südliche die Sprachgrenzen der Pokomam- und Chorti-Indianer, sowie diejenigen der Sinca-, Pupuluca- und Pipil-Sprache genauer feststellen.

Von diesen Reisen ist leider nur die nördliche zur Ausführung gekommen, da ich, als schon alles gepackt zu meiner Abreise bereit stand, durch irgendeinen unglücklichen Zufall bei Untersuchung einer Kranken eine sehr heftige acute Blennorrhöe der rechten Conjunctiva bekam, die mich zwang, auf die südliche Tour zu verzichten. Nach zwei Wochen war das Auge indessen wieder soweit hergestellt, dass ich die Reise zu unternehmen wagte, ohne Rückfälle durch Staub und Hitze zu fürchten.

Ein einheimischer, mir befreundeter Pflanzer hatte mir die nöthigen Thiere, bestehend in einem Maulthiere für mich

und einem andern für das Gepäck, sowie einen berittenen Diener zur Verfügung gestellt, als Aequivalent des Betrags meiner Arztrechnung. Die beiden Reitthiere waren ausgezeichnet, das Lastmaulthier aber ein uralter steifbeiniger Macho (männliches Maulthier) mit unbeschlagenen Hufen und wolligem Fell, in seiner Weise ein wahres Original, das mir während der Reise viel Spass, aber auch viel Sorge verursachte. Nicht minder originell als der Macho war Pancho, der Diener.

Pancho, oder Francisco Morales, wie er mit seinem vollen Namen hiess, war ein kleiner Mestize, dessen stechend schwarze Schlitzäuglein, Hautfarbe und Gesichtsschnitt Zeugniss dafür ablegten, dass sein Stammbaum noch bei Menschengedenken rein indianisch gewesen war. Eine ungeheuere Querspalte, für welche der Name „Mund“ ein unpassender Euphemismus gewesen wäre, zog sich ihm unter der Bogennase durch und bildete das äusserst bewegliche Instrument für eine Menge der unglaublichsten Verrenkungen und Grimassen, womit Pancho selbst die geringfügigsten Handlungen seines Lebens zu begleiten pflegte. Zwei Mauern schiefgestellter Zähne, welche wie die Körner eines Maiskolbens dichtgedrängt nebeneinander standen, pflegten fast beständig sichtbar zu sein, da Pancho selten Veranlassung fand, sein Froschmaul ganz zu schliessen. Leicht auf den straffhaarigen Scheitel gedrückt, trug mein neuer Arriero ein rundes Stück Filz, das er seinerzeit als „Hut“ gekauft haben mochte. Eine kurze Jacke aus dunkler Jerga, dito Hosen und ein rothwollener Leibgurt, in welchem ein langes Messer in lederner Scheide ihm schief am Rücken stak, vollendeten sein sichtbares Costüm. Seine ansehnlichen Plattfüsse trug er nackt.

Pancho war mir von seinem Herrn als ein äusserst tüchtiger Criado, der, im Gegensatz zu den meisten seiner Landsleute, den Teufel nicht fürchte, empfohlen worden, und

so sattelten wir denn am Morgen des 16. April unsere Reitthiere, beluden den alten Macho mit dem Handgepäck, und ritten aus der Stadt Thoren nordwärts, da mein nächstes Reiseziel die Verapaz war.

Wir waren kaum aus der Stadt weg, als Pancho halt machte, um das Gepäck in Ordnung zu bringen, welches sich auf dem schlechten Packsattel unsers Macho verschoben hatte. Da diese Aufenthalte, welche stets sehr zeitraubend waren, sich in lästiger Häufigkeit wiederholten, sah ich mich veranlasst, Pancho darüber zu interpelliren, dass er ein Maulthier nicht besser zu bepacken verstünde. Pancho wies aber diese Anschuldigung mit der Bemerkung zurück, dass er zum erstenmal als Arriero reise, sonst aber stets Vaquero gewesen sei und dass er eben das regelrechte Beladen eines Maulthiers erst lernen müsse. Wäre mir dieser Umstand vor unserer Abreise bekannt gewesen, so würde ich Pancho kaum auf diese Reise, die auf mehr als einen Monat berechnet war, mitgenommen haben, da für den Reisenden nichts wichtiger ist, als ein tüchtiger Arriero, der durch richtiges Beladen die Lastthiere vor dem Wundgedrücktwerden zu bewahren versteht. Pancho's Unkenntniss in diesem Punkt stellte für den Rücken des alten Macho eine so trübe Prognose, dass ich heimlich beschloss, in Salamá Pancho und seinen alten Esel zurückzuschicken und einen Arriero von Fach zu miethen.

Wir ritten über eine steile Bergflanke nach dem Dörfchen Chinautla hinunter, welches für mich und für Pancho die Nordgrenze unserer damaligen geographischen Kenntnisse in dieser Gegend bezeichnete.

Das Dorf Chinautla, dessen Indianer mit denen von Mixco eines Stammes sind und ebenfalls die Pokomam-Sprache reden, liegt in einem engen Thale, welches von einem Zufluss des Rio Grande durchströmt wird. Durch den Verrath der Chinautlecos soll seinerzeit das alte Mixco

in die Hände der Spanier gefallen sein; indessen scheint mir die hierauf bezügliche Darstellung des alten Geschichtschreibers Fuentes im höchsten Grade unglaubwürdig und zweifelhaft. Gegenwärtig bildet Chinautla wegen der dortigen am Flusse angelegten Bäder eine beliebte Sommerfrische für viele reiche Leute der Hauptstadt, welche ihre Temporada von Escuintla nach Chinautla hinüber verlegt haben und alljährlich einige Wochen während der trockenen Jahreszeit daselbst zuzubringen pflegen.

Die Indianer von Chinautla brennen Kalk in primitiven Oefen, welche sie in dem kleinen, zwischen ihrem Dorfe und der Hauptstadt gelegenen Kalkgebiet der „Pedrera" angelegt haben. Ausserdem brennen sie Kohlen, welche sie in rundlich-flache Bündel in ein Netz packen und in der Hauptstadt verhausiren.

Die hervorragendste Industrie der Pokomam-Indianer dieses Dorfes ist aber die Verfertigung von gebranntem Thongeschirr, in welcher sie sich heute noch einer grossen Fertigkeit erfreuen. Diese wird denn auch derart unter ihren Landsleuten anerkannt, dass das Geschirr von Chinautla auf viele Tagereisen weit in die Runde vertragen und verkauft wird.

Die Anfertigung der Töpferwaaren liegt, wenn auch vielleicht nicht ausschliesslich, so doch vorzugsweise in den Händen der indianischen Frauen, und zwar geschieht dieselbe bemerkenswertherweise ohne Töpferscheibe. Die Indianerinnen kauern am Boden nieder, nehmen ein Bret auf die Knie und auf dasselbe einen Klumpen wohldurchkneteter feiner Thonerde von der nöthigen Durchfeuchtung. Diesem Lehmklumpen geben sie zunächst durch Pressen und Streichen mit den Händen die äussere Form des Geschirrs, welches hergestellt werden soll. Ist dies beispielsweise eine „Tinaja", einer jener weitbauchigen, mit einem engen und kurzen Trichtereingang versehenen Henkelkrüge, wie ihn die Ladina auf dem Kopfe trägt (s. nebenstehende Abbildung), so geschieht die Herstellung derselben auf die Weise, dass die obere und



LADINA DES REINEN MESTIZENTYPUS.

S. 332.



untere Hälfte sowie das Halsstück gesondert angefertigt und schliesslich aufeinander befestigt werden. Wenn der Lehmklumpen, aus welchem die untere Hälfte der Tinaja hergestellt wird, die äussere halbkugelige Form erlangt hat, so wird nun diese anfänglich massive Halbkugel mittels eines rinnenförmigen Stücks einer Calabasse ausgehöhlt und auf die nöthige Dünne der Wandung gebracht, indem sie von der Hand auf dem Bret gedreht wird. Ebenso wird die obere Hälfte hergestellt, welche indessen eine runde centrale Oeffnung erhält. Die beiden derart hergestellten Schalen werden aufeinander gestülpt und endlich das Halsstück darauf befestigt. Nachdem man das Ganze etwas hat trocknen lassen, wird mit einem glattrundlichen Stein aus dem Fluss das Geschirr polirt und werden die Fugen der drei ursprünglichen Stücke derart verstrichen, dass man dieselben nicht oder nur sehr schwierig mehr gewahrt und versucht ist anzunehmen, dass die ganze Tinaja aus einem einzigen Stück Thon gemacht sei.

Soll das Geschirr irgendwelche Verzierungen en relief erhalten, so wird ein Stück noch weichen Thones in einen langen dünnen Faden ausgewalzt, mit welchem dann die Linien und Figuren auf der Wölbung der Tinaja von der Hand beschrieben werden. Dieses Legen der Ornamente ist ausserordentlich schwierig, da die dünne, lange Thonschnur in ungeübter Hand leicht reisst und in Stücke zerbröckelt. Die Indianerinnen entfalten aber gerade im Herstellen dieser Figuren ein erstaunliches Geschick. Mit einem etwas steifen Baumblatt, etwa einem Orangenblatt oder dergleichen, wird die leicht auf die Wölbung des Geschirrs gelegte Thonschnur an dasselbe angedrückt und geplättet. Einzelne erhabene Knöpfe werden mit rundlichen Thonstücken gebildet, welche in ähnlicher Weise auf das Geschirr gedrückt werden. Mit dem starken Dorn einer Agave werden, wo es geboten scheint, vertiefte Punkte als Verzierung eingestochen. Nachdem auf die be-

schriebene Weise eine Anzahl von Stücken zum Brennen bereit sind, werden sie zusammengestellt und ein Haufen von Brennholz und Strauchwerk darüber geschichtet. Dasselbe wird in Brand gesteckt und das Feuer ziemlich lange unterhalten. Wenn es erloschen und alles vollkommen erkaltet ist, werden die Geschirrstücke herausgenommen, häufig aber haben einige davon ihre rothe oder gelbe Farbe verloren und sind von Rauch oder Russ schwarz oder fleckig geworden.

Die Töpferei der Indianerinnen von Chinautla entrollt uns ein Stück uralter Zeit, wo die Kunst noch auf einer weit höhern Stufe der Blüte stand und wo noch jene schön gemalten und verzierten Schüsseln und Geschirre gebrannt wurden, welche in weitester Ausdehnung in Mexico und Mittelamerika zuweilen ausgegraben werden.

Nachdem ich mit Pancho das Thal von Chinautla und San Antonio durchritten, führte unser Weg über eine steile Cuesta jenseits wieder bergan auf einen mit Fichten und Eichen bestandenen Bergkamm. Und so blieb das Landschaftsbild den ganzen Tag, links und rechts, hinten und vorn, soweit das Auge reichte, nichts als eintönige Bergkämme mit Fichten und Eichen, durch deren Aeste der Norte pfeifend fegte. Silbergraue Tillandsien, in der Landessprache „Paxte“ (vom mexicanischen *pachtli*) geheissen, hingen als lange Bärte von den Aesten der Eichen herab und spielten melancholisch im Winde. Es war ein kalter, trüber Tag, der durch das häufige Umladen meines Gepäcks auf dem Rücken des Macho, welchem das Fell bereits mehrfach wundgerieben war, keineswegs aufgeheitert wurde. Gegen Abend kamen wir in eine Aldea, welche „La Vuelta grande“ heisst, und wo ich über Nacht zu bleiben beschloss, um meinen geschundenen Macho zu schonen. Da die Vuelta grande ein Kreuzungspunkt verschiedener Wege ist, so befindet sich zum Heile der reisenden Indianer von Sacatepequez ein

Estanco nebst Chicha-Brauerei daselbst, vor welcher sich eine Anzahl lärmender Indios herumtrieben. Ihre angeheiterten Gesichter legten von der Güte des Getränks rühmliches Zeugniss ab.

Die Chicha ist ein Elaborat der Tierra fria. Sie ist ein alkoholisches Gärungsproduct aus zuckerhaltigen Stoffen, meist Mais mit Panela oder Honig, welchem einige Früchte des Jocote-Baumes (*Spondias*) als Würze beigegeben werden. Sie wird in beträchtlichen Quantitäten in halbkugeligen gebrannten Tassen oder aus Guacales (Kürbisschalen) warm genossen und berauscht rasch und ausgiebig. Ihre Fabrikation ist an starke Abgaben an den Staat gebunden und für letztern daher sehr einträglich. An bevölkerten Orten gibt es Chicherías, welche über 200 Pesos monatlicher Gewerbesteuer zu zahlen haben und doch ihre Inhaber rasch bereichern. Dass die Bereitung und der Genuss der Chicha eine alteinheimische Sitte von Guatemala sei, möchte ich aus dem Grunde bezweifeln, weil die indianischen Sprachen, wo sie überhaupt einen Ausdruck für das peruanische Wort Chicha haben, ihr stets denjenigen Namen geben, welchen der „Pulque“, der gegorene Saft der Agave, führt. Auch war den Indianern Guatemalas vor der Eroberung der aus dem Zuckerrohr hergestellte Zucker unbekannt, wenn sie auch ohne Zweifel das Gären des Honigs bereits kannten.

Von dem Kamme, auf welchem die Ranchería der Vuelta grande liegt, hat man einen Ausblick in die gewaltigen Berge von Sacatepequez, den alten Wohnsitzen der Cakchiqueles von San Raimundo, San Pedro und San Juan. Als die Nacht hereingebrochen war, leuchteten an den düstern Berghalden von Sacatepequez eine Menge von Feuern auf, in welchen diese Indianer das dürre Stroh ihrer Milpas verbrannten. Mein Nachtquartier bildete ein kleiner, finsterer Verschlag, der als Vorrathskammer diente. Nachdem ich mir

zwischen den Haufen von Maiskolben und Kürbissen den nöthigen Platz geschafft hatte, schlug ich darin mein Feldbett auf.

Nach Sonnenuntergang sammelte sich beim grellen Mondlicht die Ladino-Jugend der Aldea in dem staketeneingefassten Corral vor meinem Nachtquartier. Die funfzehnjährige vollbusige Tochter des Hauses jagte sich mit acht oder zehn gleichalterigen Jungen im Fangspiel, was jedoch, trotz vielen Hin- und Herzerrens und Wälzens auf dem Boden, mit einer unschuldigen Unverfänglichkeit betrieben wurde, die grell, aber erfreulich, abstach gegen vieles, was ich über den Verkehr der Geschlechter unter den niedern Ladinos anderwärts gesehen hatte. In den grasigen Wegen der Barrios (Vorstädte) der Hauptstadt kann man öfter als einem lieb ist, am hellen Tage unfreiwilliger Zeuge der unzweideutigsten Scenen werden, die sich etwa zwischen Soldaten oder Arrieros und ihren Dulcineen abspielen.

Nachdem ich am andern Morgen mit 4 Reales mein Nachtquartier und den Rastrojo[1] für meine Thiere bezahlt hatte, reiste ich von Vuelta grande weiter. Das Unglück wollte, dass ich die neue in dieser Gegend nach dem Rio grande angelegte Strasse verfehlte und den alten Weg nahm, der in scheusslichster Verwahrlosung ein unaufhörlich steil bergauf und bergab führendes Geröllbette von Glimmerschieferplatten darstellte. Schlangen sonnten sich in dieser Wildniss im Wege, prachtvolle, blauschillernde Morphiden flatterten langsam durch die dürren Büsche, grosse Libellen mit zierlich dunkelgefleckten Flügeln wiegten sich in der regungslosen Luft über den sonnenglühenden Berghalden, von deren dornigen Mimosenbüschen tausendfältiger Cicadengesang

[1] Im gewöhnlichen Spanisch die Stoppeln, in Guatemala die dürren Maisstauden, die mit Blatt und Stengel als Thierfutter während der Trockenzeit dienen.

schnarrend herabschallte. Endlich gelangten wir in das tief-eingeschnittene Thal des Rio Grande und passirten nach steilem Abstieg die trüben schäumenden Fluten dieses Flusses auf einer hübschen Drahtseilbrücke, deren lichtblau angestrichene Pfeiler inmitten der einsamen Umgebung sich merkwürdig civilisirt ausnahmen. Die jetzige Brücke ist die zweite, die an dieser Stelle erbaut wurde. Die erste war vor Jahren, während eine grosse Heerde von Pferden darübergetrieben wurde, mit den Thieren in den Fluss hinabgestürzt. Am jenseitigen Ufer entlang reitend erreicht man bald La Canoa, eine Aldea von wenigen Ranchos mit Cabildo, Schule, Gefängniss und dem unvermeidlichen Estanco. Hier befindet man sich, in blos 466 m Meereshöhe, in vollständigster Tierra caliente, welcher denn auch die Vegetation entspricht.

Während ich meine müden Thiere mit frischem Sacate füttern und die heissesten Stunden verstreichen liess, unterhielt mich der als Alcalde dienstthuende Indianer von seiner Reise nach dem Peten, die er vor einem Jahre als Lastträger bei einer Truppenabtheilung mitgemacht hatte, welche nach dem Peten gesandt worden war, um einen gefürchteten Einfall der Mexicaner an jener fernen Grenze zu verhindern. Die Reise hatte ihm Freude gemacht und er wusste die „Pueblos muy alegres“, die er dort gesehen, nicht genug zu rühmen.

Als die Temperatur erträglicher ward, setzte ich meinen Weg fort, um noch vor Sonnenuntergang mein Nachtquartier, die Hacienda von Llano grande, zu erreichen. Man gelangt dahin auf guter, neuangelegter Strasse. Während ich einsilbig und verdrossen eine endlose Cuesta bergan ritt, rief der witzige Pancho mir urplötzlich zu: „¡Ya vamos llegando al cielo, patron!“ (Gleich werden wir im Himmel sein, Herr!) Ich wandte mich um und war überrascht durch das schöne Panorama, welches sich über das Thal des Rio Grande hinweg in die im blauen Abenddufte verschwimmenden Berge

hinein eröffnete. Ueber den dunkeln Bergketten von Sacatepequez strahlte der westliche Himmel in den reichen Farben eines tropischen Sonnenunterganges.

Bei einbrechender Dämmerung erreichte ich die Höhe der Cuesta und lenkte in das wenig ausgedehnte Thal des Llano grande ein. Vor der einsam an waldigem Abhange gelegenen Hütte einer Ladino-Familie machte ich halt. Es entwickelte sich das übliche Frage- und Antwortspiel um Nachtquartier und Unterhalt:

¡Ave Maria!

¡Buenos tardes, Señor!

¿Hay posada?

¡Como no, Señor, pase adelante!

¿Hay sacate?

¡Si, hay![1]

Das ärmliche Häuschen bestand aus einem einzigen Gemach, in welchem der Besitzer und seine aus Frau und mehrern Kindern bestehende Familie wohnte. Der Mann sowol als seine Frau mussten vor einigen Jahren sehr schön gewesen sein, jetzt sahen sie etwas abgehärmt aus und beide fielen mir durch einen düstern Ernst auf, der selbst durch Pancho's loses Maul nicht zu verscheuchen war. Ich schlug, um die Leute nicht zu stören, ihre Einladung, mich in ihrem Wohnraume einzurichten, aus, und bereitete mein Bett in einem Rohrverschlag, der als Küche diente.

Beim hellen Schein des Mondes machte ich noch einen Gang durch das Thal des Llano grande. Die Zucker-Hacienda

---

[1] Ave Maria! — Guten Abend, Herr. — Ist Unterkunft zu haben? — Gewiss, treten Sie ein. — Ist Sacate zu haben? — Ja wohl.

„Ave Maria" ist der gewöhnliche Gruss beim Betreten eines Hauses der ärmern Klasse. Die Antwort lautet häufig auch: „Gracia concebida", worauf der Ankömmling erwidert: „Alabado sea el santisimo sacramento del altar." Und: „Por siempre sea alabado", gibt der Besuchte zur Antwort.

gleiches Namens lag in einiger Entfernung auf der andern Seite des Thales an einen dunkelwaldigen Bergzug angelehnt. Sie gehört einem Pflanzer, der in der Hauptstadt wohnt und höchstens alle Jahre einmal hierher kommt. Kein Mensch war zu sehen, Feuerfliegen schwirrten umher und tausende von Cicaden, Grillen und Heuschrecken zirpten von fernher durch die stille Mondnacht. Ein grosser *Osmylus* mit prachtvoll gefleckten Flügeln setzte sich nach schwerfälligem Fluge auf mein Kleid.

Flöhe und Mosquitos, sowie der Lärm der Schweine und des weidenden Viehes liessen mich den Morgen herbeisehnen. Nachdem der Wirth meinem Pseudo-Arriero beim Beladen des invaliden Macho hülfreich beigestanden und ihm die Elemente des Arrierothums beigebracht, ritt ich weiter. Die Vegetation des Llano grande hält die Mitte zwischen derjenigen der Tierra caliente und Tierra fria. Mangobäume, Papayas, Bananen und Naranjales umgeben die zerstreuten Ranchos, während an den Berghängen lichtstehende Fichten ihre langnadeligen Kronen im Winde schaukeln. Sacudicolchones, *Tityra personata* und Urracas erinnern ebenfalls an die Tierra caliente.

Bald gelangt der Reisende über öde Geröllfelder an die Cuesta von Chuacús, an welcher ein guterhaltener Weg zwei Leguas weit in vielen Windungen bergan führt. Im tiefen Sande der Strasse laufen grosse buntfarbige Mutillen. Nachdem der langgestreckte 1632 m hohe waldige Bergrücken, der den Llano grande vom Thalkessel von Salamá trennt, quer durchritten ist, fällt die Strasse steil wieder in die Tiefe, und man gelangt in ein weites, flaches Thal, welches zu jener Jahreszeit ein dürres, ausgetrocknetes Aussehen bot. Hohe Säulencacteen (*Cereus sp.*), „Organos“ genannt, treten auf und bilden stellenweise die Einfassung der cultivirten Landstücke. Tiefer, von der Mittagssonne zur Glühhitze erwärmter Sand erfüllt die schattenlose Strasse, welche

hier wieder für Carreten fahrbar ist. Kahle, kaum mit Gras und niederm Gestrüpp bewachsene, vorwiegend baumlose Höhen fassen den Thalkessel ein. In demselben liegt das Städtchen Salamá, in welches ich kurz nach Mittag einritt.

Im Osten des Thalkessels von Salamá liegt die Hacienda San Jerónimo, berühmt durch ihre Zucker- und Branntweinfabrikation. Einst von den Dominikaner-Mönchen, den ersten Weissen, welche in der Verapaz Fuss fassen konnten, gegründet und lange Zeit mit Negersklaven betrieben, ist sie unter dem Bundespräsidenten Morazan, der die religiösen Orden aufhob (1826), an eine englische Familie verkauft worden.

ACHTZEHNTES KAPITEL.

Salamá. — Das Pipil von Salamá. — Rebencultur. — Die Cazampulga. — Das Pokonchí-Dorf Tactic. — Behörden der indianischen Dörfer. — Die Zarabanda. — Die Cofradías.

Salamá ist der Hauptort des Departements der Baja Verapaz und zählt mit einigen dazugehörigen Aldeas der Umgegend etwas über 8800 Einwohner. Das Städtchen macht von der sonstigen rechtwinkeligen Anlage der Ortschaften Guatemalas eine Ausnahme. Es ist als wäre der Ort einst regelmässig gebaut gewesen, dann aber über zwei Kanten gefasst und so zusammengeschoben worden, dass die früher rechten Winkel der Strassen und Cuadras sich in spitze und stumpfe theilten. Die Strassen tragen grossentheils entweder hochpoetische oder hochpatriotische Namen, die indessen theilweise raschem Wechsel zu unterliegen scheinen, da mehrfach ein älterer verbleichter Name neben einem frischgemalten zu sehen ist. So heisst die frühere „Calle de la Independencia“ heute „Calle del 14 Junio 1871“. Eine andere trägt den Namen „Calle de 12 de Enero 1880“ statt des frühern „Calle del olvido“.

Nachdem ich in einer Art Hotel bei netten Leuten Posada gefunden, besuchte ich abends den Calvario, zu welchem eine Ziegeltreppe von 115 Stufen hinaufführt. Man geniesst auf diesem Punkte eine sehr schöne Rundsicht über

den weiten Thalgrund der Stadt und die einschliessenden Berge. Die Thalsohle ist jedenfalls alter Seegrund. Man sieht dies unterwegs an einigen Quebradas, wo rundlich abgeriebene Steine in das Erdreich eingebacken sind.

Beim Calvario traf ich ein altes indianisches Mütterchen, das sich für zwei Reales herbeiliess, mir einige Worte des in Salamá geredeten indianischen Idioms zu geben. Aus Juarros wusste ich, dass in Salamá Mexicanisch, d. h. Nahuatl gesprochen wurde. Und richtig, in den Zahlworten, welche mir die alte Indianerin gab, nämlich: *ce*, *ume*, *yei*, *náhui*, *mácuil*, *métat*, fand ich die wohlbekannten aztekischen Worte: *ce*, *ome*, *yei*, *nahui*, *macuilli*, *mactlactli*, wieder. „Vater" nannte sie: *mu tátz*, „Mutter": *mu nantz*, den „Kopf": *mu tzuntéu*. Worte, in welchen unschwer *mo tatzin*, *mo nantzin*, *mo tzontecon* zu erkennen waren. Ich blieb, um noch mehr von der Sprache von Salamá zu erfahren, noch einen Tag daselbst. Meine Wirthsleute verschafften mir einen Indianer. welcher der indianischen Sprache noch kundig war, und mit ihm nahm ich jenes Wortverzeichniss auf, das ich anderwärts veröffentlicht habe.

Ein genaueres Studium der Sprache von Salamá ergab dann, dass dieselbe die gleichen Abweichungen von dem classischen Aztekisch Mexicos zeige, wie das in Salvador gesprochene Idiom, welches man als Pipil bezeichnet, dass mit andern Worten Salamá als eine Pipil-Colonie aufzufassen sei. Gegenwärtig wird diese Mundart des Mexicanischen ausser Salamá nur noch in San Agustin Acasahuastlan und in Tocoy gesprochen, und ist vom Pipil der Südseeküste heute durch das Gebiet der Pokomames getrennt. Die Tracht der Indianer von Salamá bietet gegenwärtig nichts Charakteristisches mehr, da vor etwa fünf oder sechs Jahren ein gewisser Beteta als Jefe político hier regierte und die Indianer bei Geldbusse zwang, ihre indianische Kleidung abzulegen und sich à la Ladina zu kleiden. Ich muss hier

noch einer Sage über die Herkunft der mexicanisch redenden Indianer von Salamá erwähnen, welche mir ein Geistlicher später erzählte. Nach dieser Sage war nämlich das Thal von Salamá bald nach der Eroberung Eigenthum einer spanischen Dame von Tuxtla Grande, welche daselbst Viehzucht treiben liess. Sie brachte eine so grosse Menge mexicanischer Indianerfamilien in das Thal, dass sie ihnen eine katholische Kirche bauen und ausserdem versprechen musste, nach ihrem Tode solle die Hacienda mit Genehmigung des Königs ein freies Dorf werden. Die alten Corrales[1] für das Vieh bilden heutzutage die Plaza von Salamá. Die indianischen Einwanderer brachten ihre einheimische Tracht von Tuxtla mit sich und erhielten dieselbe, bis obgenannter Jefe sie wegdictirte. Nach dieser Sage, an deren Richtigkeit ich übrigens zweifeln muss, wäre die Einwanderung der mexicanisch redenden Indianer von Salamá vergleichsweise modernen Ursprungs, was durch die Sprache unwahrscheinlich gemacht wird, jedenfalls aber durch das Studium des Archivs der Hauptstadt zu entscheiden wäre, wozu mir keine Gelegenheit mehr ward.

Auch das Reden der indianischen Sprache auf offener Strasse wurde verpönt und die Indianer veranlasst, öffentlich sich des Spanischen zu bedienen, sodass die alte Sprache von Salamá, dank den civilisatorischen Bestrebungen der Localbehörden, gegenwärtig auf das Innere der Häuser beschränkt und in rapidem Verfall begriffen ist.

Salamá liegt in einer Meereshöhe von 871 m und ist, wenigstens in der trockenen Jahreszeit, ausserordentlich heiss. Blos auf der hölzernen Brücke über den Rio Salamá, welcher den nördlichen Theil des Städtchens durchfliesst, war einige Kühlung zu erhoffen. Gruppen plaudern-

[1] Der „Corral" ist ein viereckiger, von Staketen eingefasster Raum, in welchen das Vieh getrieben wird, wenn man es beisammen haben will.

der Wäscherinnen, die im Flusse standen, bildeten eine malerische Staffage. Die Regenzeit setzt auch hier im Mai ein und dauert bis in den October, wo dann eine scharf markirte Trockenzeit beginnt.

In Salamá und den umliegenden Ortschaften werden in den Höfen der Häuser Weinreben gezogen, welche grossbeerige essbare Trauben liefern. Versuche, im grossen Weinberge davon anzulegen, mislangen. Gegenwärtig (1885) wird die Zahl der Weinstöcke in der Baja Verapaz auf 2262 angegeben.

Unter den europäischen Culturpflanzen, welche die ersten spanischen Colonisten nach der Neuen Welt brachten, befand sich auch die Rebe, welche vielfach trefflich gedieh, bis durch unvernünftige Colonialgesetze der Weinbau der Neuen Welt mit Ausnahme von Perú gänzlich ausgerottet wurde, um die Einfuhr und den Preis der spanischen Weine nicht zu mindern. Seither hat die Rebencultur in Mittelamerika meines Wissens nirgends mehr einen nennenswerthen Aufschwung genommen, obwol es keinem Zweifel unterliegt, dass an vielen Orten geeignete Ländereien vorhanden wären, wo mit einiger Geduld und Sachkenntniss Reben nutzbringend zu ziehen wären. Es wachsen übrigens in den Wäldern der Boca Costa drei oder vier wilde (verwilderte?) Rebenarten, von denen eine wenigstens eine geniessbare Beere liefern soll.

In Salamá ist, wie an ähnlich beschaffenen Orten, eine Spinne häufig, welche als sehr giftig gilt. Sie trägt den Namen „Cazampulga". Was mir als Cazampulga gezeigt wurde, war eine zwei Centimeter lange schwarze Spinne, welche den Theridien zugehört. Der kugelig gewölbte, schwarz glänzende Hinterleib trägt einige grellrothe Streifen und Flecken. Das Thier macht ein unregelmässiges Gewebe in Vertiefungen des Bodens, zwischen Steinen und dergleichen. Wie es zu seinem schlimmen Rufe kommt, ist mir unbekannt, denn ich habe oftmals Cazampulgas mit der Hand gefangen, ohne das mindeste Unangenehme zu erfahren. Ich vermuthe,

dass es sich dabei um eine Verwechselung mit irgendeinem andern Thiere handle. Als volksthümliches Mittel beim Biss der Cazampulgas gilt das sofortige Essen menschlicher Excremente.

Am 20. April reiste ich weiter. Nachdem man den dürren Llano nördlich von Salamá passirt hat, gelangt man über kahle, wasserlose, ausgetrocknete Berge, auf denen dünn gesäete Fichten und Immergrüneichen fast die einzigen Bäume bilden, in das Thal von Santa Rosa. Hier ändert sich das landschaftliche Bild rasch und vollständig. Statt der ausgedörrten, mit gelbdürrem Gras, Fichtenbeständen und den lichtgrünen Blattbüscheln einer stammlosen Fächerpalme spärlich bewachsenen Bergflanken treten buschige Laubbäume auf; die langgestreckte, schmale, von einem Flüsschen durchströmte Thalsohle ist von frischgrünen hochgrasigen Weiden bedeckt, welche gutgenährtes Vieh belebt. Beide Seiten der flachen Thalsohle sind von steilen Bergkuppen eigenthümlicher Formation eingefasst, die wie Vorgebirge in die Ebene einspringen.

Durch dieses liebliche Thal führt die gutunterhaltene Strasse längs des Flüsschens. Zahlreiche Exemplare von *Melania corvina* hängen an den Steinen des Flussbettes.

Gegen Abend erreichte ich Tactic, ein hübsch in diesem waldigen Thal gelegenes Dorf der Pokonchí-Indianer, wo ich für einige Tage zu bleiben vorhatte. Ein mit aller Freundlichkeit seines Metiers ausgestatteter Salvadoreño unterhielt daselbst ein ärmliches Hotelito, wo ich mich häuslich einrichtete. Nachher suchte ich, schon bei Nacht, den Comisionado político und Comandante de plaza auf, um ihn auf Grund meines Regierungsschreibens um seine Hülfe zur Auffindung von intelligenten Leuten zu vermögen, welche der Sprache von Tactic und des Spanischen gleich mächtig wären. Der Platzcommandant von Tactic war ein einstiger Cura, welcher es aber vorgezogen hatte, sich mit einem Ladino-Mädchen,

dem er schon als Pfarrer seine unheilige Liebe geschenkt, zu verheirathen und ruhig die Excommunication, welche die Folge dieses Schrittes war, auf sich zu nehmen. Sein übriger Lebenswandel liess viel zu wünschen übrig, er war ein Trunkenbold und seiner Frau häufig untreu. Da er sich in seiner Eigenschaft als „Comisionado político“ und „Comandante de plaza“ zum Despoten von Tactic aufgeworfen hatte, war er äusserst unbeliebt und machte vor allem dem Ortsgeistlichen das Leben so sauer, dass derselbe am Tage meiner Ankunft Tactic verlassen hatte und nach Coban gegangen war, um beim Jefe político Beschwerde zu führen.

Bei dieser Gelegenheit sei der Organisation der Verwaltung in den indianischen Dörfern kurz gedacht.

Die oberste Instanz der Gemeinde bildet der „Comisionado político“, welcher dafür zu sorgen hat, dass die übrigen ihm untergeordneten Beamten ihre Pflicht thun. Er selbst ist dem Jefe político des Departements unterstellt.

Unter dem Comisionado stehen die „Alcaldes“, von denen es je nach dem Umfange der Gemeinde zwei oder drei gibt. Der „Alcalde primero“ besorgt die Rechtspflege für die Ladinos der Ortschaft. Die Rechtsangelegenheiten der Indianer fallen dem „Alcalde segundo“ anheim. Ein „Gobernador“ sorgt dafür, dass der Alcalde sich dabei im Einklang mit den Gebräuchen der betreffenden Ortschaft befinde. Das Abzeichen der Alcaldes ist ein Stock mit metallbeschlagenem Knopf (la vara), und „tomar la vara“ bedeutet Alcalde werden; „dejar la vara“, sagt man von jemand, der sein Amt als Alcalde abgibt.

Die von den indianischen Alcaldes geübte Rechtspflege ist eine sehr summarische und hat von der Geradheit, Billigkeit und Unbestechlichkeit, welche nach dem Zeugniss der spanischen Historiker die Richtersprüche der vorspanischen Indianer auszeichneten, viel eingebüsst. Der Einfluss der Weissen hat, da der Indianer von ihnen nur Unbill,



INDIANISCHER ALCALDE.

S. 346.



Ungerechtigkeit und Willkür erfuhr, in seinem Herzen das alte Rechtsgefühl bis in die Wurzel hinein ertödtet und ihn niedriger Bestechlichkeit und Parteilichkeit zugänglich gemacht. Das gewöhnliche Erkenntniss gegen die schuldig erklärte Partei lautet auf Auspeitschen an der bereits (S. 97) erwähnten „Picota" oder auf das Tragen der „Corma", eines scheibenförmigen Holzklotzes mit centraler Oeffnung, in welche der Fuss des Delinquenten über dem Knöchel eingeschlossen wird. Die Corma kommt ausschliesslich gegen Indianer in Anwendung.

Das umständliche Ceremoniell, die Knickse, Verbeugungen, Handkuss und Aehnliches, mit welchem namentlich der weibliche Theil der indianischen Bevölkerung den Alcaldes naht und für ihr Urtheil, wie immer es ausfalle, dankt, ist komisch anzusehen und mag als Caricatur einen schwachen Begriff von der Art von Verehrung geben, welche in alten Zeiten vom gemeinen Volke dem Adel, den Priestern und vor allem den regierenden Fürsten gezollt wurde.

Ausser den Alcaldes gibt es noch eine Anzahl von „Regidores", deren jeder sein eigenes Amtsressort hat. Der „Regidor de cánon" bezieht z. B. die Grundsteuer bei den Indianern, die auf die Basis von $^1/_2$ Real für jede Cuerda berechnet wird. Der „Regidor de la plaza" zieht die Gefälle ein, welche die indianischen Händler auf dem Marktplatz für den Platz zu entrichten haben, auf dem sie ihre Waaren zum Verkauf ausstellen. In grössern Dörfern, wo eine Wasserleitung besteht, gibt es auch einen „Regidor del agua", der den Wasserzins einzieht. Schatzmeister des Dorfes ist der „Síndico", der die Gemeindekasse verwaltet.

Diese Beamten, welche zusammen die „Municipalidad" oder „Autoridad" (den Gemeinderath) bilden, haben zur Ausführung ihrer Befehle die „Auxiliares" (Büttel), welche unbewaffnet sind. Diese nehmen die Verhaftungen vor und bringen die Gefangenen ins Cabildo, ferner sorgen sie für die Reinhaltung der Wege und Strassen.

Jeder Alcalde hat zwei „Mayores“ als Diener in der Weise zu seiner Verfügung, dass jeder derselben, abwechselnd mit dem andern, im Dienste steht. Blos in den Nächten, in welchen patrouillirt wird, müssen beide anwesend sein. Die Sicherheitspatrouille setzt sich ebenfalls aus Indianern zusammen und fungirt zweimal wöchentlich, indem sie gewöhnlich in der Nacht vom Sonntag und Mittwoch das Dorf durchzieht und wo nöthig Ruhe schafft, Streitende trennt, Betrunkene ins Cabildo schafft und dergleichen.

Die Mitglieder des indianischen Gemeinderaths werden von ihren Gemeindegenossen auf ein Jahr gewählt und treten ihr Amt am Neujahrstage an. Nach uralter Sitte haben sie nach dem Hauptort des Departements zu pilgern, um ihre Bestätigung vom Jefe político zu erlangen, welcher auch die Amtsführung der bisherigen Alcaldes zu prüfen hat.

Als Dolmetscher und Mittelsperson zwischen den indianischen Beamten und der Regierung fungirt der schon mehrfach erwähnte „Secretario“, der seine Stelle, der Natur der Sache nach, in der Regel eine längere Reihe von Jahren innehat, um so mehr, da er oft gleichzeitig Schulmeister ist.

In den Dörfern mit gemischter, aus Ladinos und Indianern bestehender Bevölkerung gibt es zwei Municipalitäten, eine indianische und eine für die Ladinos, welche unabhängig voneinander fungiren. Dieses Verhältniss herrscht z. B. in den grossen Ortschaften der Altos, in Quezaltenango, Totonicapan und andern.

Ich traf den Señor Comandante in einem grossen Zimmer des Cabildo. Ein paar Stühle, ein Catre (Feldbett), ein Tisch mit dem Código penal (Strafgesetzbuch) und einigen andern Büchern bildeten nebst etwa einem Dutzend Gewehre der Wache das einzige Mobiliar. Nachdem der Ex-Cura meine Regierungsschreiben gelesen, begann er den Gelehrten zu spielen, erzählte mir von den „Lenguas“ der Indianer und pries als die interessantesten Gegenden Guatemalas die Pueblos fron-

terizos (Grenzdörfer) an der mexicanischen Grenze, speciell San Mateo. Der einzige Gefallen, den ich übrigens von dem Herrn Comisionado verlangte, war der, mir einen Ladino, der in den Pokonchí-Dörfern San Cristóbal und Tactic aufgewachsen und des Pokonchí vollkommen mächtig war, für die Zeit meiner Anwesenheit, gegen Bezahlung von einem Peso täglich an denselben, zu überlassen, ohne ihn von Gemeindewegen in Anspruch zu nehmen. Dieser intelligente junge Mann, ein Schneider, leistete mir für meine Zwecke die vortrefflichsten Dienste, sodass ich in den vier Tagen, die ich in Tactic blieb, bei achtstündiger täglicher Arbeit, mit seiner und einiger Indianer Hülfe mein ausführliches, zu diesem Behufe vorbereitetes Vocabular vollständig ausfüllen konnte.

Tactic ist reizend gelegen. Frisches Grün an Busch und Baum bedeckt hier in einer Meereshöhe von 1440 m den Thalgrund und die nahen Berge das ganze Jahr. Von dem kleinen Calvario, in welchem einige scheussliche Heiligenfiguren und Eccehomos aufbewahrt werden, geniesst man eine freie Aussicht über das langgestreckte Dorf. Die Häuschen, welche in kleinen heckenumsäumten, mit Bananen, Orangen, Pacayas und Aguacatebäumen beschatteten Sitios liegen, sind reinlich gehalten und meist mit Hohlziegeldächern versehen. Hinter den Ranchos befindet sich der schon beschriebene Tuj oder Temazcal. Man gelangt von einem Sitio in den andern, indem man an gewisser Stelle die elastischdünnen Zweige der trennenden Hecke, welche hier absichtlich unverbunden bleiben, auseinanderbiegt und durchschlüpft. Lässt man sie los, so schnellen sie in ihre ursprüngliche Lage zurück und werden durch eine Ruthenschlinge in derselben wieder befestigt. Diese primitive, aber ingeniöse Einrichtung heisst im Pokonchí „*Lutz che*“.

In Tactic hat man Gelegenheit, sich zu überzeugen, dass die Ansicht von der niedrigen Stellung der Frau im indianischen Haushalt Guatemalas doch nicht durchweg richtig

ist. Hier hat vielmehr die Frau sehr viel zu sagen und der Mann wird ohne ihr Einverständniss und Wissen kein Geschäft abschliessen.

Die Verheirathung der Indianer von Tactic geschieht häufig schon sehr früh, im zwölften Lebensjahr beider Geschlechter. Gewöhnlich wählt die Mutter eines Mädchens für dasselbe einen Bräutigam und hält um ihn bei seinen Aeltern an. Nach der Verheirathung zieht das junge Paar in das Haus der Mutter der jungen Frau. Doch wirbt auch gelegentlich der Vater um eine Braut für seinen Sohn, und in diesem Falle lebt das junge Ehepaar im Hause des Sohnesvaters. Die Hochzeit wird mit einem Trinkfest gefeiert, das einige Tage lang dauert und vom Bräutigam, resp. dessen Vater bestritten wird. Mit der ehelichen Treue soll es nicht weit her sein; oft genug ist die Frau auch den Brüdern ihres Mannes gefällig, wie umgekehrt der Mann sich mitunter auch seiner Schwägerinnen bedient. Es scheint mir möglich, dass dies nicht so ohne weiteres als Sittenlosigkeit aufzufassen sei, sondern als der Rest einer alten Form von Polygamie und Polyandrie, wie sie sich nach den Beobachtungen meines Freundes Rockstroh heute noch bei den stammverwandten Lacandones findet. Grosses Aufhebens wird übrigens von seiten der gekränkten Ehehälfte bei solchen Vorkommnissen nicht gemacht; mit einer kleinen häuslichen Scene ist die Sache abgethan.

Während meines Aufenthalts in Tactic wurde jeden Abend eine sogenannte „Zarabanda“ abgehalten, d. h. ein Tanz zu Ehren irgendeines Heiligen, dessen Namen ich zu notiren verabsäumte.

Jedes indianische Gemeinwesen ist nämlich als religiöse Corporation in „Cofradías“, Brüderschaften, eingetheilt, welche offenbar nach dem Muster des alten mexicanischen „Calpulli“ gebildet sind. Jede Cofradía hat ihren Heiligen, als dessen Brüder sich die Angehörigen der betreffenden

Cofradía betrachten. Sie stehen unter einem „Capitan“ oder einer „Capitana“, zu welchem Amte sich in grössern Ortschaften häufig auch fromme Ladinos und Ladinas gern hergeben.

Jede Cofradía hat eine Kasse und leiht auch Geld aus, und zwar beträgt der übliche Zinsfuss etwa 100 Proc. p. a., was übrigens bei der Kleinheit der in Frage kommenden Summen nicht schwer empfunden wird. In den alten vorspanischen Zeiten wurden auch Gegenstände oder deren Werth in den üblichen Tauschmitteln ausgeliehen, aber ohne Zins, blos gegen genügende Sicherheit. Heutzutage jedoch pflegen indianische Kapitalisten zu exorbitanten Wucherzinsen, zu 50 und mehr Procent, Geld an ihre armen Landsleute auszuleihen, wobei allerdings das zu laufende Risico ein sehr grosses sein soll.

Wenn eine Cofradía ihrem Heiligen ein Fest geben will (celebrar la Zarabanda), so zieht eine Deputation am Tage zuvor bei allen Heiligenhäuschen (Ermitas) der Gegend herum, um die übrigen Heiligen um Erlaubniss zu fragen, die Zarabanda zu Ehren ihres Collegen feiern zu dürfen. Vor jeder Ermita verbrennt man etwas Copal, feuert einige Raketen ab und zündet zwei kleine Kerzen an. Damit ist die Erlaubniss des jeweiligen Heiligen als eingeholt betrachtet.

Jeder „Santo“ hat seinen Mayordomo, welcher dafür zu sorgen hat, dass die Gefälle des Heiligen und des Geistlichen von der Cofradía richtig eingehen. Bei der Zarabanda liefert dieser Mayordomo das Orchester und die Altarkerzen, während die reichlich fliessende Aguardiente von der Estanquera einstweilen vorgeschossen wird.

Es wird nun in einer Chinama, einer improvisirten, aus frischen Baumzweigen und Palmblättern hergestellten Hütte ein kleiner Altar hergerichtet, auf welchem die Statue des zu verehrenden Heiligen sowie die der Madonna zur Schau gestellt wird. Wachskerzen brennen in kleinerer und grösserer Anzahl auf dem Altar, in dessen Nähe auch das Orchester, bestehend aus einer Marimba, einer Violine, einer Guitarrilla

und einem „Tufe“ Platz findet. Der Tufe ist eine Art Trommel, welche aus einem hölzernen, mit Leder überzogenen Kasten angefertigt und blos mit einem Schlägel bearbeitet wird. Um den Altar herum sitzen in schweigender Würde die „Principales“ der Cofradía, welchen der Mayordomo des Santo auf seine Kosten von Zeit zu Zeit eine Schale voll „Mads“ zu verabfolgen hat. Letzteres ist ein Gemisch von geröstetem Cacao, Achiote und Pfeffer, aber ohne Zucker. Im Quiché heisst dasselbe *Mach*, weshalb die Ladinos dieses Getränk „Macho“ nennen, ohne zu wissen, dass dies ein indianisches Wort ist.[1]

Vor dem Altar wird ein kleiner, von dichtgedrängten Zuschauern umstandener Platz freigelassen, auf welchem getanzt wird. Wer tanzen will, hat einen Medio ($^1/_2$ Real) an den Mayordomo zu zahlen, und dieser ruft laut beim Empfange „Pantacaj“ oder „Cielo“, um anzudeuten, dass der Himmel diesen Medio empfängt. Aus dem auf diese Weise von den Tänzern entrichteten Gelde zahlt der Mayordomo nach Beendigung der Zarabanda seine Auslagen an Aguardiente, Kerzen, Mads etc., und was etwa nach Abzug aller Spesen noch übrigbleibt, gehört ihm. Bei Entrichtung des Medio erhält der Tänzer einen Schluck Aguardiente in winzigem Spitzgläschen und hierauf beginnt der Tanz. Jeder tanzt für sich. Ohne auf die übrigen Tänzer zu achten, beginnt er nach dem Takte des Orchesters sich im Kreise zu drehen, indem er in schneller, tretender oder stampfender Bewegung der Füsse die Musik begleitet und dabei die Arme

[1] „Macho“ bedeutet allgemein „männlichen Geschlechts“, wird in Guatemala aber gewöhnlich für das männliche Maulthier gebraucht. Ein amüsantes Beispiel, wie das Volk sich unverstandene Worte mundrecht zu machen sucht, ist der europäische Wurmfarn (*Aspidium filix mas*), der im Spanischen in wörtlicher Uebersetzung „Elecho macho“ heisst. Daraus hat der Volksmund „leche macho“, Milch vom männlichen Maulthier, gemacht.

und den Oberkörper in allerlei Stellungen bringt, die er fortwährend langsam ändert.

An den Tänzen der Zarabanda von Tactic durften sich nur Indianer betheiligen; für die wenigen Ladinos des Dorfes war in einem besondern Rancho eine Tanzlocalität hergerichtet, wo der Herr Comisionado einer Ladina von zweifelhaftem Rufe auffällig die Cour machte.

In der Chinama der Indianer ertönte unaufhörlich das „Cielo“ des Mayordomo. In ihre langen, dunkeln Mäntel gehüllt, ein farbiges Taschentuch um den Kopf geschlungen, sassen die „Principales“ wie Bildsäulen da, selten leise flüsternd, ernst und ohne Bewegung ihrer scharfmarkirten Gesichter, als handelte es sich um eine Todtenfeier und nicht um ein heiteres Frühlingsfest. Die Mehrzahl der Tanzenden waren Weiber. Einige von ihnen konnten gar nicht satt werden. Kaum trat eine Pause in der eintönigen Musik ein, so warfen sie dem Mayordomo einen zweiten Medio zu und begannen von neuem in höchster Aufregung sich taumelnd im Kreise zu drehen. Sie waren betrunken. Mit der Selbstvergessenheit des acuten Alkoholismus warfen sie sich mitten im Tanze manchmal kreischend irgendeinem der umstehenden Männer an den Hals, wobei sie es nicht besonders auf ihre Ehegatten abzusehen schienen, und küssten ihn in der höchsten Leidenschaft. Kein Muskel zuckte bei diesem Anblick in den Ledergesichtern der Principales. Die ganze nächtliche Scene zauberte dem Beschauer ein Stück uralter, vorspanischer Zeit in die Gegenwart herüber, standen wir doch auf dem Boden des alten Tezulutlan, desjenigen Gebiets von Guatemala, das am längsten sich des Einbruchs der Weissen erwehrt hatte, und wo auch heute noch altindianische Sitte sich, wie in den Hochländern der Quichés, am unverfälschtesten erhalten hat.

Die Hütte aus Palmzweigen, in deren grell erleuchtetem Hintergrunde die indianischen Tänzerinnen in trunkener

Verzückung ihre Leiber verdrehten, die dunkeln Gruppen der Indianer, welche im flackernden Halblicht der Kienspanfackeln regungslos die Chinama umstanden, all das war wol schon seit Jahrhunderten Jahr für Jahr so gewesen, neu waren nur die Heiligenbilder, und man brauchte sich blos an ihre Stelle die polirten Steinfiguren der alten Götter zu denken, und anstatt der Aeltesten der Cofradía die Priester dieser Götter, um sich in graue Vorzeiten zurückzuversetzen. Während ich das seltsame Schauspiel staunend betrachtete, musste ich mir sagen, dass von der Leidenschaft solcher Tänze nur ein Schritt sei zum Menschenopfer, wie es wol in alten Zeiten bei solchen Gelegenheiten in dieser Gegend dargebracht wurde.

Die Zarabanda von Tactic dauerte drei Nächte hindurch.

Wie die indianischen Dörfer insgesammt, besitzt Tactic eine „Milpa comunal" oder eine der Gemeinde gehörige Maispflanzung. Sie umfasst 1500 Cuerdas.[1] Alle Gemeindebewohner sind zur Arbeit in derselben verpflichtet, und zwar in Abtheilungen, die jeden Sonntag abgelöst werden. An diesem Tage durchzieht ein Knabe das Dorf und ruft durch Trommelschlag die neue Abtheilung zur Arbeit. Der Ertrag der Milpa comunal fällt der Gemeindekasse anheim.

Auffallenderweise eignet sich Tactic nicht für den Kaffeebau, da das Klima daselbst bereits zu rauh ist. Verschiedene Versuche, den Kaffee in Tactic zu bauen, ergaben ungünstige Resultate. Während ich in Salamá, blos 10 Leguas von Tactic, gänzlich unbedeckt auf meinem Feldbett liegend vor Hitze nicht hatte schlafen können, fror ich während meines Aufenthalts in Tactic jede Nacht, von 2 Uhr morgens an, ganz erbärmlich, trotzdem ich angekleidet und mit ein paar Frezadas (Wolldecken) bedeckt im

---

[1] Die Cuerda simple hat 32 Varas Seitenlänge.

Bette lag. So nahe berühren sich mancherorts in Guatemala schroffe klimatologische Gegensätze.

Nachdem ich mich an den prachtvollen Brombeeren, deren üppige Ranken die Büsche und Hecken von Tactic durchwuchern, ordentlich satt gegessen, verliess ich dieses schöne Dörfchen am 24. April, um über Santa Cruz nach Coban zu gehen.

NEUNZEHNTES KAPITEL.

Coban, die Hauptstadt der Verapaz. — System der Gewinnung von Feldarbeitern — Die China-Cultur in Coban. — Reise nach dem Rio Chixoy. — Die Vieh-Hacienda Chicaman.

Coban liegt von Tactic etwa 8 Leguas entfernt. Der Weg dahin führt auf guter Carretenstrasse über welliges Land, das sich in eine Menge einzelner Hügel und Kuppen auflöst. Nachdem man einen Höhenzug, durch welchen sich die Strasse mäandrisch windet, passirt hat, steigt man in ein ausgedehntes Thal hinab, in dessen Mitte Coban, der Hauptort des Departements Alta Verapaz, in 1328 m Höhe gelegen ist.

Ich fand in der Familie des Herrn F. Sarg, eines dort ansässigen deutschen Kaufmanns, eine so freundliche Aufnahme, dass die fünf Tage, welche ich daselbst zubrachte, so ziemlich die schönsten meines ganzen Aufenthalts in Guatemala sind. Diesem Umstande ist es vielleicht auch zuzuschreiben, wenn mir die Alta Verapaz in besonders rosigem Lichte erschien und mir von allen Theilen Guatemalas, die ich kenne, weitaus am besten gefiel. Ein herrliches, gemässigtes und gesundes Klima, dem höchstens eine grosse Feuchtigkeit vorzuwerfen ist, eine immergrüne, reiche Vegetation, eine ausgedehnte Fernsicht und prächtige Spazierwege machen den Aufenthalt in Coban für den Europäer ausserordentlich angenehm, und

in der That lebten auch (1880) im Gemeindebann von Coban nicht weniger als 76 Ausländer, von denen 20 Deutsche waren, unter einer einheimischen Bevölkerung von 18000 Seelen.

In äusserst fruchtbarer Gegend gelegen, ist Coban das commerzielle Centrum für den ganzen nördlichen Theil von Guatemala und steht über Panzos und Livingston mit dem Atlantischen Meer in Verbindung. Eine Carretenstrasse führt nämlich von Coban über Santa Cruz, Tactic, Tamahú und Tucurú nach Panzos am Ufer des Rio Polochic. Ein kleiner Flussdampfer, der aber bei niedrigem Wasserstand häufig nicht bis Panzos heraufkommen kann, vermittelt von da den Verkehr über den See von Izabal nach dem Hafen von Livingston an der Bai von Honduras.

Die Hauptcultur von Coban bildet gegenwärtig der Kaffee. Die hügelige und theilweise gebrochene Beschaffenheit des Terrains macht es aber unmöglich, so grosse zusammenhängende Flächen mit Kaffee zu bepflanzen wie an der Boca Costa der pacifischen Seite des Landes. In Coban sind es mehr kleinere Thalmulden und Hügel zwischen den Bergen, welche sich für die Anlage von Kaffeegärten eignen. Die Baldíos, d. h. das von der Regierung angesprochene und von ihr an Private verkaufte Waldland, sind in der Gegend von Coban auf mehrere Leguas im Umkreise verschwunden, sodass die Möglichkeit, Land aus der zweiten oder dritten Hand zu erwerben, vielfach einem günstigen Zufall überlassen bleibt. Der grösste Theil des nutzbaren Landes befindet sich sogar noch in den Händen der Indianer, welche nicht leicht auf gesetzliche Weise zum Verkaufe desselben gebracht werden können. Gemäss den eigenthümlichen nationalökonomischen Anschauungen der Ladinos sagt der Census von 1880 hierüber Folgendes: „Mit sehr wenigen Ausnahmen baut die Mehrzahl der Einwohner des Departements (Alta Verapaz) ausschliesslich Mais und Frijol. Die Anpflanzungen derselben nehmen ausgedehnte Ländereien ein, welche die Indianer

eigenthümlich erwerben konnten. So produciren sie eine übermässige Menge (abundancia enorme) von diesen Artikeln des täglichen Gebrauchs, womit sie gelegentlich die benachbarten Departements theilweise versorgen. Sie tragen aber nichts zum nationalen Wohlstand durch exportfähige Producte bei und bringen es beinahe fertig, die Ausdehnung der Kaffeecultur im Departement zu hindern, da sie in der nächsten Umgegend keine Ländereien übriggelassen haben, welche sich für jene Cultur eignen."

Die Indianer bilden hier noch das vorherrschende Element, gegen welches Weisse und Ladinos weit zurückstehen. Dem entsprechend hat sich auch die indianische Sprache, welche als „Lengua Cobanera" oder „Quekchi" bezeichnet wird, hier noch in solcher Ausdehnung erhalten, dass auch die Ladinos und selbst Weisse, welche viel mit den Indianern zu verkehren haben, sich die Elemente derselben aneignen müssen, da die Zahl der spanisch sprechenden Indianer eine beschränkte ist. Wie anderwärts in Guatemala liefern auch hier die Indianer die Feldarbeiter für die Pflanzungen der Fremden.

In dieser Gegend hat sich noch ein System der Gewinnung von Feldarbeitern erhalten, welche an die „Encomiendas" der spanischen Colonisten erinnert und noch zu Thomas Gage's Zeiten das allgemein in Guatemala übliche war. Wer Land besitzt, auf welchem indianische Familien wohnen und ihre Milpas angelegt haben, bezieht von ihnen einen jährlichen Bodenzins von 200 Mazorcas Mais, gleichgültig, ob das von den Indianern bewirthschaftete Grundstück gross oder klein sei. Ausserdem verwendet er sie, natürlich gegen Bezahlung, als Feldarbeiter für seine eigenen Pflanzanlagen.

Wer keine solchen angesessenen Indianer zur Verfügung hat, wendet sich an den Jefe um einen Befehl an die Alcaldes, die Anzahl von Mozos aufzutreiben, deren man bedarf. Die Alcaldes bringen alsdann die benöthigten Mozos zusam-

men. Man bezahlt für jeden derselben 1 Real an die Gemeindekasse und 9 Reales Wochenlohn an den Mozo selbst, wofür er sich aber beköstigen muss. Die Arbeitslöhne sind also hier erheblich niedriger als auf den Pflanzungen der pacifischen Küste.

Der rege Verkehr der indianischen Familien mit den fremden Pflanzern war insofern von civilisatorischem Einfluss, als viele Indianerinnen im Verkehr mit den Weissen bald die althergebrachten puritanischen Vorurtheile ihrer Rasse ablegten und für Geld oder auch blos für gute Worte willig das Ihrige zur Verbesserung dieser Rasse beitrugen. Einzelne Pflanzer sollen unter den Indianerinnen in einer Weise gehaust haben, gegen welche Casanova, der berüchtigte Chevalier von Seingalt, als bescheidener Anfänger gelten muss. Man trifft unter den Indianerinnen von Coban sehr hübsche Gesichter mit eigenthümlichem, specifischem Gepräge, das sie ebensowol von den breitgesichtigen Pokonchí-Weibern von Tactic als den Quichés der Altos unterscheidet. Ihre Haare winden sie am Hinterkopf in einen Zopf zusammen, den sie mit einer rothen geflochtenen Schnur, dem „Tupuy", in engen Touren umwickeln und lang über den Rücken fallen lassen. Die Tupuyes sind theuer, für ein altes Exemplar eines solchen wurden mir 3 Pesos abgefordert. Abgesehen vom Tupuy ähnelt die Tracht der Cobaneras der allgemein im Lande üblichen. Die bis unter die Knie reichenden Enaguas, *Uk* im Quekchi, hüllen die Leibesmitte knapp ein. Die konischen, hoch angesetzten und gut entwickelten Brüste werden unter einem hemdartigen Huipil, dem *Poot* verborgen. Den Hals schmückt eine Kette aus goldfarbigen Glasperlen oder aus Silbermünzen.

Der Stamm der Quekchi-Indianer ist heutzutage noch weit ausgedehnter als derjenige der Pokonchís und umfasst ausser Coban noch San Juan Amelco, San Pedro Carchá, San Agustin Lanquin, Senahú und Cahabon. In letzterm Dorfe

war, wie mir Prof. Rockstroh schreibt, ein Theil der alten Chol-Indianer angesiedelt, und drei Barrios dieses Dorfes reclamiren noch heute die Gegend am obern Rio Sarstun und nördlich von diesem Flusse als ihren Vorfahren gehörig. Sie haben auch neuerdings daselbst ein Dorf, Chaal oder Chahal, gegründet, das nach Aussage der Cahaboneros an Stelle des einst von den Dominicanern gegründeten, aber nur kurze Zeit unterhaltenen Missionsdorfes San Lúcas liegen soll. Das Idiom von Cahabon ist von der Sprache von Coban mundartlich verschieden, jedoch verstehen sich die Bewohner beider Dörfer ohne Schwierigkeit.

Von besonderm Interesse war mir in Coban eine Pflanzung von Chinabäumen, welche von den Herren Sarg & Co. angelegt worden war und der Regierung so gefallen hatte, dass sie dieselbe prämiirte. Im Folgenden reproducire ich kurz die Angaben, welche mir einer der Chefs des Hauses freundlicherweise über diese in Guatemala neue Cultur während meiner Anwesenheit in Coban machte.

Die ersten Versuche wurden 1877 mit Samen von *Cinchona succirubra* gemacht, welche, ursprünglich aus Ostindien stammend, von Kew bezogen worden waren. Von diesen Samen schlugen zuerst 80 aus, aber nur 14 Bäumchen blieben erhalten.

Im Jahre 1879 wurde Samen von *Cinchona officinalis* direct von Ceylon bezogen und dieser erwies sich sehr keimfähig. Die jungen Pflänzlinge wurden im Januar und Februar 1880 ins Freie versetzt und gediehen so gut, dass sie bei meiner Anwesenheit das Gros der Pflanzung bildeten. Sie waren damals 12 engl. Fuss hoch, bei 2 Zoll Durchmesser der Stämme.

Später wurden noch Versuche mit *C. Calisaya* gemacht, von der nur wenige Samen aufgingen. Auch *C. Ledgeriana* wurde probirt, von welcher etwa 100 Bäumchen noch vorhanden waren, als ich die Pflanzung besuchte.

Die von den Herren Sarg & Co. eingehaltene Methode der Anpflanzung ist die folgende: die Samen werden in Saatkästen zur Keimung gebracht und bleiben in denselben, bis sie mehrere Zoll hoch sind. Bei den ersten Versuchen wurden die Setzlinge vor ihrer definitiven Versetzung ins Freie in Thonscherben umgepflanzt, jetzt werden sie direct aus den Saatkästen ins freie Feld versetzt, wenn sie ein Alter von 8—12 Monaten erreicht haben. Die Zartheit der Keimlinge macht eine persönliche Aufsicht nothwendig; einmal im Freien machen sie keine besondere Schwierigkeit mehr. Die Verpflanzung geschieht lediglich in die Cafetales, wo die Setzlinge zwischen den Reihen der Kaffeebäume in Distanzen von 3½ Varas gepflanzt werden. Eigentlich sollten sie viel näher zusammen, in etwa 1 Vara Distanz, voneinander gepflanzt werden, um soviel als möglich „Quillbark" zu bekommen. Die Keime der Seitentriebe wurden abgeschnitten, sodass keine Narben entstanden.

Nach 8 Jahren sind die Bäumchen ertragfähig; die Engländer auf Jamaica fingen sogar schon im vierten Jahre an, die *C. officinalis* zu ernten. Zum Behuf der Rindengewinnung werden die Bäume mit den Wurzeln ausgerissen und entrindet, jedoch hat die Wegnahme der Rinde schon am lebenden Baume, von den Aesten her, zu beginnen, weil sonst die Rinde sehr fest am todten Baume haftet.

Als die ergiebigste Sorte wäre *C. Ledgeriana* anzusehen, die jedoch höhere Lagen als Coban braucht. Für Coban und ähnliche Regionen in ganz Guatemala ist *C. officinalis* die am besten gedeihende Art. Für noch niedrigere Lagen eignet sich *C. succirubra*. Sie entfaltet sich am raschesten und kräftigsten von allen in Guatemala versuchten Arten, ist aber die an Chinin ärmste.

Was die Betriebs- und Ertragsberechnung eines mit Chinabäumen bepflanzten Grundstücks anbelangt, so wird sie sich natürlich ganz anders stellen, wenn auf dem be-

treffenden Grundstück blos Cinchona gepflanzt wird, als wenn neben dieser noch andere Culturen betrieben werden.

Rechnet man z. B. auf eine Manzana Landes 1000 Kaffeebäume, zwischen welche 1000 Chinabäume gepflanzt sind, so werden dieselben Reinigungsarbeiten, welche der Kaffee ohnehin erfordert, auch den Chinabäumen zugute kommen, ohne besondere Mehrkosten zu verursachen. Eine Manzana Kaffeelandes hat im Durchschnitt in der Gegend von Coban einen Werth von 20 Pesos. Jede einjährige Kaffee- oder Chinapflanze ist auf 4 Centavos Pflanzungskosten zu veranschlagen, also entfallen auf die Kaffeebäume 40 Pesos und ebensoviel auf die Chinabäume. Die Manzana verursacht per Jahr etwa $2^1/_2$ Pesos Administrationskosten und 10 Pesos Reinigungskosten, indem ein Indianer für 20 Centavos 100 Kaffeebäume reinigt und fünf Reinigungen per Jahr zu geschehen haben.

Im vierten Jahre liefert der Kaffee die erste Ernte mit einem Nettoertrag von 10 Centavos per Baum, den Durchschnittsertrag per Baum mit $1^1/_2$—2 Pfund berechnet; es wirft also die Manzana im Jahr 100 Pesos netto ab. Dieser Betrag wiederholt sich jedes folgende Jahr mit einer kleinen Zunahme, bis die Chinabäume ertragfähig sind. Bei der Ernte kann man auf jeden Chinabaum $^1/_2$ Pfund Rinde rechnen. Man erhält also 500 Pfund Rinde, die bei dem niedrigsten Anschlag von 50 Centavos per Pfund einen Werth von 250 Pesos repräsentiren.

Berechnet man die Pflanzung für Chinabäume allein, so kämen beiläufig 7000 Bäume auf die Manzana zu stehen, deren Unkosten folgende wären:

Ankauf des Landes und Anpflanzung der Bäume 40 Pesos
Reinigungskosten während 8 Jahren 100 „
Dazu der jeweilige Zins des Anlagekapitals.

Der Ertrag wäre mit 3500 Pfund Rinde à 50 Centavos auf 1750 Pesos zu veranschlagen, was für die agricolen Verhält-

nisse Guatemalas als ein sehr schönes Resultat zu bezeichnen ist.

Bevor ich nach der Verapaz ging, besuchte mich in der Hauptstadt ein junger Engländer Mr. Forsyth, welcher von Ceylon mit der Absicht nach Guatemala gekommen war, dieses Land zu bereisen und an geeigneter Localität Cinchona-Pflanzungen anzulegen. Es gelang ihm, die Regierung für dieses Project zu gewinnen und zu veranlassen, ihn mit einem Credit von 3000 Pesos nach Ceylon zurückzuschicken, um Keimlinge und Samen zu holen. Aus dem „Diario“ vom 26. September 1884 ersehe ich, dass aus diesem Project etwas geworden ist und dass auf verschiedenen Pflanzungen des Westabhanges China-Samen im Gesammtbetrage von 1,553000 Keimlingen gezogen worden sind, die sich auf verschiedene Bezirke vertheilen, wie folgt: Finca „El Porvenir“ (dem Präsidenten Barrios gehörig): 600000, „El Tumbador“: 294000, Cholhuitz: 118000, Costa-Cuca: 454000, Pueblo Nuevo: 82000, Palmar: 5000 China-Pflanzen.

Am 30. April verliess ich den Hauptort der immergrünen Alta Verapaz, um in die Altos der Ixil- und Mam-Indianer zu gelangen. Eine gute Carretenstrasse führt über das reizend in buschigem Grün gelegene Pokonchí-Dorf San Cristobal in dessen Umgegend ebenfalls Kaffee gebaut wird. In der Nähe finden sich silberhaltige Bleierze.

Von San Cristóbal und seinem tiefblauen See ritt ich in westlicher Richtung mehrere Leguas weit über eine an steilem Bergeshang hin geführte Fahrstrasse, über deren ausgezeichneten Zustand in dieser abgelegenen Gegend ich mich nicht wenig wunderte. Zur Rechten erhebt sich die Flanke der Berge, zur Linken blickt das Auge in Tausende von Fussen tief in die Erdoberfläche eingegrabene Schründe, Barrancas und Thäler, denen allen dasjenige des Rio Chixoy als Hauptnerv dient. Etwas nach 4 Uhr gelangte ich nach mehrstündigem raschem Ritt durch absolut menschenleeres

Gebiet nach der Hacienda Baleu, welche dem Präsidenten Barrios gehört, und wo ich nach dem Rathe des Telegraphisten von San Cristóbal zu übernachten gedachte. Der Empfang in Baleu seitens des dortigen Personals war jedoch ein so kurz angebundener, und der Wunsch, mich und meine Thiere weiter ziehen zu sehen, lag so deutlich in den wenigen Worten, die ich mit dem Mayordomo wechselte, dass ich es vorzog, auf die Gastfreundschaft dieser Hacienda zu verzichten und einen Versuch zu machen, den Rancho von Chixoy vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Die Hacienda Baleu war von Barrios für 20000 Pesos einem Geistlichen abgekauft worden, und zwar, wie dieser mir selber versicherte, zwangsweise, gänzlich wider dessen Willen.

Ich ritt also weiter. Jenseits der Hacienda von Baleu hörte die famose Fahrstrasse plötzlich auf. Der Weg wurde so schmal und schlecht, dass ich zweimal fürchtete, mein Lastthier in die Barranca zur Linken stürzen zu sehen, da es, mit dem Gepäck an die überhängenden Bäume stossend, mit der Hinterhand über den Strassenrand hinausgedrängt wurde. Es arbeitete sich jedoch stets wieder glücklich empor.

Etwa eine Legua westlich von Baleu liegt die sichtlich in starkem Verfall begriffene Hacienda „La Primavera“. Von ihr weg wird die Gegend wiederum gänzlich menschenleer; der einsame Weg windet sich durch fast ununterbrochenen monotonen Bergwald. Ich reiste mit möglichster Eile, da ich des Trinkwassers wegen noch den Fluss zu erreichen strebte. Die Höhe, in welcher man sich in dieser Region fortwährend hält, mag 1200 m betragen. Die Sonne neigte schon stark zum Untergang und immer noch wollte der Abstieg zum Rio Chixoy nicht kommen, immer noch zog sich der Weg hoch oben im dürren, wasserlosen Bergwald hin. Endlich, nach scharfer Biegung des Weges, eröffnete sich das Thal des Chixoy als tiefgähnender, steilwandiger Schlund, in welchen

ein steiler, steiniger Zickzackweg hinabführt. Der Flussübergang liegt blos in 565 m Meereshöhe, es beträgt also dieser steile Abstieg über 600 m. Als ich in der Tiefe anlangte, war die Nacht mit der diesen Breiten eigenthümlichen Raschheit eingebrochen und bald war es stockfinster. Der Weg hörte am Flusse plötzlich auf, der Kopf einer weggerissenen Brücke und ein Licht am jenseitigen Ufer war das letzte, was ich und Pancho in der Finsterniss zu erkennen vermochten. Das Tosen des unsichtbar zu unsern Füssen schäumenden Stromes war so laut, dass nicht daran zu denken war, sich mit den Bewohnern des jenseitigen Ufers in Communication zu setzen, und so blieb nichts übrig, als diesseit des Flusses zu übernachten. Mit grosser Mühe wendeten wir die Thiere auf dem schmalen, steilen Wege und führten sie wieder ein Stück weit bergan, um sie nicht durch Sturz in die Tiefe zu verlieren. Glücklicherweise leuchtete aus dem Walde heraus der Schein eines Feuers, an welchem zwei reisende Pokonchí-Indianer sich zum Nachtlager einrichteten Bereitwillig erlaubten sie mir, an ihrem Feuer zu kochen, nachdem der eine für einen Real sich durch den finstern Wald der Uferböschung an den Fluss hinabgewunden und meine sämmtlichen Gefässe mit dessen schlammig trübem Wasser gefüllt hatte, das Pancho und ich trotz seines starken Erdgehalts gierig tranken, um den quälenden Durst zu löschen. Der Indianer war anscheinend erstaunt, als ich ihm das Doppelte des ausgemachten Lohnes und einige Cigarren gab, da seine Landsleute gewohnt sind, häufig um einen Theil oder das Ganze des bedungenen Lohnes nach gethaner Arbeit betrogen zu werden. Oft habe ich gesehen, wie die Ladino-Krämerinnen der Vorstädte, welche mit indianischen Industrieproducten Handel treiben, die armen Indianerweiber, die ihre Waaren Leguas weit zur Stadt geschleppt hatten, durch Einschüchterung und Schimpfworte zwingen wollten, sozusagen für nichts sich ihrer Waare zu entäussern. „Si no

lo das en medio, ándate á la mierda, maldita perra"[1], lautet eine häufig bei solchen Transactionen vorkommende Redensart.

Wir banden unsere armen Thiere, welche die ganze Nacht ohne Futter und Wasser zubringen mussten, im dürren Gestrüppe fest und richteten uns für die Nacht ein. Um Mitternacht begann ein Gewitter, dessen Regen wir drei Stunden lang ausgesetzt blieben. Die Indianer deckten unaufgefordert einen ihrer Soyacales[2] über mein Gepäck, und kauerten so gut es ging zu zweit unter dem andern. Die Blitze erleuchteten auf Augenblicke das wilde Bergthal und boten einige Abwechselung, während die Wasserschnüre des tropischen Regens unbarmherzig auf uns niedertroffen.

Bei Tagesanbruch trafen wir Anstalten zum Flussübergang. Am jenseitigen Ufer hatte man uns bemerkt. Ein indianischer Junge kam auf einer Fähre herüber und in mehrmaliger Fahrt wurde ich selbst, die Sättel und Gepäckstücke übergesetzt. Einige indianische Händler, welche mit Waaren von den Altos nach der Verapaz gingen und die Nacht jenseit des Flusses im Rancho Chixoy zugebracht hatten, trugen hülfebereit, gegen kleine Entschädigung, mein Gepäck zur Fähre hinab. Diese bestand aus einer Art primitiven Flosses. einer sogenannten „Balsa", von einigen aneinander befestigten Balken, deren Gesammtheit an einem über den Fluss gespannten Seile lief. Der Rio Chixoy ist hier nicht breit, aber tief und reissend. In der Regenzeit ist die Beförderung der Reisenden mittels der Balsa unmöglich. Es dient

---

[1] „Wenn du deine Waare nicht für einen Medio verkaufen willst, so scher dich zum Teufel, verdammte Hündin."

[2] Soyacal ist der Regenmantel, welchen sich die Indianer aus Palmenblättern verfertigen. Beim Reisen in der Regenzeit tragen sie denselben stets aufgerollt an ihrer Last befestigt. Das Wort Soyacal ist mexicanischen Ursprungs und bedeutet wörtlich „Palmhaus" (*çoyatl*, eine Palmenart, und *calli*, Haus). Die Quichés und Cakchiqueles nennen den Soyacal: *Tut*.

alsdann hierfür die „Garrucha“, eine Art Hängekorb, welcher auf einer Rolle über das über den Fluss befestigte Tau läuft. Vor Zeiten existirte hier eine Drahtseilbrücke, sie wurde jedoch einst vom Hochwasser weggerissen und ist seither wegen Mangels an Geld nicht wieder aufgebaut worden, obwol Stücke von Drahtseilen und Eisenwerk für den Neubau da und dort am Wege angetroffen werden, wo sie in Wind und Wetter liegen, geduldig der Weiterbeförderung harrend.

Die Maulthiere mussten weit unterhalb der Fähre schwimmend den Fluss passiren. Da sie nach der wasser- und futterlosen Nacht gründlicher Restauration bedurften, setzte ich erst um Mittag meinen Weg nach den Altos fort.

Es war glühend heiss, die trockene Luft vibrirte über dem kahlen und dürren Bergeshang, der mit hohem Gras, Drachenbäumen und spärlichem Buschwerk bestanden war. Der Weg folgt ein paar Leguas weit dem Laufe des Flusses Chixoy, der unfern von hier in ungeheuerer Krümmung sich nach Norden wendet, um in den Wäldern der Lacandones mit andern grossen Nebenflüssen sich zum Rio Usumacinta zu vereinigen. Endlich biegt der Weg vom Flusse ab und steigt wieder in das südliche Gebirge an. Man passirt die kleine Aldea Chi Xiquin („an der Ecke“) und erreicht, übergänzlich menschenleere Weiden und durch Fichtenwälder, die Aldea von Chicaman, welche bereits wieder in kühlern Regionen, der Vegetation nach zu schliessen in einer Höhe von circa 1800 m, liegt, etwa 5 oder 6 Leguas vom Ufer des Rio negro oder Chixoy entfernt.

Chicaman ist eine mehrern Besitzern gehörige Weide oder Vieh-Hacienda, in welcher einige Ranchos zerstreut liegen. Mit Wonne athmet man nach der erstickenden Hitze des Chixoy-Thales wieder die kühle Abendluft der Tierra fria. Ich traf in Chicaman einen Elementarschulmeister, einen jungen, hübschen und intelligenten Mann, welcher hier durch den Unterricht der wenigen Indianerkinder der Aldea ein

kärgliches Leben gewann. Da er diese Gegenden bis in das Gebiet der Mames hinein aus eigener Anschauung kannte, so war er im Falle, mir werthvolle Aufschlüsse über die Sprachverhältnisse derselben zu geben. So hörte ich von ihm, dass in San Miguel Uspantan ein Idiom geredet werde, welches verschieden sei vom Quiché sowol, als vom Mam und Ixil. Ich beschloss sofort, ein paar Tage in San Miguel zu verweilen, um diese Sprache kennen zu lernen.

Nachdem ich die ausgedehnten Weiden von Chicaman, welche mich an die heimatlichen Alpentriften erinnerten, bis zu einbrechender Dunkelheit durchstreift und in denselben einige indianische Tumuli entdeckt hatte, zog ich mich in das finstere Loch zurück, das bei Tage als Schulzimmer und mir jetzt als Nachtquartier diente. Einige niedrige, roh gearbeitete Bänke für die Kinder, ein Stuhl und ein Tisch für den Schulmeister bildeten das einzige Mobiliar. Auf den Bänken lagen ein paar unsaubere Schulfibeln. Im Hofe des ausgedehnten Hauses hatten einige Soldaten, welche als Streifpatrouille das Land durchzogen, um auf geheime Branntweinbrennereien zu fahnden, sich lärmend und schnapstrinkend gelagert, aber trotz ihrer alkoholischen Aufgeräumtheit behandelten sie mich durchaus anständig, was ich nicht von allen Soldaten, mit denen ich in Guatemala zusammenkam, behaupten kann.

ZWANZIGSTES KAPITEL.

San Miguel Uspantan. — Die indianischen „Bailes“ oder Tänze. — Der „Baile del venado“ und „de los moros“. — Indianische Brautwerbungs- und Hochzeitsgebräuche.

Frühmorgens reiste ich durch Wald und Feld, bergauf und bergab, weiter und erreichte schon um 9 Uhr das Dörfchen San Miguel Uspantan, welches an eine flache, kahle Halde hingebaut ist.

Uspantan ist ein mexicanisches Wort, welches, wie schon Buschmann angibt, von *ochpantli*, der breite Weg, abgeleitet ist. Ein glücklicher Zufall wollte, dass ich daselbst den Pfarrer von Sacapulas traf, zu dessen Sprengel Uspantan gehört und welcher für acht Tage hier anwesend war, um die Festtage des Ortes zu celebriren. Ich war an ihn durch einen gemeinsamen Freund in Coban empfohlen. Mit der grössten Zuvorkommenheit räumte mir der Geistliche Platz in dem einzigen Zimmer des an die Kirche von Uspantan angebauten Convents ein. Ein Tisch mit ein paar Stühlen, ein Feldbett und ein Hausaltar bildeten das einfache Mobiliar. Der Fussboden des Zimmers war nach uraltem festlichen Brauch mit Fichtennadeln bestreut.

Mit Hülfe des Pfarrers war es mir leicht, ein paar geeignete Leute für die sprachlichen Aufnahmen zu finden und in den drei Tagen, die ich in Uspantan blieb, ein ausgezeichnetes Material zur Beurtheilung der Sprache, die Juar-

ros als „Uspanteca“ besonders erwähnt, zu gewinnen. Es zeigte sich hierbei, dass die Uspanteca in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Sprachwurzeln dem Quiché sehr nahe steht, dagegen aber für eine Anzahl von Ausdrücken Wortstämme braucht, welche dem Quiché fremd und andern Sprachgruppen entnommen sind. Ausserdem ist die eigenthümliche Behandlung des Zeitwortes der hauptsächlichste Grund, weshalb die Leute von Uspantan sich mit den Quichés, trotz grosser wurzelhafter Uebereinstimmung beider Idiome, nicht verständigen können.

Stadt und Landschaft Uspantan bildeten zur Zeit der Eroberung eine Herrschaft, deren Fürst den Quiché-Königen lehenspflichtig war. Nach dem Fall des Quiché-Reiches durch die Spanier erhielt sich der Häuptling von Uspantan von diesen unabhängig und begann räuberische Einfälle in das Gebiet seiner alten Lehensfürsten.

Schon im Jahre 1529 hatten die Spanier unter Gaspar Arias einen Eroberungszug gegen Uspantan unternommen, der jedoch mit einer Niederlage der Spanier, dem Verluste mehrerer der Ihrigen und vieler indianischer Hülfstruppen, welche dem Gotte Exbalanque geopfert wurden, geendigt. Ein zweiter Kriegszug wurde im Februar 1530 vom Visitador Orduña organisirt, welchem sich aber nur vierzig Fusssoldaten und zweiunddreissig Reiter, sowie vierhundert angeblich tlaxcaltekische und mexicanische Indianer anschlossen. Orduña wurde unterwegs in Chichicastenango krank und kehrte nach Guatemala zurück, während der zweite Befehlshaber, Francisco de Castellanos, den Zug weiterführte. Statt aber direct auf Uspantan zu ziehen, nahm er die Richtung nach Nebaj, dessen kriegsfähige Bewohner sich mit denjenigen der Umgegend, 4000 an der Zahl, vereinigt hatten, um die Spanier zurückzuwerfen. Nebaj wurde jedoch genommen, ebenso Chajul, und von hier zogen die Spanier gegen den befestigten Platz Uspantan. Pferde und Schiesswaffen thaten auch hier

ihre Wirkung. Trotz der Tapferkeit, mit welcher die Bewohner von Uspantan um ihre Freiheit kämpften, unterlagen sie endlich. Das Schlachtfeld war von Leichen bedeckt. Die Ueberlebenden wurden mit dem Glüheisen zu Sklaven gestempelt. Glücklicherweise für die Bewohner jener Gegenden haben sich indessen die Spanier nie viel um dieselben gekümmert und blieben sie mehr nominelle als factische Unterthanen der spanischen Krone. Die alte Festung Uspantan lag übrigens nicht an der Stelle des heutigen Dörfchens San Miguel, sondern auf einer Anhöhe, eine halbe Legua von letzterm entfernt. Leider erzählte mir mein Gastfreund erst in der letzten Stunde, dass in der Nähe die Ruinen eines alten Dorfes lägen. Dasselbe sei sehr ausgedehnt gewesen, dann aber habe eine Pest die Mehrzahl der Bewohner ausgerottet und die übrigen veranlasst, das Dorf an die jetzige Stelle zu verlegen. Hätte ich bei dieser Erzählung ahnen können, dass es sich um die Ruinen des alten Uspantan handle, so würde ich nicht weggeritten sein, ohne sie besucht zu haben.

Von ganz besonderm Interesse waren mir die „Bailes“, welche während meines Aufenthalts in Uspantan zur Vorbereitung auf die Festzeit stattfanden. Es herrscht nämlich in allen Indianerdörfern Guatemalas die Sitte, dass bei gewissen religiösen Festen von maskirten Indianern während mehrerer Tage sogenannte „Bailes“ aufgeführt werden. Der spanische Ausdruck „baile“, der wörtlich Tanz bedeutet, begreift nicht den vollen Umfang dessen in sich, was diese Bailes eigentlich sind. Ein Theil derselben sind nämlich Pantomimen, ein anderer Theil aber wirkliche Dramen, in welchen die handelnden Personen in langer Wechselrede auftreten, welche von Musik und Tanz unterbrochen wird.

Die Zahl dieser Bailes, von denen jeder einen besondern Namen führt, ist ziemlich gross. Der bekannteste davon ist der „*Xahoh Tun*“ oder das Drama des „Rabinal Achí“ ge-

worden, den Brasseur de Bourbourg im Quiché-Text mit französischer Uebersetzung veröffentlicht hat. Ausserdem aber gibt es noch über ein Dutzend anderer Bailes, obwol nicht stets alle in einer und derselben Gegend im Gebrauche sind. So gibt es einen „baile de la gallina“, „baile de los negros“, „baile del venado“, „baile de los moros“, „baile de la conquista“, „baile de los mudos“, „baile del chompipe“, „baile del mono“ u. s. w. [1]

In Uspantan wurde damals nur der „baile del venado“ und der „baile de los moros“ aufgeführt.

Der Baile del venado bestand in einem Contretanz, den acht verkleidete Männer nach dem Takte einer Marimba aufführten. Das Costüm der Tänzer war folgendes: Ein runder Strohhut, der mit rothem und weissem Tuch garnirt war, bedeckte den Kopf. Auf dem Hute war ein hoher Busch von rothen, blauen, gelben und weissen Vogelfedern, zumeist aus gefärbten Truthahnfedern bestehend, angebracht. Bei einigen Tänzern ragte aus diesem bunten Federbusch ein einsames Exemplar der Schwanzfedern des Quetzal auf. Das Gesicht war mit einer unserer gewöhnlichen Fastnachtsmasken bedeckt, deren lange Haarlocken ihrem Träger bis auf die Schultern herabfielen. Ueber Schultern und Rücken trugen sie einen kurzen, goldgestickten, gelben Mantel, dessen Rand mit langen Goldfransen besetzt war. Die Beine staken in rothen Beinkleidern europäischen Schnittes, welchen vier weisse oder gelbe Querbänder in der Mitte des Oberschenkels und am Knöchel als Besatz aufgenäht waren. Schwarze Mocasines bekleideten die sonst nackten Füsse der Tänzer. In der einen Hand trugen sie eine kleine blecherne Schelle von eigenthümlicher Form, bestehend aus einem konischen, auf einen Stiel aufgesetzten Blechbüchschen. Die altindianischen Schellen waren anders; sie bestanden aus einer Anzahl kleiner Kupfer-

---

[1] Hennen-Tanz; Neger-Tanz; Reh-Tanz; Mauren-Tanz; Tanz der Eroberung; Tanz der Stummen; Truthahn-Tanz; Affen-Tanz u. s. w.

glöcklein ohne Klöppel, welche, an eine Schnur gebunden, durch Aneinanderschlagen den nöthigen Lärm verursachten. Man findet sie zuweilen in indianischen Gräbern Mexicos. Um das Handgelenk hatten die Tänzer von Uspantan ein niederhängendes Tuch geknüpft. An dem Tanze der so costümirten Männer, welchen sie zum Takte einer Marimba vor einem Hause aufführten, nahmen auch vier Knaben theil, die, in lange goldgestickte Mäntel und rothe Röcke eingehüllt, auf dem Kopfe eine hölzerne Maske in Gestalt eines braunbemalten Rehkopfes trugen. Sie tanzten, sich vor jedem der übrigen Tänzer verneigend, zwischen denselben herum. In derselben Gruppe befand sich ein Knabe, dessen Kopf in der Maske eines Affen stak und der die Rolle der „lustigen Person“ zu spielen schien. Es wurde bei diesem Tanze nichts gesprochen, doch soll es, wie mir der Geistliche sagte, eine „Relacion“ dazu in spanischer Sprache geben.

Zu gleicher Zeit wurde vor einem andern Hause der Baile de los moros aufgeführt. Derselbe ist, wie schon sein Name besagt, spanischen Ursprungs und stellt einen sagenhaften Krieg Karl's des Grossen gegen Tamerlan (Timurlenk) vor. Es waren dabei acht Männer betheiligt, von denen vier als Europäer und vier als Mauren verkleidet waren. Sie trugen in der rechten Hand ein Schwert und in der linken die schon erwähnte Blechschelle, die sie unaufhörlich in Bewegung hielten. Unter dem Vordach des Rancho sass das Orchester, bestehend aus einem nicht verkleideten Indianer, der den K'ohon schlug, und einem zweiten, der die Chirimía blies. Diese Instrumente bilden den Kern des altindianischen Orchesters, während die Marimba, wie bereits erwähnt, fremden Ursprungs ist. Der K'ohon ist die grosse Trommel. Sie besteht aus einem ausgehöhlten Stück Baumstamm von ungefähr 3 Fuss Höhe und $2^1/_2$ Fuss Durchmesser. Ueber die Höhlung ist oben und unten ein Stück Fell gezogen und die Bänder beider Felle sind an den Seiten des Cylinders

durch Ziekzackschnüre verbunden. Der K'ohon wird mit zwei Schlägeln geschlagen. Unser Musiker hatte sein Instrument vor sich hingestellt und brachte einige Abwechselung in den tiefen Ton desselben, indem er zeitweise mit dem einen Schlegel auf die harte Randkante seines Instruments schlug.



Gemalte und geschnitzte Kürbisschale (Guacal), den „Baile de los moros" darstellend. 1/3 nat. Grösse.

Der „Baile de los moros" und sein Orchester ist auf einer halbkugeligen Kürbisschale (Guacal) meiner Sammlung abgebildet, die von den Indianern von Cahabon gearbeitet wurde. Vorstehende Abbildungen zeigen einige Figuren

dieser Schale. Der Grund ist schwarz, die Figuren sind bunt, gelb, grün und roth bemalt. Die eine Seite stellt einen kämpfenden Maurenkönig, mit einem Spanier das Schwert kreuzend, vor, während die andere Seite das Orchester des Baile, den K'ohon und die Chirimía, wiedergibt. Durch die perspectivische Verjüngung erscheinen die Figuren theilweise unproportionirt, besonders der Trommelschläger, während sie im Original etwas steif, aber proportionirt in die Schale eingeschnitten sind. Die Schale hat 18 Centim. im Durchmesser.

Die Chirmía (*su* im Uspantekischen) ist eine Rohrflöte von etwa 30 cm Länge. Die Tonlagen, in denen sie sich bewegt, sind meist sehr hoch und erinnern an die Piccoloflöte unsers Orchesters. Wilde, anscheinend regellose Melodien werden auf der Chirimía geblasen. Der Flötist von Uspantan war ein vollendeter Meister auf seinem Instrument und die Läufer und Triller, die er, begleitet vom dumpfen Ton des K'ohon, zum besten gab, erinnerten mich an die Jodler der heimischen Berge. Er war gleichzeitig einer der schönsten Indianer, die ich in Guatemala gesehen. Die alten Könige Caibil-Balam und Oxib-queh können nicht mehr natürlichen Adel in ihrem Gesichte zur Schau getragen haben, als dieser Bläser von Uspantan. Seine ungewöhnlich feingearbeite Chamarra hatte er malerisch um Hals und Oberkörper geschlungen. Der Mann und sein Spiel entzückte mich dermaassen, dass ich mich, so lächerlich dies auch den Indianern vorkommen mochte, nicht von dem Baile de los moros trennen konnte. Ich reichte dem Chirimíabläser den kleinen Cigarrenvorrath, den ich bei mir trug, um ihn für das Vergnügen zu belohnen, das er mir bereitete. Er dankte mit einer Verbeugung und einem Rucke seines Hutes, ohne sein Spiel zu unterbrechen.

Die „Relacion“ oder der während des Baile de los moros von den Spielern gesprochene Text bot wenig Interesse, da derselbe eine Composition der christlichen Padres ist. Mein Chirimíabläser vertrat die Rolle eines Souffleurs. Jeder

Spieler gab seine Partie mit eintöniger Stimme von sich, die er um mehrere Noten über den Sprechton erhob, ähnlich wie die fleissigen Jungen unserer Dorfschulen besonderes Lob zu verdienen glauben, wenn sie in hoher, lauter Tonlage ihr Pensum eintönig hersagen. Ob dies eine Eigenthümlichkeit der indianischen Rhetorik ist, ob die alten Priester und Könige der Nahuas und Mayas ihre schönen Reden in diesem Tone gehalten haben, weiss ich nicht, möglicherweise war nur die Ungeübtheit der Spieler im freien Vortrag daran schuld, denn im Zwiegespräch entbehrt der Indianer durchaus nicht einer bedeutenden Modulation der Stimme.

Etwa um 8 Uhr morgens, auf ein Zeichen der Kirchenglocken, trat eine Pause in den Bailes ein. Das Volk von Uspantan sammelte sich auf dem Platze vor der Kirche, aus welcher einige wunderlich ausstaffirte Heiligenbilder in Procession herausgetragen wurden. Die hervorragendste Rolle unter denselben schien ein gekreuzigter Christus zu spielen, wenigstens schloss sich das Personal der beiden Bailes demselben an; ebenso trat die Marimba, der K'ohon und die Chirimía als Orchester in den Zug ein, der sich langsam durch das Dorf bewegte und bald wieder auf die Plaza zurückkehrte. Nun begann ein toller Spectakel. Raketen sausten empor und platzten krachend am reinen blauen Morgenhimmel. die buntgekleideten Tänzer der Bailes begannen im grellen Sonnenschein, unter dem lauten Schall ihrer Orchester, einen frenetischen Rundtanz und ein Heiliger nach dem andern wurde in die Kirche zurückgebracht. Zuletzt blieb nur die Christus-Figur übrig, deren Träger sich mit derselben von links nach rechts im Kreise zu drehen begannen. Um das also rotirende Christus-Bild aber tanzten in umgekehrter Richtung, von rechts nach links, die bunten Masken, Moros und Españoles, Venados und Jäger, schnell und immer schneller, begleitet vom dumpfen Dröhnen der grossen Trommel und dem schrillen Jodeln der Chirimía; die Marimba schwieg. So

mochten vor Jahrhunderten die Bewohner von Uspantan das Bild ihres Gottes Exbalanque, bevor sie ihm Thiere und Menschen opferten, wildtrunken umtanzt haben.[1]

Nachdem auch das Christus-Bild in der Kirche verschwunden war, trat Stille ein, der Geistliche hielt die Messe ab inmitten dieser fremdartigen Schar bizarr geschmückter Heiligen und Masken. Nach Beendigung der Messe begannen die Bailes aufs neue vor der Kirche, die Moros und Españoles entfernten sich jedoch bald, die Tänzer des Baile del venado führten indessen eine Pantomime auf, welche eine Jagd vorstellte.

Uspantan ist ein kleines, armes Dorf, weshalb die Bailes sich in dem beschriebenen bescheidenen Umfange halten, in grössern und reichern Ortschaften hingegen werden sie mit weit mehr Pomp gefeiert. Thierfelle vom Jaguar, Puma und von Rehen hängen da den Tänzern über den Rücken, Processionen und Tänze haben ein zahlreicheres Personal.

Die Hauptzeit oder Temporada für die Bailes ist in dieser Gegend die Zeit vom 1.—15. Mai, wo dieselben ununterbrochen Tag und Nacht abgehalten werden. Die benöthigten Costüme, Hüte und Masken werden von Quezaltenango und Totonicapan gemiethet, wobei 5—6 Pesos Miethe für jedes einzelne Costüm bezahlt werden. Die Vorbereitungen und Uebungen für diese alljährlichen Bailes nehmen viele Wochen in Anspruch.

Die Bevölkerung von Uspantan treibt Mais- und Weizenbau, sowie etwas Schafzucht. Sie leidet, wie mir der Cura erzählte, stark an Weibermangel, weshalb eine Anzahl von Einwohnern sich mit auswärtigen Frauen verheirathet, die sie seltsamerweise sämmtlich in Chiquimula, einem kleinen Quiché-Dorfe nördlich von Totonicapan, suchen, was auf einem

[1] Vergl. die Schilderung des Fuentes, Historia de Guatemala ó Recop. florida, Bd. I, Kap. 5., und Thomas Gage, Bd. III, Kap. 17.

uralten Brauch beruhen mag. Die ausnehmend kleinen und keinen schönen Schlag bildenden Weiber von Chiquimula sind vor den eingeborenen Frauen des Dorfes Uspantan leicht an ihren dunkelblauen, mit wenigen schmalen hellen Streifen versehenen Huipiles kenntlich.

Die in Uspantan wie in den Quiché-Dörfern Cunen, Sacapulas und bei den Ixiles der Sierra übliche Brautwerbung ist ziemlich eigenthümlicher Natur und weicht von derjenigen anderer Gegenden ab.

Wenn ein Indianer heirathen will, so geht er in Begleitung seiner Aeltern in das Haus des Gegenstandes seiner Wahl, indem er vier Flaschen Aguardiente und zehn Pesos mitbringt. Ohne ein Wort zu sagen, ausser dem gewöhnlichen Gruss „Ave Maria", stellt er die vier Flaschen in eine Reihe auf den Tisch und legt das Geld daneben, worauf er sich mit seiner Partei aus dem Hause wegbegibt, um den Erfolg abzuwarten. Wenn nun die Aeltern des zur Ehe begehrten Mädchens die 10 Pesos nehmen, so ist dies ein günstiges Vorzeichen. Die Thaler werden gezählt und geprüft, und wenn sie richtig befunden werden, so schenkt der Hausherr und Vater aus einer der zu äusserst stehenden Flaschen ein Gläschen Aguardiente ein, nimmt einen Schluck und gibt den Rest seiner Frau. Ist diese mit ihm hinsichtlich der Annahme der Werbung einverstanden, so schenkt sie aus der am andern Ende der Reihe stehenden Flasche Aguardiente ein, nimmt davon und reicht hierauf das Glas ihrem Mann. Die draussen harrende Partei des Bewerbers, welche verstohlen Zeuge des ganzen Vorganges war, geht nun wieder hinein. Die Hausfrau und Mutter der Braut schenkt dann aus einer der beiden mittlern Flaschen Aguardiente ein, und reicht das Glas der Mutter des Bewerbers. Ebenso schenkt der Vater der Braut demjenigen des Bewerbers aus der zweiten mittlern Flasche ein. Damit ist die Ceremonie für einmal beendigt.

Nachdem einige Tage vorüber sind, kehren die Aeltern

des Bewerbers wieder mit demselben in das Haus der Braut zurück. Der Heirathscandidat trägt dabei eine schwere Last Brennholz, so schwer er sie irgend zu tragen vermag, legt dasselbe vor dem Hause nieder und geht weg. Wiederum nach einigen Tagen kehrt er mit seinen Aeltern zurück, um nachzusehen, ob die Leute der Braut von dem Holz gebraucht haben oder nicht. Wenn ersteres der Fall ist, ladet er alle Angehörigen seiner Familie ein und alle ziehen mit Feuerwerk und Marimba-Musik ins Haus der Braut, wo getanzt und der Inhalt der vier Aguardienteflaschen geleert wird. Die Verlobten tanzen nur unter sich [1] und sonst mit niemandem. Am folgenden Tage lässt das junge Paar die Ehe noch kirchlich einsegnen.

Es kommt auch häufig vor, dass die Aeltern eines Mädchens für ihre Tochter einen Bräutigam suchen. In diesem Falle erleidet das oben beschriebene Ceremoniell einige Modificationen, indem beim zweiten Besuch das Mädchen kein Holz ins Haus des gewünschten Bräutigams bringt, sondern einfach leer hingeht, um sofort zurückzukehren. Daraus ergibt sich von selbst, dass nach Verfluss einiger Tage ihre Aeltern bei denjenigen des jungen Mannes anfragen müssen, ob dieselben entschlossen sind, die Erlaubniss zur projectirten Ehe zu geben.

Wird von vornherein auf die Bewerbung verzichtet, so bleiben die vier Flaschen Aguardiente und die zehn Pesos unberührt liegen und werden dementsprechend beim zweiten Besuche von den Aeltern des Bewerbers weggenommen.

Auch die Sitte der Eruirung der Jungfrauschaft der Braut oder jungen Frau, wie sie in einigen Gegenden, z. B.

---

[1] Bei denjenigen indianischen Tänzen, wo ein Mann und eine Frau zusammen tanzen, geschieht dies nicht nach unserer Weise durch gegenseitiges Anfassen, sondern jedes der beiden tanzt für sich und nur aus der Art der getanzten Figuren, den Verbeugungen, dem Umkreisen merkt man, dass das Paar zusammengehört.

bei den Cakchiqueles von Sololá, geübt wird, ist wegen ihrer Anklänge an altweltliche Gebräuche nicht ohne Interesse. Sie wird in folgender Weise gehandhabt: Am dritten Tage nach der Hochzeit kommt der erste Fiscal des Dorfes ins Haus und bereitet das Ehebett des jungen Paares vor, welches bis zu seiner Ankunft getrennt gelebt hat. Er opfert Copal, spricht ein Gebet und breitet ein weisses Laken über den lediglich aus einer härtlichen breiten Holzbank bestehenden Ehetorus. Dann entkleidet sich unter seinen Auspicien die junge Frau mit der nöthigen Decenz und legt sich auf das Leintuch, worauf sie sich mit ihren Enaguas zudeckt. So verlässt sie der Fiscal, um sich mit dem Gatten zu besprechen, der hierauf zu seiner Frau hineingeht, sich entkleidet zu ihr legt und beide mit seiner Chamarra zudeckt. Die Thür wird alsdann vom Fiscal geschlossen und bleibt geschlossen, bis derselbe am folgenden Morgen zurückkehrt und das Ehepaar aufstehen heisst. Sobald sie ihr Lager verlassen, untersucht der Fiscal das Bettlaken auf Blutspuren. Wenn solche vorhanden sind, gilt die Jungfrauschaft für erwiesen und wird von beiden Familien mit einem Feste gefeiert. Blieb das Laken rein, so unterbleibt die Fiesta, die Heirath wird jedoch nicht rückgängig gemacht.

Auch die christlichen Priester stellen, wenn ein indianisches Ehepaar sich bei ihnen zur Trauung meldet, über die Virginität der Frau sowie über andere Umstände mit dem Manne ein kleines Examen an, dessen Wortlaut im Cakchiquel von San Juan Sacatepequez folgender ist:

La rat dacho'k canun?	Hast du sie gesucht?
La katz a *concierta* (concierto)?	Ist sie nach deinem Geschmack?
La man xa xban tah'*fuerza* chavé?	Hat man dich nicht gezwungen? (scil.: sie zu nehmen)
La man xa tiquitok chiih tah?	Hat man sie dir nicht angerathen?
La man xa avuanà tah?	Ist sie nicht etwa deine Schwester?

La xa ma r'al t'(ah) avuaná?	Ist sie nicht deiner Schwester Kind?
La man xa r'alcual tah animal?	Ist sie auch nicht deines Bruders Kind?
La nah icohol riqu'in?	Wohnt sie weit von dir?
La man xa nakah tah icohol riqu'in?	Wohnt sie nicht sehr nahe bei dir?
La manak amac abanun riqu'in?	Hast du nicht mit ihr gesündigt?
La ma xa avuak tah?	Lügst du mich nicht an?
Porque yin ma nivuohó tah dabaná *ganar* cheré.	Denn ich will nicht, dass du mich hier betrügst.

Die Heirathen werden ganz allgemein unter der indianischen Bevölkerung dieser Gegenden schon früh, meistens im zwölften Lebensjahre, geschlossen. Die Mädchen sollen aber nicht selten, namentlich gegenüber ältern Männern, der Ausübung der ehelichen Rechte energischen Widerstand entgegensetzen. Nach den Mittheilungen einiger Geistlichen indianischer Dörfer sollen Fälle vorkommen, wo die zwölfjährigen Frauen alsdann von ihren Müttern zum Coitus gezwungen werden, indem man sie in brutaler Weise festbindet und so ihrem Manne überlässt. Schon der ehrliche Thomas Gage eifert gegen die Unsitte der frühen Heirathen unter den Indianern, welche von den civilen und geistlichen Behörden nur um der mit der Trauung verbundenen Abgaben willen befördert und sogar geboten wurden. Der Pfarrer von Nebaj erzählte mir, dass er vor kurzem einen vierzigjährigen Witwer, der schon sieben Frauen gehabt, mit einem zehnjährigen Mädchen getraut habe, mit welchem der betreffende Indianer schon seit einem Jahre im Concubinat lebte.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Indianische Wollspinner. — Die „Cordillera“. — Die Saline La Magdalena. — Die Sierra von Nebaj. — Einnahmen der Geistlichen in den indianischen Dörfern. — Musikalische Abende.

Nachdem ich noch meine Feldflasche, deren Inhalt der gastfreundliche Pfarrer und ich ausgetrunken, mit zahlreichen Exemplaren der *Melania laevissima Mor.* gefüllt hatte, welche wir im Bache von San Miguel gesammelt, nahm ich vorläufigen Abschied von meinem ausgezeichneten Wirthe und ritt eines Frühmorgens weiter nach Cunen hin.

Sowie man Uspantan im Rücken hat, wird die Strasse wieder einsam und menschenleer. Auf den Weiden trifft man da und dort einen indianischen Schafhirten, der sein langweiliges Amt durch Spinnen von Schafwolle zu kürzen sucht. Unter dem linken Arm oder im Busen seiner Jacke hält er einen Knäuel von Wolle, mit der rechten Hand dreht er die Spindel, welche aus einem etwa fusslangen Stabe mit breitem, flachem Wirtel besteht, der aus schwerem Holz gefertigt ist und ausserordentlich lange in der rotirenden Bewegung verharrt. Um die Spindel zu drehen, nimmt der Indianer dieselbe auf, legt ihr oberes, längeres Ende auf den nackten Oberschenkel, rollt es mit der Hand schnell über denselben weg und lässt es los. Die Spindel hängt alsdann lothrecht an ihrem Faden und setzt die Rotation

fort. Dieselbe Art des Spinnens habe ich in Aguacatan getroffen. Durch die Rotation der Spindel in freier Luft weicht sie etwas ab von der gewöhnlichen Art, wo die Spindel, deren kugeliger Wirtel viel leichter gearbeitet ist, mit der untern Spitze in einer kleinen Schüssel läuft. Die Spindel sowol als die dazu gehörige Schüssel haben in den indianischen Sprachen eigene Namen. Von den Ladinos werden die mexicanischen Worte „malacate“ *malacatl* (Spindel) und „yanal“ (*yaualli*, eigtl. der Untersatz für Geschirre) gebraucht.

Nicht weniger alt als das Spinnen ist die indianische Weberei, welche in den vorspanischen Zeiten, wo die wolltragenden Säugethiere noch unbekannt waren, auf Baumwolle und die Faser gewisser Agaven-Arten beschränkt war. Man trifft neben Webstühlen europäischen Stils immer noch häufig den altindianischen Webstuhl, wie wir ihn schon in den Bilderschriften der alten Mexicaner, z. B. der Raccolta di Mendoza, abgebildet sehen. Sowol Zettel als Einschlag haben ihre besondern Namen in den indianischen Sprachen.

Durch eine tiefe und heisse Bergschlucht, in deren Grund glücklicherweise ein schönes Trinkwasser floss, gelangte ich auf ein kleines, mit Mais und Weizen bepflanztes Plateau, in dessen Mitte das kleine Quiché-Dörfchen *Cunen*, ebenfalls zum Kirchsprengel von Sacapulas gehörig, gelegen ist. Während ich daselbst in dem Convento ein von der Frau des Schulmeisters bereitetes Frühstück verzehrte, kam Herr Buron, der deutsche Director der benachbarten, dem Präsidenten Barrios gehörigen Saline La Magdalena, angeritten, um mich bei dieser seltenen Gelegenheit, einen Arzt in dieser Gegend zu sehen, zu consultiren. Der Pfarrer von Sacapulas hatte ihn vermittelst der sogenannten „Cordillera“ von meinem Kommen in Kenntniss gesetzt. Die „Cordillera“ ist überall in Gegenden, wo keine regelmässige Postverbindung besteht, im Gebrauch und besteht lediglich in einer Nachahmung des Postsystems durch Läufer, welches

die Reiche von Mexico und Perú in weit vollendeterer Weise besassen. Um z. B. einen Brief in diesen Gegenden zu spediren, bezahlt man je nach der zurückzulegenden Distanz auf dem nächsten Cabildo ein paar Reales. Der Brief wird nun von dem Alcalden einem Träger übergeben, der damit zwei oder drei Leguas weit über Berg und Thal bis zu irgendeiner an seinem Wege liegenden Ranchería rennt, allwo er einen geeigneten Nachfolger zur Weiterbeförderung des Briefes presst, der hinwiederum nach ein paar weitern Leguas ihn einem dritten Läufer übergibt und so fort, bis die Botschaft an Ort und Stelle ist. Die Schnelligkeit dieser Art Post ist eine erstaunliche, zwanzig und mehr Wegstunden werden in einem Tage zurückgelegt, wenn das Terrain nicht gar zu gebrochen ist. Während ich in dieser Gegend reiste, kam ein Telegramm aus der Hauptstadt für mich am 7. Mai nach Sacapulas und wurde vermittelst der Cordillera nach Uspantan geschickt. Da ich dort bereits abgereist war, sandte man das Telegramm nach der Saline Magdalena, von wo es mir nach Aguacatan nachgesandt wurde und am Abend des 9. Mai in meine Hände kam Es hatte in zwei Tagen einen Weg von 36 Leguas zurückgelegt.

Ich nahm gern die Einladung des Directors an, ihn nach seiner Saline zu begleiten und von dort aus nach Nebaj zu gehen, und so ritten wir in raschem Tempo den Bergrücken hinan, welcher das Thal von Cunen von der steilen Halde trennt, an welcher die Salzquellen liegen. Die Distanz von Cunen nach La Magdalena beträgt etwa vier Leguas. Nachdem man etwas mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt hat, passirt man auf windumtoster Höhe die Aldea Chivul, woselbst der Reisende nöthigenfalls die Nacht im Cabildo zubringen kann. Dasselbe liegt in einer Meereshöhe von etwa 2300 m.

Von Chivul senkt sich der Weg an einer sehr steilen

kahlen Berghalde nieder nach der Saline, welche nach der Bestimmung ihres Directors in 1800 m Höhe liegt.

Die Saline La Magdalena bietet inmitten dieser unwirthlichen Umgebung eine merkwürdige Erscheinung. Auf einem sehr kleinen Plateau, über welchem kahle Hänge terrassenförmig sich übereinander emporschieben, steht ein Herrenhaus von gewaltigen Dimensionen. Ihm angebaut sind Holzmagazine, in welchen Brennholz für viele Monate voraus aufgespeichert liegt. Der Wald, welcher in nächster Umgebung die Halden bedeckte, ist erbarmungslos niedergeschlagen worden, ein Umstand, der bei der Steilheit des Terrains während der Regenzeit durch Erdschlüpfe und Wildwasser den Quellen selbst und den Gebäuden gefährlich werden kann. Hinter dem Wohnhause liegt die Fabrik, wo in eisernen Kesseln das Salz durch Abdampfen des Wassers gewonnen wird.

La Magdalena bildet einen Complex von zwei Quadratleguas Land, auf welchem die Salzquellen liegen. Dieses Terrain war sogenanntes Baldío, d. h. Regierungsland, und Barrios eignete sich dasselbe an, ohne einen Centavo dafür auszugeben. Der auf diesem Lande bisjetzt bekannten Salzquellen sind zwei, von denen jedoch zur Zeit meines Besuches erst die eine gefasst und ausgebeutet wurde. Sie lieferte täglich 23650 Pfund einer Lauge, welche 4% Salz enthielt. Je nach dem Lecken der Kessel konnte diese Quelle täglich 4—6 Centner eines schönen Salzes geben, welches an Qualität das Product der Küstensalinen bei weitem übertrifft. Das Salz wird zu 4 Pesos per Centner auf der Saline selbst verkauft.

Das Unternehmen leidet jedoch stark an der Schwierigkeit des Absatzes, da die Fracht durch die Barrancas und über die Berge der in der Nähe menschenleeren Umgegend das Product auf Strecken von wenigen Leguas hin dermassen vertheuert, dass das Salz von La Magdalena mit dem Strand-

salz in den Städten Huehuetenango, Quezaltenango, Totonicapan nicht mehr concurriren kann. Gegenwärtig reducirt sich der Umsatz auf circa 300 Pesos per Monat, womit die Saline gerade ihre laufenden Ausgaben deckt.

Die Fassung der Quelle und die Herunterleitung des Wassers zu den Kesseln hatte viele Schwierigkeiten gemacht. Ich beging mit Staunen die Holzgalerie, welche, stellenweise lediglich auf horizontal in den Felsen getriebenen Eisenpfählen ruhend, an senkrechten Wänden und um scharfe Felskanten herum hoch über dem Bette eines Wildbaches über eine Viertel-Legua weit hinführt. Diese Leitung in dieser Einöde mit Indianern fertig zu bringen, war ein Werk deutscher Ausdauer, dem anerkennende Bewunderung nicht zu versagen ist. Leider ist die ganze mühevolle Arbeit aus den oben genannten Gründen keine erspriessliche gewesen und wird es kaum je werden, besonders dann nicht, wenn einmal die Saline in andern Besitz übergeht, da der Präsident des Landes immerhin noch der am billigsten arbeitende Industrielle ist. Er allein kann, wie wir bei der Hacienda Baleu gesehen, die Gemeinden zwingen, auf ihre Kosten für ihn nützliche Wege anzulegen, er allein hat ganze Dörfer voll billiger Arbeitskräfte zur Verfügung, und er allein vermag seine Producte beinahe spesenfrei auf den Markt zu bringen.

Die nach Südwesten geneigte Bergflanke, auf welcher die Saline liegt, trägt zahlreiche Spuren einstiger stärkerer Besiedelung. Da und dort sind indianische Tumuli zerstreut, und bei Anlage des Wohnhauses war man auf ein indianisches Grab gestossen, welches ein Skelet und einige Töpfereiwaaren enthielt. Das Skelet hatten die Arbeiter zertrümmert, von dem übrigen Inhalt des Grabes hatte Herr Buron ein kleines Thongefäss gerettet, das er mir freundlicherweise schenkte. Dasselbe ist beinahe schwarz und offenbar aus dem dunkeln, bläulichen Mergel gebrannt, welcher

in der Saline in horizontalen Lagen unter oder zwischen den salzführenden Schichten zu Tage steht. Auf dem Gefässe sind, ausser einfachen Ringrinnen an Rand und Fuss, drei treppenförmige einfache Linienornamente und drei schräge Längsfurchen angebracht.

Offenbar hatte die Nähe der salzhaltigen Quellen die indianischen Bewohner früherer Zeit an diese rauhe, beständig vom Winde bestrichene Halde gefesselt. Heute noch reclamiren die Indianer von Nebaj das Recht, an diesen Quellen Salzwasser zu holen, und versuchen stets wieder, zu denselben zu gelangen. Da der Director ihnen einigemal die grossen Tinajas, die sie zum Zwecke des Wasserschöpfens mitgebracht hatten, mit der Büchse zerschoss, wähnten sie, es sei auf ihr Leben abgesehen gewesen und seither herrscht gegenseitige Feindschaft und Erbitterung. Der Director, der stets einige Soldaten auf der Saline hat, um die Indianer zur Arbeit zu zwingen, beklagte sich bitter über die indianische Bevölkerung dieser Gegenden. Es sind dies eben Pueblos-Indianer, deren alter Sinn für Unabhängigkeit sich den Weissen und Ladinos noch nicht gefügt hat. Obwol ich den armen Indianern das Fassen einiger Krüge Salzwasser an einer Quelle, die täglich 430 Cubikfuss davon liefert und auf welche sie jedenfalls ein früheres Recht hatten als der Präsident der Republik, nicht als Diebstahl anrechnen konnte, war es doch nicht meine Sache, meinem Gastfreund, der als Verwalter der Saline seine Pflicht zu thun glaubte, hierüber Vorstellungen zu machen. Ich beschränkte mich darauf, die militärische Escorte, die er mir in Gestalt von zwei Soldaten für meine Excursion nach Nebaj anbot, dankend abzulehnen, da ich nicht im Stile der Conquista, sondern als simpler Reisender meinen Zweck verfolgen wollte und überzeugt war, ihn ohne Zwang zu erreichen.

Nachdem ich in einem der geräumigen Betten, welche

der Director der Saline für seine seltenen Gäste bereit hält, prächtig ausgeruht, ritt ich, von Pancho begleitet, wiederum nach Chivul zurück und von da nordwärts nach dem Dorfe Nebaj, dem Hauptsitz der Ixil-Indianer, deren Sprache sozusagen gänzlich unbekannt war; kaum wusste man mit Sicherheit, ob sie zur Maya-Familie gehöre.

Das Gebiet der Ixil-Indianer beschränkt sich heutzutage auf die sogenannten „Pueblos de la Sierra“, womit die Dörfer Nebaj, Chajul und Cotzal gemeint sind.

Die „Sierra“ von Nebaj bildet eine Hochgebirgsgegend, welche sich nördlich vom Rio negro jenseit des Städtchens Sacapulas zu erheben beginnt. Sie ist in hohe und steile Ketten zerfallen, welche, sich schneidend, flache Hochthäler zwischen sich fassen, in welchen die erwähnten Dörfer gelegen sind. Von allen Seiten her ist diese Gegend nur auf schwierigen Gebirgspfaden zugänglich, und erfreut sich daher im Vergleich zu andern Theilen der Republik einer grossen Isolirtheit. Die drei Dörfer der Sierra bilden auch nordwärts gegen den weitern Lauf des Rio Chixoy die letzten Stationen menschlichen Daseins auf eine weite, grösstentheils ganz unbekannte Strecke hin. Von Chivul steigt der Weg langsamer durch unbebautes Bergland an, prachtvolle Hochwälder bedecken die Kämme der Höhenzüge, welche sich zu beiden Seiten des Weges erheben. Die Distanz zwischen dem Cabildo von Chivul bis nach Nebaj beträgt etwa 6 Leguas. Bevor man das Dorf erreicht, überschreitet man einen Höhenpass, wie gewöhnlich „Cumbre“ genannt, dessen Meereshöhe etwa 3000 m betragen mag. Die Nordabdachung desselben, der Abstieg gegen das Dorf Nebaj hin, ist ausserordentlich steil. In engen Windungen schlängelt sich der überaus steinige Pfad in die Tiefe. An den Fuss dieses jähen Berghanges lehnt sich eine nicht sehr ausgedehnte, mit Maisfeldern bedeckte, flache Thalmulde an, die ringsum von ähn-

lichen schroffen Gebirgskämmen eingeschlossen ist. In ihr liegt das Dorf Nebaj. Wie die meisten indianischen Ortschaften Guatemalas von heutzutage bildet es einen compacten Complex von Häusern inmitten eines dichten Haines dunkelgrüner Fruchtbäume, in deren Mitte auf einer mässigen Erhebung die von Erdbeben hart mitgenommene Kirche und das verfallene Convento gelegen sind, welches jetzt dem Ortspfarrer als Aufenthalt dient. Ein grosses, starkes Thor schliesst dasselbe nach aussen ab und gibt der aus Kirche und Convento bestehenden Gruppe etwas Festungsartiges, das in frühern Zeiten im Charakter der Dorfbewohner seine Rechtfertigung finden mochte. Vor dem unfreundlich aussehenden Gebäude dehnt sich die kleine Plaza in Form einer schiefen Ebene, deren gegenüberliegende Seite vom Cabildo eingenommen wird. Um dieses von Kirche, Plaza und Cabildo gebildete Centrum liegen die Ranchos der Indianer, jeder abgesondert in seinem kleinen, mit Rohrzäunen oder lebenden Hecken eingefassten Sitio, das ganze Dorf durchzogen von einigen rechtwinkelig sich schneidenden Strassen.

Ich ritt in den geräumigen Hof des Convents und stellte mich dem Pfarrer vermittelst eines Empfehlungsbriefes des Geistlichen von Sacapulas und der Regierungsschreiben vor. Letztere waren, wie ich später erfuhr, der Anlass, weshalb der Geistliche trotz des freundlichen Empfanges doch am ersten Tag eine gewisse Reserve gegen mich beobachtete. Er war nämlich selbst erst seit zwei Monaten in Nebaj und dahin gleichsam zur Strafe versetzt worden, da er sich geweigert hatte, dem Jefe político seines frühern Wohnortes eine namhafte Summe Geldes vorzustrecken. Der Jefe hatte sich gerächt, indem er den Pfarrer antiliberaler Gesinnungen beschuldigte, was seine Versetzung in diese ultima Thule der guatemaltekischen Civilisation zur Folge hatte. Den Wunsch, Notizen über das Idiom von Nebaj aufzunehmen,

hielt der infolge solcher Behandlung argwöhnische Geistliche für einen Vorwand, um meinen Besuch in seinem Hause überhaupt zu motiviren. Immerhin that er willig das wenige, was in dieser Hinsicht in seinen Kräften stand. Er erklärte mir jedoch, dass ich sehr wahrscheinlich nichts mit diesen Indianern würde anfangen können, welche die ungehorsamsten und ungezogensten der ganzen Republik seien. „Son muy malos estos inditos, muy malos“, versicherte er fortwährend. Auch er habe sich mit ihrer Sprache befassen wollen, sei aber von ihnen nur ausgelacht worden. Obgleich der arme Geistliche seine renitenten Pfarrkinder immer blos „inditos“[1] nannte, hatte er doch eine so gewaltige Furcht vor ihnen, dass er, wie er mir gestand, wochenlang nie die Mauern seines Convento verliess, welches im Winkel an die Kirche angebaut war. Nicht ohne eine schadenfrohe Neugierde rief er mir sofort einen der Alcaldes, einen Mann Namens Maxol, der sich à la Ladina kleidete. Sein Stammbaum schien nicht ganz rein zu sein, immerhin hatte sein Aeusseres noch so viel vom reinen Indianer, dass ihn der Pfarrer in boshaftem Scherz einen „Ladindio“ nannte. Maxol war ein sehr intelligenter Mann, mit dem ich mich ohne Verzug, gestiefelt und gespornt wie ich war, niedersetzte, um mein vorbereitetes Vocabular auszufüllen. Der Pfarrer und ein Vetter desselben, der ihm in dieser Einöde als Gesellschafter diente, bildeten das unbequeme Auditorium. Als er aber sah, dass ich nicht nur die von Maxol und einem andern Indianer aufgegebenen Worte richtig nachsprach und geläufig niederschrieb, verwunderte sich der Pfarrer nicht wenig, und hatte keine Ruhe, bis ich ihm mein Geheimniss mittheilte. Dieses bestand lediglich darin, dass ich eben vermittelst der vom alten Parra erfundenen Zeichen im Stande war, die verschiedenen Gutturallaute der Maya-

[1] Diminutiv von „Indio“, der Indianer.

Sprachen genau auseinanderzuhalten, was das spanische Alphabet nicht erlaubt. Ich schrieb mein Alphabet für den Geistlichen mit Beispielen nieder, worüber er so erfreut war, dass er die wenigen darin vorkommenden indianischen Worte den ganzen Tag unermüdlich vor sich hersagte. Am folgenden Tag lernte er einige indianische Commandos: „Bring mir Wasser", „bring mir Feuer", womit er nun unbarmherzig sein Küchenpersonal tractirte.

Maxol war nach einer Stunde unter einem Vorwand verschwunden und kam nicht wieder. Ebenso ein paar andere Indianer. Ich verlor, trotz meiner Regierungsbriefe, in denen den Alcalden stricte befohlen war, mir gegen Bezahlung passende Leute zu stellen, zwei volle Tage. Die Indianer erwiderten mir kühl, diese Briefe seien nur vom Ministerium, nicht vom Präsidenten selbst, und nur diesem hätten sie nachzufragen; um Befehle des Ministeriums und des Jefe político kümmerten sie sich nicht. Das ist allerdings thatsächlich wahr. Es sind Fälle vorgekommen, wo der Jefe político von Quiché die Indianer von Nebaj wegen Ungehorsams in Busse verfällte. Die Nebajeños brachten jedoch in diesen Fällen durch freiwillige Beiträge eine anständige Geldsumme zusammen, schickten damit eine Deputation nach der Hauptstadt zum Präsidenten, und klagten gegen ihre unmittelbare Obrigkeit, den Jefe político von Quiché. Der Präsident nahm das Geschenk seiner Lebensretter freundlich an, gab ihnen recht und hob die verhängte Busse auf. Dass auf diese Weise die Autorität der Landesbehörden nicht gehoben wird, ist klar.

Die Sache wurde wahrscheinlich durch das Gerücht nur schlimmer, welches der Pfarrer hatte ausstreuen lassen, dass ich im Auftrage der Regierung nach Nebaj gekommen sei, um die dortige Sprache aufzunehmen, damit der Katechismus in derselben gedruckt werden könne.

Ausser der Widerspenstigkeit der Indianer wurde jedoch

meine Aufgabe noch ganz wesentlich durch den Umstand erschwert, dass zu jener Zeit (Mai 1883) in den Pueblos der Sierra, wie fast in ganz Guatemala, die Pocken äusserst heftig grassirten. Das Kirchspiel Nebaj hatte, wie mir der Pfarrer erzählte, damals auf eine Bevölkerung von circa 8500 Seelen 25—30 tägliche Todesfälle, meistens Kinder. Die mit den Kinderbegräbnissen verbundenen Festlichkeiten hatten dann eine täglich sich erneuernde Trunkenheit im Gefolge, indem in Nebaj, wie anderwärts im spanischen Amerika, der Gebrauch herrscht, beim Tode von Kindern unter sieben Jahren ein Freudenfest in der Familie zu feiern. Die Indianer thun dies mit Musik und einem vierundzwanzigstündigen Aguardiente-Gelage, deren zu jener Zeit natürlich täglich mehrere abgehalten wurden und deren Folgen durch das ganze Dorf sichtbar genug waren. Als ich eines Abends durchs Dorf ging, kam ein langer, hagerer, grauhaariger Indianer Arm in Arm mit drei Weibern des Weges. Alle vier waren betrunken und taumelten singend und kreischend ihre Strasse dahin. Als der seltsame Zug an mir vorüberkam, rief mir der Mann nicht gerade freundlich ein „Adios patron“ zu, überhörte aber offenbar meinen Gegengruss, weshalb er wüthend stille stand und mir zurief: „¿Porqué no me saludas, patron? ¿Porqué no me saludas?“ [1] Die erschrockenen Weiber suchten ihn zu besänftigen, und brachten ihn endlich wieder in Gang, aber noch lange schrie er: „Si yo te saludo, me has de saludar, ¿a lois patron?; ¡patron jodido! ¡patron hijo de puta!“ [2] Dergleichen Dinge

---

[1] „Warum grüssest du mich nicht, Herr?“

[2] „Wenn ich dich grüsse, musst du mich auch grüssen, hörst du („a lois“ ist Indianer-Aussprache für „lo oyes“) Herr? Verdammter Herr.“ „Jodido“ ist das Particip. perf. vom Verbum joder, welches ein vulgärer Ausdruck für das Vollziehen des Coitus ist. „Jodido“ ist ein allgemein vom niedern Volk gebrauchtes Schimpfwort, ebenso wie „hijo de puta“ (Hurenbube).

passiren einem sonst wol nur noch in wenigen abgelegenen Indianer-Dörfern der Altos in Zeiten der Aufregung, wie sie in Nebaj durch die Pocken hervorgerufen wurde.

Mittlerweile war es mir gelungen, durch ein Angebot von 2 Pesos für eine täglich sechsstündige Arbeitszeit den Fiscal von Nebaj, Juan Brito, zu bestimmen, mir Unterricht in seiner Sprache zu geben, was er denn auch zu meiner Zufriedenheit that. Er sagte mir zwar, dass die übrigen Indianer, mit denen ich begonnen hatte, deswegen weggelaufen wären, weil ihnen die Alcaldes die heftigsten Vorwürfe machten und ihnen mit Prügeln drohten, wenn sie einem Fremden Mittheilungen über ihre Sprache machen würden. Auch ihm hatten sie gedroht, indessen liess er sich durch den hohen Tagelohn und ein Zeugniss beruhigen, welches ich ihm in aller Form darüber ausstellte, dass er mir nur auf Befehl der Landesregierung gehorcht und geholfen habe.

Juan Brito war ein Mann, der an Intelligenz dem Pfarrer weit überlegen war und, obwol sein Untergebener, ihn dennoch zu seinen Zwecken zu leiten verstand, wie denn überhaupt dieser unglückliche Geistliche der Spielball seiner Municipalität war.

Der Fiscal der indianischen Dörfer ist eine wichtige Person und bildet einen Beistand des Priesters. Sein Abzeichen ist ein Stab mit einem silbernen Kreuz. Er muss lesen und schreiben können, was er oft schlecht genug kann, er vollzieht die Aufträge des Priesters, ruft die Dorfjugend zusammen und lehrt sie den Katechismus. Frühmorgens erscheint er mit den übrigen „Mayores“ in der Kirche und hilft mit diesen, als Orchester, die Messe celebriren. Ebenso hat er mit seinen Musikanten abends in der Kirche zu erscheinen. Wenn der „Gobernador de la Mitra“, d. h. der Stellvertreter des verbannten Erzbischofs, seine jährliche Firmelungsreise durch das Land macht, so müssen ihm der

Fiscal und die übrigen Mayores der indianischen Dörfer etwa eine Legua weit entgegengehen und hierauf mit ihren Abzeichen vor ihm her rennen, während der Geistliche, begleitet von einigen berittenen Bürgern des Ortes, die ihm ebenfalls entgegengezogen sind, ins Dorf einreitet. Da die Berittenen in schnellem Tempo reisen, sind die armen Indianer gezwungen, bis zur völligen Athemlosigkeit eine volle Wegstunde weit zu rennen; schweisstriefend und erschöpft kommen sie jedesmal im Dorfe an. Doch ist ihre Anhänglichkeit an alte Gebräuche so gross, dass sie einer Aufhebung dieser Sitte zweifellos sehr entgegen sein würden. Ebenso müssen der Fiscal und die übrigen mit dem Kirchendienst beschäftigten Indianer dem Geistlichen ihres Ortes in der geschilderten Weise entgegengehen, wenn er von einer Reise zurückkommt.

Die Geistlichen der indianischen Dörfer beziehen kein Gehalt, sondern sind auf den Ertrag gewisser Sporteln angewiesen, welche in grossen und reichen Dörfern mehrere tausend Pesos jährlich einbringen. Die gewöhnlich für geistliche Leistungen eingehaltene Taxe ist die folgende:

Eine Taufe kostet 4 Reales.

Eine gewöhnliche Messe (misa cantada) 9 Pesos.

Eine feierliche Messe, bei welcher drei Geistliche fungiren, 60 Pesos.

Für eine Begräbnissfeier, wobei der Geistliche dreiviertel Stunden „arbeitet", werden 8—10 Pesos und ausserdem 2 Reales für das Grab gezahlt.

Eine Beichte wird gewöhnlich mit 10 Maiskolben und 15 Cacaobohnen honorirt.

Ausserdem hat die Gemeinde gewisse Abgaben an Hühnern, Eiern, Schweinen, Mais und Sacate an den Pfarrer zu leisten, und zwar in einer Quantität, welche den Tagesbedarf bei weitem übertrifft, sodass mit diesen Artikeln vom Geistlichen ein schwunghafter Handel betrieben wird, dem sich noch der Verkauf geweihter Wachskerzen und ähnlicher

Dinge zugesellt. Das im Pfarrhause für die Küche und anderweitige Dienstleistungen vorhandene Personal besteht aus Indianern, welche jede Woche durch andere abgelöst werden. Ich war zufällig in Nebaj bei einer solchen Ablösung. Das neue Personal rückte aber frühmorgens am 8. Mai lärmend in so betrunkenem Zustande ein, dass sich der Pfarrer gar nicht zu helfen wusste. Eines andern Morgens stand er etwas spät auf, die Mayores waren schon mit ihren kirchlichen Geräthen im Hofe versammelt. Als ihnen die Sache zu lange dauerte, öffneten sie ohne Umstände die Thür zum Schlafzimmer des Pfarrers und riefen: „Vámonos pues á misa.“[1] „Ya voy, ya voy, hijos mios“, lautete die verzagte Antwort des Langschläfers. Der Pfarrer von Sacapulas hätte sich eine derartige Insolenz nicht gefallen lassen.

Am gemüthlichsten waren während meines Aufenthalts in Nebaj die Abende. Es war mir gelungen, den Argwohn des Pfarrers, dass ich als Spion der Regierung diese Gegend bereise, zu zerstreuen; er wurde darauf sehr herzlich und mittheilsam. Meinen Arriero Pancho lernte ich ebenfalls von einer ganz neuen Seite kennen.

Der Vetter des Pfarrers vertrieb sich nämlich die grässliche Langeweile seines Verbannungsortes mit Guitarrespiel. Er besass eine gewöhnliche Guitarre und eine sogenannte Guitarrilla, ein kleineres Instrument ähnlicher Construction. Ich war aber nicht wenig erstaunt, als Pancho die Guitarrilla ergriff, mit kundiger Hand die Saiten stimmte und dann urplötzlich in eine jener leidenschaftlichen Melodien ausbrach, welche wir uns als unzertrennlich von südlichem Klima und südlichem Temperament zu denken gewohnt sind. Mit dem Ausdruck und Feuer eines Trovatore spielte uns dieser einfache Arriero, dem Lesen und Schreiben ein Geheimniss

---

[1] „Vorwärts, wir wollen zur Messe gehen!“
[2] „Ich komme schon, meine Kinder.“

geblieben waren, Lied um Lied, während ihn der Verwandte des Pfarrers auf der Guitarre begleitete. Wir alle lauschten mit Entzücken. Unter der Thür der Küche kauerten lautlos die diensttlhuenden indianischen Köche und die Molenderas[1] im Halblicht des Herdfeuers, der Pfarrer und ich lagen rauchend in den schaukelnden Hängematten und hingen träumend den Gedanken nach, welche das Spiel Pancho's im Gemüthe wachrief. Es waren Abende, wie sie nur das Reisen gewährt. Von dieser Zeit an hatte Pancho mein Herz gewonnen, ich vermochte nicht mehr, ihn als blossen, tief unter mir stehenden Diener zu betrachten, und behandelte ihn, vielleicht zu sehr, mehr als Reisegefährten denn als Arriero. Unsere Reise mit ihren rasch wechselnden Bildern war wie gemacht für seinen abenteuernden Sinn, und keine Schwierigkeit der Lage, keine Strapaze war je im Stande, ihn um seinen leichtfertigen Gleichmuth und seinen unverwüstlichen Humor zu bringen, mit dessen Ausbrüchen er mich oft zu unwiderstehlichem Gelächter veranlasste.

Pancho war auf der Hacienda geboren, zu der er jetzt noch gehörte. Seine gewöhnliche Beschäftigung war die eines Vaquero oder Viehhirten. Als solcher führte er ein rauhes und angestrengtes Leben, dessen schlimmste Seite in dem Begleiten der grossen Viehtransporte bestand, welche oft viele Tagereisen weit gehen. Abgesehen von der Langweiligkeit einer solchen Reise, wo die schwerfällig marschirenden Ochsen nur kurze Tagereisen machen, verursacht das Ueberwachen solch einer grossen Heerde, das Aufbringen von Thieren, welche ermüdet zurückblieben oder sich verlaufen haben, viel Beschwerden. Der Vaquero muss oft mitten im Walde campiren und manche Nacht verbringt er schlaflos, im strömenden Regen unter einem Baume sitzend.

---

[1] Die Indianerinnen, welche das Maismehl mahlen und die Tortillas rösten.

Auch mein Fiscal bekam die Linguistik schliesslich satt und weigerte sich fortzufahren. Glücklicherweise hatte ich meinen Zweck, die Stellung der Ixil-Sprache zu bestimmen, vollständig erreicht. Nachdem Juan Brito mir noch das Ave-Maria und Paternoster im Ixil in die Feder dictirt, schüttelte er mir kräftig die Hand und nahm Abschied; nach dieser Zeit sah ich ihn nur noch sporadisch und nie mehr nüchtern, so lange ich noch in Nebaj verweilte.

Wie früher erzählt wurde (S. 315), haben die Indianer von Nebaj einst dem Präsidenten Barrios Freiheit und Leben gerettet. Barrios lohnte ihnen dieses mit einem wahren Danaergeschenk, indem er in Nebaj den Aguardiente-Verkauf freigab und so den Indianern die Möglichkeit eröffnete, dem Trunke jederzeit auf eine leichte und billige Weise zu fröhnen. Damit erlitt natürlich auch ihre übrige Moral eine bedenkliche Einbusse. Kichernd sagte mir Pancho eines Morgens, dass der Fiscal Juan Brito ihm ein Mädchen für einen halben Peso als Schlafgenossin angeboten habe. Pancho erzählte mir nichts Neues, denn auch mir hatte der Fiscal eine derartige Offerte gemacht, nur hätte ich ihm einen ganzen Peso für diese „muchacha muy doncella“, wie er sie nannte, bezahlen müssen. Diese sonderbare „Costumbre“ soll auch anderwärts in den Altos im Schwange sein.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Reise nach Aguacatan. — Indianische Ruinen. — Indianische Todtenklage. — Sacapulas. — Indianische Handelsreisende. — Die Tolteken-Frage. Santa Cruz Quiché. — Chichicastenango. — Indianische Eisenbahnarbeiter.

Dankend verabschiedete ich mich am 8. Mai von dem gastfreundlichen Pfarrer von Nebaj und ritt nach La Magdalena zurück. Am folgenden Tage unternahm ich von hier aus eine weitere Excursion nach Aguacatan, um die dortige Indianer-Sprache zu untersuchen, von welcher ich durch eine in Antigua ansässige Ladina aus Aguacatan bereits ein Vocabular erhalten hatte.

Die erste Hälfte des Weges ist stark gebrochen und führt quer über eine Reihe von Quebradas. Alle diese Wasserläufe brechen westwärts aus der „Sierra“ heraus, um sich mit dem Rio blanco zu vereinigen. In einer dieser Quebradas wurde einst Silber gegraben, das wahrscheinlich in Verbindung mit Blei hier vorkam, wie denn überhaupt silberhaltige Bleierze da und dort in der Verapaz und namentlich im Departement Huehuetenango die ausgedehnten Secundärformationen dieser Gegend durchsetzen. Mein Weg führte über dürres, mit spärlichen Mimosen bestandenes Gebirge, längs des Westabhangs der Sierra hin. In vieler Hinsicht erinnerte mich diese Gegend auffallend an das Karstgebirge Istriens. Selten trifft man einen indianischen Rancho mit

seiner kleinen Milpa und einigen weidenden Schafen. In ein paar Arrinconadas, an denen ich vorüberkam, standen indianische Tumuli, ein Beweis, dass selbst diese anscheinend öde Gegend früher bebaut und bewohnt war.

Nachdem ich etwa zehn Leguas zurückgelegt, senkte sich der Weg in ein flaches Längsthal hinab, welches durch einen niedern Höhenzug in zwei Nebenthäler getheilt war. Ueber den Rio blanco, der hier noch unfern seinem Ursprung ist, ritt ich, an den Ruinen einer ausgedehnten altindianischen Niederlassung vorbei, in das Dorf Chalchitan ein, welches inmitten eines Haines von Orangen- und Limabäumen steht. Die Sitios sind durch Rohrhecken getrennt.

Die beiden Dörfer Chalchitan und Aguacatan bilden eigentlich einen einzigen Complex, welcher lediglich durch die Plaza geschieden wird. So hübsch aber das in Bäumen versteckte indianische Dorf inmitten der kahlen Ebene sich von weitem ausnahm, so sehr schwand jegliche Illusion, je weiter man in sein Inneres eindrang.

Durch die sandige Hauptstrasse des langgestreckten Dorfes gelangte ich auf die kleine Plaza, deren eine Façade die verfallene, beinahe dachlose Kirche bildete. Zahlreiche frische Gräber erfüllten den Fussboden der Kirchenruine sowie den Platz vor derselben. Auch hier herrschten nämlich seit etwa sechs Monaten die Pocken, die vorzugsweise unter den Kindern zahlreiche Opfer forderten. Der Boden der Kirche und des Calvario reichte für deren Begräbniss nicht mehr aus, trotzdem die Gräber oft wieder aufgerissen und zu der bereits darin vorhandenen Leiche die neue gelegt wurde. Das ausgehobene Erdreich ward dann wieder in das Grab eingeschüttet und festgestampft, um nach Kräften das frühere Niveau des Bodens wiederherzustellen. Einige flache Steine wurden oberflächlich in den Boden eingelassen und das Ganze mit einem Kalkguss überdeckt, dessen weisse Farbe die Gräber von weitem kenntlich macht. Moderiger

Leichengeruch erfüllte die Atmosphäre um die Kirche und in dem hinter ihr befindlichen Convento, wo ich abstieg. Ein junger Ladino, der in ärmlichsten Verhältnissen als Schulmeister und Secretär mit seiner Mutter und Schwester in dem verwitterten Convento wohnte, wies mir nach Lesung meiner Schreiben die Schulstube als Quartier an und liess die Alcaldes des Dorfes rufen, um ihnen den Regierungsbrief vorzulesen, wonach sie mir gegen Bezahlung sprachkundige Leute zu stellen und Sacate zu liefern hatten. Mein Essen bezog ich von einem Ladino, an den ich von Herrn Buron empfohlen war.

Aguacatan-Chalchitan ist ein ziemlich verwahrlostes Dorf, dessen indianische Bewohner, trotzdem sie in blos fünf Leguas Entfernung vom Departements-Hauptorte Huehuetenango leben, noch manchen Zug von Wildheit an den Tag legen. So wollten sie zwei Jahre vor meiner Anwesenheit daselbst den Platzcommandanten ermorden; es gelang ihm jedoch zu entkommen. Auf seine Klage kam der Jefe político mit Militär ins Dorf und liess die Haupträdelsführer auspeitschen. Der Mordanschlag auf den Commandanten schlug indessen dem Ortsgeistlichen dermassen auf das Gemüth, dass er floh und nicht wieder zurückkehrte. Seit zwei Jahren lebten also damals die Indianer von Aguacatan ohne geistlichen Beistand, was wol ein Wiederaufleben ihres alten heidnischen Glaubens zur Folge gehabt hat.

Abends ritt ich mit dem Schulmeister aus, um die Sehenswürdigkeiten der Umgegend zu besichtigen. Dahin gehört zunächst die Quelle des Rio San Juan, eines Seitenarmes des Rio blanco, die sich als ein grosser Schwall klaren Wassers unter einer Wand von Kalkfels im Norden des Dorfes brodelnd herauswälzt. Von der Quelle ging unser Ritt zu den indianischen Ruinen, welche ich schon am Morgen bemerkt hatte. Sie liegen eine halbe Legua entfernt südlich vom Dorfe und sind offenbar vergleichsweise modernen

Ursprungs; sehr wahrscheinlich rühren sie von einer der Ortschaften her, welche die Spanier nach dem Falle des Mam-Reiches in der Umgegend von Sakuleu zerstörten (1525). Das Centrum bildet ein rechtwinkeliger hofartiger Raum, dessen gemauerte Seitenwände noch erhalten sind. Stellenweise ist sogar noch der zolldicke Kalkbewurf, welcher die behauenen Steine deckte, vorhanden. Man gelangt von Osten her in diesen Hof durch einen schmälern ungedeckten Gang, dessen beide Seiten von je einem länglichen Wall gebildet werden, an welchem der Kalkbewurf ebenfalls theilweise noch vorhanden ist. Ein ähnlicher Längswall steht auf der Südmauer, ein dritter auf der Westmauer des Hofes, nach Norden hin fehlt ein solcher. In der Umgebung dieses centralen Hofes liegen zerstreut einige Tumuli, von denen vier noch ziemlich gut erhalten, die andern aber bis auf ihre noch etwas erhabenen Fundamente abgetragen sind. Zwei dieser Tumuli stehen nördlich vom Centralbau und haben eine viereckige Basis, auf welcher beim kleinern zwei, beim grössern drei Terrassen noch deutlich erkennbar sind. Der grössere derselben ist etwa 8 oder 9 m hoch und trägt noch seine Bekleidung aus unregelmässigen Steinen. Er ist oben abgeflacht und war, seiner Grösse und Höhe nach zu schliessen, ein Tempeltumulus. Ich fand auf seinem Gipfel einen Feuerherd aus Steinen und einige Geschirrscherben, und es schien mir nicht unwahrscheinlich, dass dieser Tumulus heute noch als geheimer Opferplatz von den Indianern von Aguacatan gebraucht werde. In den Maisfeldern, welche die Ruinen jetzt umgeben, liegen Scherben indianischen Geschirrs zerstreut und die Menge der zerbrochenen Obsidianpfeilspitzen macht es wahrscheinlich, dass hier einst gekämpft wurde. Ein Ladino von Aguacatan sagte mir, dass über alle Höhen der Umgegend zerstreut derartige Ruinen zu finden seien, was eine frühere Besiedelung dieser Gegend beweist, welche die heutige weit übertroffen haben muss.

Der Handel mit Mais, Orangen, Limas und Zwiebeln bildet heutzutage die Hauptbeschäftigung der Indianer von Aguacatan.

Gegen Sonnenuntergang ritten wir ins Dorf zurück, in welchem grosse Betrunkenheit zu herrschen schien. Aguacatan liegt beträchtlich niedriger als Nebaj, wahrscheinlich nicht über 1500 m hoch, und ist heisser. Die Weiber tragen daher daselbst, wie in der Tierra caliente, den Oberkörper nackt. Nur bei eintretendem Regen oder der Morgen- und Abendkühle bekleiden sie denselben mit der kurzen Jacke, welche die Priester zur Aufrechterhaltung der nöthigen Askese einst bei den Indianerinnen einführten, wo nicht die Stammessitte schon durch den Huipil für gehörige Deckung der körperlichen Reize gesorgt hatte.

Allabendlich kamen die Weiber von Aguacatan zur Kirche, um bei den frischen Gräbern der Ihrigen Todtenklage abzuhalten. Sie brachten ein kleines Büschel dünner Kerzen mit, von denen sie eine oder ein paar am Rande des Grabes aufstellten und anzündeten. Hierauf kauerten sie, meist in Knieellbogenlage, nieder, und hoben einen monotonen Klagegesang an, welcher, wie es schien, aus der steten Wiederholung einiger weniger Sätze bestand, die nach einer in Terzen und Quinten sich bewegenden Melodie abgesungen wurden. Die Anfangsnote war hoch, ihr folgten mehrere in tieferer Tonlage. Mit Einbruch der Nacht nahm die Zahl der wehklagenden Indianerinnen zu und es mochten deren schliesslich etwa fünfzig in der kahlen Kirche anwesend sein. Jede sang, nur mit sich beschäftigt, in ihrer inviduellen Stimmlage ihren einförmigen Klagegesang, und das Durcheinanderlaufen so vieler Stimmen verursachte einen gewaltigen Lärm, aus dem oft einzelne kreischende Laute von besonders schmerzlich bewegten Müttern sich grell abhoben. Diese Todtenklage dauerte von 5 Uhr abends bis 10 oder 11 Uhr nachts. Wenn alle Kerzen verbrannt waren, schwiegen die Weiber und gingen nach Hause. Nächtliche Stille senkte

sich dann endlich, nur vom Krähen der Hähne und gelegentlichen Anschlag der Hunde unterbrochen, auf das von schwerer Seuche heimgesuchte Dorf. Die Epidemie hatte übrigens ihren Höhepunkt überschritten und forderte täglich nur noch einige wenige Opfer.

Die Hauptschwierigkeit für meine Arbeit in Aguacatan bestand in dem Mangel von Indianern, welche der spanischen Sprache hinlänglich mächtig waren, um gegenseitige Missverständnisse auszuschliessen. Nach dem an Ort und Stelle von mir aufgenommenen Material steht die Sprache von Aguacatan, welche von Juarros als „Aguacateca" aufgeführt wird, der Mame sehr nahe, etwa in demselben Verhältniss, wie das Pokomam zum Pokonchí verwandt ist. Ich war aber nicht wenig erstaunt, als ich nach meiner Rückkehr nach Guatemala fand, dass mein Vocabular von Aguacatan von dem mir von der erwähnten Ladina gegebenen total abweicht, und dass das letztere auf eine der Maya-Familie gänzlich fremde Sprache schliessen liesse, was allerdings sehr merkwürdig wäre. Ich betrachte diesen Punkt als noch nicht hinlänglich aufgeklärt und möchte künftige Reisende, welche dieses entlegene Dorf besuchen, bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen.

Da es während meines dortigen Aufenthalts nachts ausgiebig regnete, hatte ich bei der mangelhaften Beschaffenheit des Daches im Convento Mühe, mein Bett zwischen den diversen Goteras so zu stellen, dass ich nicht nass wurde. Nicht ungern verliess ich am frühen Morgen des 11. Mai dieses verwilderte Dorf und ritt nach La Magdalena, wo ich die Nacht zubrachte, um am folgenden Tage nach Sacapulas zu reisen. Ich habe nachträglich bedauert, nicht nach Huehuetenango gegangen zu sein, um die Mam-Sprache eingehend aufzunehmen. Ein Studium der Grammatik des Reynoso in Pimentel überzeugte mich nämlich, dass eine neue Aufnahme ein dringendes Erforderniss wäre, um

die Stellung der Mame innerhalb der Maya-Familie genügend zu bestimmen. Als ich aber in Aguacatan war, besass ich kein vorbereitetes Vocabular mehr und hegte zudem noch die Hoffnung, die Tour durch die südlichen Departements ausführen zu können, weshalb ich auf die Mame verzichtete und meine Rückkehr nach Guatemala beschleunigte, da die Regenzeit schon einzusetzen begann.

Die Distanz von La Magdalena nach Sacapulas beträgt blos 3 Leguas, umfasst aber das schlechteste Wegstück, das ich auf der ganzen Reise passirte. Der Pfad führt quer über zwei steile hintereinanderliegende Höhenzüge, über welchen sich das Massiv der „Sierra“ nach Norden hin erhebt. Der schmale Weg war von den Regengüssen schon sehr ausgewaschen und führte auf weiten Strecken als blosses Geröllbette steil an der Cuesta hinauf, welche zur Linken sich jäh in die Tiefe absenkte. Die Thiere strauchelten und stürzten, sich über das lockere Gerölle mühsam emporarbeitend, fortwährend auf die Knie. Des Weges unkundig, waren Pancho und ich in den Sätteln geblieben und konnten, als die Schwierigkeiten des Weges grösser wurden, schlechterdings nicht mehr absteigen, da der rechte Fuss am Berge streifte, während der linke über den Rand der Barranca hinaushing. Doch brachten wir zu unserer Verwunderung nicht nur uns selbst, sondern auch das Lastmaulthier glücklich auf die letzte Höhe, von wo sich der Blick auf das Thal des Rio Negro, den wir weiter flussabwärts als Rio Chixoy schon einmal gekreuzt, eröffnete. Dieses nicht sehr breite, aber tiefeingeschnittene Flussthal zieht sich hier von West nach Ost. Auf dem Südufer des Flusses liegt das kleine Städtchen S a c a p u l a s. Die einst dahin führende Brücke war weggerissen, und so blieb uns nichts übrig, als aufs gerathewohl eine Furt durch das trübe, reissende Gewässer zu suchen. Die grösste Gefahr beim Passiren solcher Flüsse mit schlammigem Wasser bilden die grossen, unter der Oberfläche verborgenen Steine und

Felsstücke, welche die Reitthiere nicht sehen können, worüber sie fallen und fortgerissen werden. Wir ritten ein Stück weit flussaufwärts über das weite Geröllfeld, welches den eigentlichen Flusslauf während dieser, noch trockenen, Jahreszeit einfasst. Da, wo die Oberfläche des Wassers glätter zu sein schien, trieb Pancho seinen alten Macho in den Fluss und kam glücklich hinüber. Er kehrte sofort um, band das Lastmaulthier an den Schweif des Macho und während ich die Nachhut bildete, setzten wir langsam über den breiten Fluss, dessen Wasser unsern Thieren bis an die Brust reichte.

Als ich in Sacapulas einritt, fand ich, dass der freundliche Geistliche des Ortes, den ich in Uspantan verlassen, und welcher noch in Ausübung seiner Pflichten in Cunen weilte, bereits für meine Aufnahme im Convento von Sacapulas gesorgt hatte. Ich sandte ihm mittels der „Cordillera" Gruss und Dank nach Cunen und telegraphirte, was während meines Aufenthalts in der Sierra unmöglich gewesen, an meine Frau in Guatemala, um mich mit ihr wieder in Rapport zu setzen. Der Telegraphist war ein höflicher junger Mann; eine Zahnbürste und ein Kamm auf dem Tisch, wo die Telegramme geschrieben werden, legten für seine körperliche Reinlichkeit ein erfreuliches Zeugniss ab.

Sacapulas und die umliegenden Ländereien bildeten in vorspanischer Zeit eine besondere Herrschaft, deren Fürst, wie derjenige von Uspantan, zu den Königen von Quiché in einem Vasallenverhältniss stand. Es ist jedoch zur Zeit über die Herrschaft Sacapulas und ihre Eroberung nichts Näheres bekannt. Der Ort selbst liegt in 1166 m[1] Höhe und ist durch die das Thal eng einschliessenden Bergzüge verhältnissmässig heiss und trocken. Einige Dattelpalmen finden sich noch daselbst aus frühern spanischen Zeiten. Die hier ebenfalls vorkommenden Säulencactusse erinnern an die dürren Ge-

[1] Nach der Bestimmung des Directors von La Magdalena blos 1120 m.

genden von Salamá und des obern Motagua-Thales. An der Häufigkeit des Kropfes soll hier, wie schon Thomas Gage berichtet, der Genuss des ungekochten Wassers aus dem Rio Negro schuld sein; überhaupt wird Sacapulas als ein ungesunder Ort geschildert.

Das einfache und ärmliche, auf das allernothwendigste beschränkte Mobiliar des Convento legte davon beredtes Zeugniss ab, dass der Glanz, mit dem sich die Geistlichen in frühern Zeiten auf Kosten ihrer Pfarrkinder zu umgeben pflegten, längst dahin ist. Der Zug der Zeit sowol als ganz besonders der Präsident Barrios hat es sich angelegen sein lassen, diesen Glanz zu zerstören, den Klerus arm zu machen und dadurch zu schwächen. Das Bett meines Gastfreundes, auf welches ich mich am heissen Nachmittage niederlegen wollte, stak voll Bettwanzen. Es waren nicht jene lichtscheuen, nächtlichen Blutsauger, welche in vielen Gasthäusern Ost- und Südeuropas den Reisenden quälen, sondern offene, franke Creaturen, die das Licht des Tages nicht scheuen, und mit einer Freimüthigkeit, wie sie nur ein durch keine Heimtücke beflecktes Gewissen ermöglicht, an mir herumzuklettern begannen. Ihre wachsende Zahl verscheuchte den Schlummer und ich machte mich mit Pancho auf den Weg zu einem längern Spaziergang den Fluss entlang. Wir begegneten einigen indianischen Handelsleuten, welche ihren Cacaxte[1] mit Jerga, Töpferwaaren und andern industriellen Erzeugnissen der Altos bepackt hatten und auf dem Wege nach

[1] Der Cacaxte (mexic.: *cacaxtli*) ist ein vierkantiges Gestelle, welches aussen meist mit einem Stück Binsenmatte (Petate) umwickelt ist. Im Innern werden die zu transportirenden Waaren, Eier, Geschirr, Früchte, untergebracht, aussen hängen die Kochgeschirre des reisenden Händlers und an der Seite ist der zusammengerollte indianische Regenmantel aus Palmblättern (Soyacal) senkrecht festgebunden. Der Cacaxte, ein Geräth aus der vorspanischen Zeit, wird, wie die übrigen Lasten, an dem über die Stirn laufenden Lederband (Mecapal) getragen.

Coban begriffen waren. Offenbar führt durch das Thal des Rio Negro eine uralte Handelsstrasse, auf welcher die Bewohner der Altos mit denen der Verapaz ihre Producte tauschten. Diese indianischen Kaufleute sagten mir, dass sie regelmässig diese Reise machten und acht Tage zur Hinreise und ebensoviel für den Rückweg brauchten.

Die kleinen Karavanen indianischer Händler, welchen man in allen Theilen von Guatemala begegnet, bieten in ethnologischer Beziehung ein mehrfaches Interesse. Indem sie ohne Zweifel mancherorts die alten, schon in vorspanischer Zeit von ihren Vorfahren begangenen Handelsstrassen benutzen, versetzen sie uns zurück in eine weitentlegene Zeit, wo der indianische Handel sich über ausgedehnte Gebiete erstreckte, wie die Historiker jener Epoche uns berichten. So beginnt das Memorial des Indianers Don Fernando de Alva Ixtlilxochitl „über die Greuelthaten der Eroberer Mexicos" mit den Worten: „Man wusste (in der Hauptstadt Mexico) von der Ankunft der Christen durch die Handelsleute, welche die Märkte von Xicalanco, Ulua und Champoton besucht hatten, die an diesen Küsten (Tabascos und Yucatans) liegen." Damals wanderten also mexicanische Handelsleute berufsmässig über Wegstrecken von mehr als 350 Leguas, um die grossen Märkte stammfremder Völker zu besuchen und von ihnen Edelsteine, kostbare Federn und andere Rohproducte gegen die Erzeugnisse der mexicanischen Industrie einzutauschen. Angehörige des mexicanischen Culturstaates traten auf diese Weise in Berührung mit noch tiefer stehenden Völkern jener ausgedehnten Landbrücke, die wir als Mittelamerika bezeichnen, und brachten ihnen die Elemente einer eigenartigen Civilisation. Und hierin liegt das hauptsächlichste Interesse, welches jene alten Handelsreisen und ihre schwachen Nachklänge unter den heutigen Indianern beanspruchen können. Durch sie wird, wie es mir scheint, ein neues Licht auf den wunden Punkt der mittelamerikanischen

Vorgeschichte geworfen, nämlich auf die Frage nach den sogenannten Tolteken.

Wer und was sind die Tolteken gewesen? Hierüber herrscht bis auf den heutigen Tag die grösste Meinungsverschiedenheit unter den Schriftstellern alter und neuer Zeit. Während wir sie nach den Schilderungen der einen (Torquemada, Ixtlilxochitl, Clavigero) als einen hochcultivirten Nahuatl-Stamm ansehen müssten, dessen Reste die Pipiles und die aztekisch redenden Dörfer Nicaraguas wären, so leiten andere (Fuentes, Juarros) in ziemlich unklarer Weise sowol die Maya-Stämme Guatemalas, als einige diesen und den Nahuas fernstehende Völker von den Tolteken ab. In neuerer Zeit hat aber einer der hervorragendsten amerikanischen Ethnologen, Dr. Brinton[1], versucht darzuthun, dass die Tolteken ein durchaus mythisches Volk seien, das nie wirklich existirt habe. Ungefähr gleichzeitig und im schroffen Gegensatz zu dieser Ansicht unternahm es der französische Reisende Désiré Charnay, auf Grund seiner archäologischen Untersuchungen in den Ruinenstätten von Yucatan, Tabasco und andern Gegenden Mexicos, sowie an der Hand der „Geschichte", diese Ruinen als alte Wohnsitze der Tolteken in chronologischen Zusammenhang zu bringen. Er stellt den Weg ihrer Wanderung vom Norden von Mexico her südwärts kartographisch dar. Er glaubt selbst eine Einwanderung der Tolteken von Asien her annehmen zu müssen, ein Standpunkt, der hoffentlich bald zu den überwundenen in der mittelamerikanischen Ethnographie gehören wird.

Was können uns nun bei dieser Divergenz der Ansichten die indianischen Handelsreisen in Bezug auf die „Tolteken" lehren? Das mexicanische Wort *Toltecatl* bezeichnet erstlich einen Einwohner einer Stadt Tollan, sodann einen Handwerker und Künstler, und drittens endlich einen Handels-

[1] D. G. Brinton, M.D., American Hero Myths (Philadelphia 1882).

mann (mercader), der mit eigenen und fremden Kunstproducten im Lande herumreist und sie verkauft. In gewissem Sinne synonym mit *toltecatl* sind die mexicanischen Worte *amantecatl*, der Künstler, Handwerker, *oztomecatl* und *puchtecatl*, der Händler, und von allen, auch von *toltecatl*, werden Zeitwörter in den entsprechenden Bedeutungen abgeleitet.[1] Wie Toltecatl „einen Mann von Tollan" bedeutet, so bedeutet aber auch Puchtecatl „einen Mann von Puchtlan", einem Quartier der Stadt Tlatilulco, in welchem diese Händler vorzugsweise ihren Aufenthaltsort hatten.

Es ist nun aus dem eben Gesagten leicht zu ersehen, dass mit dem Worte Tolteken in seiner spätern Fassung blos noch ein Stand bezeichnet wurde, der ursprünglich vielleicht in einer gewissen Stadt oder einem Stadtviertel Tollan[2] ansässig war und davon seinen Namen bekam. Daraus folgt aber noch nicht, dass jeder Tolteke auch ein „toltecatl" gewesen sei, d. h. dass alle Bewohner der Stadt oder des Quartiers Tollan auch das Gewerbe von Handwerkern, Künstlern oder Kaufleuten ausübten. Vielmehr wird dies nur bei einem Theil der Bevölkerung der Fall gewesen sein, weshalb eben der Name „Tolteken" als ethnologische Bezeichnung ungenügend und werthlos wird. Ethnologisch sind die Tolteken unter die Nahuas zu subsumiren, ohne dass damit ein besonderer Stamm der Nahuatl-Völker irgendwie bezeichnet wäre.

Ein durchaus analoges Verhältniss, wie das eben hypothetisch erörterte, findet sich heute noch in Guatemala wirklich bestehend. In der Cakchiquel-Sprache heisst der Handelsmann, d. h. derjenige, der mit Waaren im Lande herumhausirt: *Ah-c'aibal* oder *Ah-Xelahú*. Letzteres bedeutet aber wört-

---

[1] *oztomecati*, Handel treiben; *puchtecati*, Händler sein, *toltecauia*, verfertigen, etwas als Künstler oder Handwerker herstellen.

[2] Es gab mehrere Städte dieses Namens, der „Binsenstadt" bedeutet.

lich „der Mann aus Quezaltenango". Es wird also auch hier ein Städtename zur Bezeichnung eines Standes gebraucht, trotzdem nicht alle indianischen Bewohner von Quezaltenango Handel treiben. Es ist gewiss leicht, sich aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuversetzen und die Rolle der „Tolteken" ähnlich zu deuten.

Da nun in denjenigen Städten des Hochlandes von Mexico, deren Bewohner hauptsächlich der Anfertigung und dem Vertrieb von Tauschwaaren oblagen, der Handelsstand eine geachtete und vielfach bevorzugte Stellung einnahm, so ist anzunehmen, dass diese Händler mit einem gewissen Gepränge reisten und dass sie ungebildeten Völkern, namentlich solchen, die sie nur in grossen Zwischenräumen, vielleicht nur einmal besucht hatten, als Wesen von besonderer, höherer Art imponirten und in deren Sagen mit der Zeit eine hervorragende Rolle als civilisirende Halbgötter einnahmen. Ich kann es mir nicht versagen, zur Stütze dieser Ansicht eine charakteristische Stelle aus dem Popol Vuh, dem Sagenbuch der Quiché-Indianer, in Text und Uebertragung herzusetzen. Dieselbe lautet:

Ch'y qutun y bi	Thut euern Namen kund,
Hun Ahpu-Vuch	du, Hun-Ahpu-Vuch,
Hun Ahpu-Utíu	du, Hun-Ahpu-Utíu,
Camul alom, camul qaholom [1]	der du zwiefach, als Vater und Mutter, Erzeuger bist.
Nim-Ak, Nima-Tzyiz	Grosser Eber, grosser Rüsselbär,
Ah-qual	Händler mit Edelsteinen,

[1] camul bedeutet „zweimal", doch gibt die gewöhnliche Uebersetzung obiger Stelle „zweimal Vater" „zweimal Mutter", keinen Sinn. Die Bezeichnung von „Vater und Mutter" für männliche Personen ist durchaus der indianischen rhetorischen Ausdrucksweise entsprechend. Bei der Königswahl in Mexico pflegte der oberste Priester dem neugewählten Monarchen die Häuptlinge des Landes vorzuführen und ihn zu ermahnen, seine Unterthanen zu schützen, da er jetzt deren „Vater und Mutter" sei.

Ah-yamanic	Händler mit Juwelen,
Ah-chut	Meister des Meissels,
Ah-tzalam [1]	Baumeister,
Ah-raxa-lak	Macher neuen Geschirrs,
Ah-raxa-tzel	Macher der gemalten Calebassen,
Ah-gol	Händler mit Harzen,
Ah-toltecat	*Tolteke,*
R'atit [2] gih	Erzeuger der Sonne,
R'atit zak	Erzeuger des Lichtes.

Diese Stelle, wo göttliche Wesen, die als Vorfahren der jetzigen Geschlechter gedachten Halbgötter als Epitheta ornantia und Synonyma die Titel verschiedener Gewerke tragen und darunter auch „Tolteken“ genannt werden, scheint mir eine interessante Illustration zu dem oben Gesagten zu liefern.

Es scheint danach durchaus möglich, dass die Keime mittelamerikanischer Cultur von einem ursprünglichen Herde aus auf den alten Handelsreisen zu andern Völkern getragen wurden, bei denen sie dann, wie bei den Mayas von Yucatan und Guatemala eine vielfach eigenartige und selbständige Entwickelung nahmen. Es bleibt dabei nicht ausgeschlossen, dass unter dem Einflusse localer Ereignisse, wie Pest und Hungersnoth, ganze Fractionen der kunstbeflissenen Nahuas gelegentlich nach Süden zogen und in geeigneten Gebieten sich colonisirend und civilisirend niederliessen, wie dies die Nahuatl-Colonien in Soconusco, Guatemala und Nicaragua beweisen. Kleinere Scharen mögen auch unter tüchtigen

---

[1] *Ah* bedeutet in den Maya-Sprachen den Besitzer einer Sache, dann denjenigen, der Gegenstände irgendwelcher Art verfertigt und damit Handel treibt, und endlich den Bewohner irgendeines Ortes. *Tzalam*, richtiger *Tz'alam*, ist alles, was die Form eines Bretes hat. *Ahtz'alam* heisst im Cakchiquel der Tischler, aber auch übertragen „el principal“, der Obere, Vorgesetzte, Vornehme.

[2] *Atit* bedeutet gewöhnlich „die Grossmutter“, sehr häufig aber ist der Sinn ein viel allgemeinerer mit dem Grundbegriff des „Gebärens in weit zurückliegender Zeit“.

Führern erobernd vorgedrungen sein, rohere Stämme unterworfen und sich die Suprematie dauernd über dieselben angeeignet haben, trotzdem sie vermuthlich, als wenige unter vielen, ihre heimische Sprache nach ein paar Generationen schon verloren und diejenige der unterworfenen Völker annahmen. Dass solche erobernde Volksschwärme aber seitens der unterworfenen Stämme mit den „Tolteken", den ihnen längst bekannten reisenden Kaufleuten, schlechtweg identificirt wurden, ist wol kaum befremdend, redeten doch beide, Kaufleute und Eroberer, dieselbe Sprache. —

Noch vor Tagesanbruch verliess ich am 13. Mai Sacapulas. Auch hier hatten die Pocken arg gehaust, eine Menge frischgetünchter Gräber erfüllten den geweihten Boden in und vor der Kirche und dem Calvario. Wir mussten über das Gräberfeld des letztern, das, wie ich tags zuvor gesehen, allein über hundert frische Gräber umfassen mochte, wegreiten. Unsere Maulthiere schnoben gewaltig, solange wir uns in der Leichenatmosphäre, welche über dem Kirchhofe lag, befanden. Scheu und die Köpfe hart am Boden, schritten sie zögernd in der Finsterniss über den weissen Kalkbewurf der Gräber hinweg.

Die Strasse führt eine Weile den Fluss entlang westwärts. Wildwasser hatten dieselbe stückweise zerstört und das Passiren solcher Stellen verursachte uns in der Dunkelheit viel Mühe und Zeitverlust. Bald nachdem es Tag geworden, verliessen wir das Thal des Rio Negro und ritten bergan. In einer Entfernung von zwei oder drei Leguas von Sacapulas passirt man in einer kleinen Thalmulde die kleine Aldea „El Rancho" (1434 m), in deren einsamem Cabildo man nöthigenfalls Unterkunft für die Nacht finden kann. Von hier führt die Strasse in wesentlich westlicher Richtung eine endlose Cuesta hinan, bald über Weiden, bald durch Hochwald in das Gebirge. Der Blick dominirt das Thal des Rio Negro, darüber hinweg sind die Gebäude der Saline La Mag-

dalena zu erkennen, wie ein Schwalbennest am Steilhang der Sierra hingeklebt, deren gewaltige Terrassen sich wie dunkle, ungeheuere Coulissen übereinander emporthürmen. Der Abschied von einer grossartigen Landschaft, auf welcher unser Auge voraussichtlich zum letzten male weilt, hat immer etwas Schmerzliches, ist ein Meilenstein in unserm Leben, ein Memento mori, das uns des Daseins Kürze und Unzulänglichkeit in lebendige Erinnerung bringt. Wieviel des Interessanten und Wissenswürdigen lag noch in den fernblauen Bergen der Sierra verborgen, wie gering aber war für mich die Wahrscheinlichkeit, je wieder dahin zurückzukehren!

Nachdem man einige Stunden geritten, gelangt man auf die „Cumbre" eines Bergrückens, der erheblich über 2000 m hoch sein muss. Man hat von hier aus eine weitausgedehnte Fernsicht auf die westlichen Gebirge und die Küstencordillere, aus welcher die Vulkangipfel von Quezaltenango und vom Südufer des Atitlan-Sees aus dem fahrenden Gewölk aufragen.

Der Weg biegt hier nach Süden und Südosten um und hält sich eine lange Zeit in annähernd gleicher Höhe. Auf den kurzgrasigen Weiden, welche die Fichten und Eichenbosquets in dieser Gegend trennen, gingen Schafheerden, die grössten, die ich in Guatemala sah. Die Schafzucht wird hier nur in kleinerm Umfange in den Gebirgen der Altos betrieben und wäre sicherlich einer lohnenden Ausdehnung fähig, wenn die Rasse verbessert, sorgfältiger gepflegt und geschoren würde. Das Fleisch ist allerdings vergleichsweise von geringem Werthe und erfreut sich auch keiner besondern Beliebtheit, dagegen ist die Wolle werthvoll und wird theuer bezahlt. Sie dient ausschliesslich der Verarbeitung im Lande zu den als „Jerga" bekannten Wollstoffen, welche ihres lockern Gewebes wegen sozusagen in jedem Klima des Landes ein ausgezeichnetes Bekleidungsmaterial liefern. Jerga von vorzüglicher Güte wird namentlich in Tecpam fabricirt, und weit

in die Runde verkauft, sogar in beträchtlicher Menge in die Nachbarrepubliken ausgeführt und theuer bezahlt.

Die Wegstrecke von Sacapulas nach Santa Cruz Quiché beträgt zwölf wohlgemessene Leguas und ist ziemlich monoton. Nicht ohne Befriedigung erblickt der Reisende endlich das Städtchen Santa Cruz selbst, welches sich am Rande einer weitgedehnten kahlen Hochebene (1887 m) hinlegt. Von der Bergflanke, an welcher die Strasse sich gegen dieselbe absenkt, nehmen wir auch jenes denkwürdige, von tiefen Barrancas umschlossene, landzungenartige Plateau wahr, auf welchem sich die Ruinen von Utatlan, der einstigen, längst spanisch-bigotem Vandalismus zum Opfer gefallenen Königs- und Tempelstadt der Quichés, befinden. Gegenüber den Beschreibungen derselben, welche uns die Historiker überliefert haben, nimmt sich das heutige Santa Cruz Quiché klein und unansehnlich aus. Ich wüsste keinen Ort in Guatemala, den ich mit geringerer Sympathie betreten und mit grösserer Befriedigung wieder verlassen hätte, als diesen ruhmlosen Hauptort des Departements Santa Cruz Quiché. Im Landesstil gebaut, bietet derselbe für den Reisenden nichts Merkwürdiges. Ich bezog mein Quartier in dem einzigen, schlechten und unreinlichen Hotel und durchwanderte nachts beim Mondschein mit Pancho die hauptsächlichsten Strassen des Ortes. Aus einem geräumigen Hause schallte laute Marimba-Musik, wir traten ein und fanden im Innern eine Zarabanda, welche eine Cofradía des Ortes ihrem Heiligen veranstaltet hatte. Sie unterschied sich von der bei Tactic beschriebenen blos dadurch, dass eine Marimba das ausschliessliche Orchester bildete, dass mit grösserer Decenz getanzt wurde und dass die Mehrzahl des anwesenden Publikums Ladinos waren, welche überhaupt in Santa Cruz Quiché das dominirende Element bilden, gegen welches die daselbst wohnenden Indianer ganz zurücktreten. Die Tänzer waren zumeist Männer. Die Hände in den Taschen ihrer Beinkleider, den Blick auf

ihre Füsse gerichtet, tanzten sie, indem sie mit wunderbarer Schnelligkeit die einzelnen Schläge der Marimba mit kurzem Stampfen ihrer Füsse begleiteten, während sie sich gemächlich im Kreise drehten. Auch Pancho bekam Lust zu tanzen. Ich gab ihm einige Reales, damit er ein paar Tänze mitthun könne. Dafür hatte ich Gelegenheit, meinen Arriero von dieser neuen Seite als hervorragenden Künstler kennen zu lernen, der in phantasiereicher Abwechselung die nackten Füsse im Takte schwang. Die ganze Tanzweise, wie sie hier geübt wurde und bei welcher das ausschliessliche Gewicht auf ein kunstvolles Arbeiten mit den Füssen gelegt wird, hat grosse Aehnlichkeit mit den Tänzen, die ich von Negern und Matrosen gelegentlich aufführen sah.

Am folgenden Morgen verliess ich Santa Cruz Quiché. Ein dichter, kalter Nebel lag über dem weiten Llano und trug nicht dazu bei, den frostigen Eindruck, den ich von dieser Departementshauptstadt bekommen, zu zerstreuen. Vor kurzem hatte das Departement Quiché seinen Jefe político gewechselt, da der bisherige, welcher sich innerhalb seiner Machtsphäre als ein kleiner Barrios geberdet hatte, wegen angeblicher Gewaltthätigkeiten und Veruntreuungen nach Guatemala zur Rechenschaft einberufen worden war. Er war ein etwas hitziger Mann und soll bei seinem Verhör dem Kriegsminister Barrundia ins Gesicht gesagt haben: „Oeffentliche Gelder habe er weder gestohlen noch veruntreut. Wenn man Leute suchen wolle, welche den Staat betrügen und seine Gelder stehlen, so brauche man nicht bis Santa Cruz zu gehen, diese wären in der Hauptstadt viel leichter zu finden.“ Das brach ihm den Hals; er wurde abgesetzt, erhielt die üblichen Hiebe und soll nach Quezaltenango gebracht worden sein, mit dieser „Ciudad por cárcel“. Es besteht nämlich eine häufig geübte Strafe für solche Leute, welche als politische oder gemeine Verbrecher bestraft werden, darin, dass ihnen eine „Stadt als Gefängniss“ angewiesen

wird, das heisst, sie dürfen deren Weichbild bei übrigens freier Bewegung nicht verlassen.

An ein paar seichten, kleinen Seen vorüber gelangt man über das kleine Dorf Lemoa und durch eine gewaltige Barranca, welche im Osten des Llano von Santa Cruz beginnt, nach dem grossen Dorfe Chichicastenango. Dasselbe liegt in einer Entfernung von 3 Leguas südlich von Santa Cruz. Beim Einreiten in das Dorf traf ich ein paar Gruppen von je funfzehn oder zwanzig Indianern, welche kolossale, für die Saline La Magdalena bestimmte Eisenpfannen fortschleppten. Die armen Teufel, welche vorn, hinten und zu beiden Seiten der länglich-viereckigen gusseisernen Kessel gespannt waren und dieselben an untergeschobenen Querstangen trugen, hatten keinen Raum zum Anfassen, ohne sich gegenseitig zu hindern, und mussten sich in den gezwungensten, unbequemsten Stellungen vorwärts schieben. Der ganze erbärmliche Anblick dieser keuchenden und schweissbedeckten Gestalten erinnerte mich an jene Zeiten, als Alvarado seine Schiffsanker und anderes Eisenzeug durch Indianer von der Bai von Honduras nach der Südseeküste tragen liess. Ich gratulirte mir dazu, nicht ansehen zu müssen, wie diese Kessel durch die Barrancas und Cuestas von Sacapulas nach La Magdalena geschafft wurden.

Das Dorf Chichicastenango oder Santo Tomas Chuvilá[1] ist dadurch interessant, dass es der Aufenthaltsort des Padre Francisco Ximenez war, der hier den Text des Popol Vuh, jenes seltsamen, in der Quiché-Sprache geschriebenen Sagenbuches, auffand. Wenn auch Ximenez zu sehr ein Kind seiner Zeit war, um in dem indianischen Sagenbuch etwas anderes

[1] Chichicastenango, „Dorf des Chichicaztli“ (einer baumartigen Urticacee), ist, wie so viele mexicanische Ortsnamen Guatemalas, die wörtliche Uebersetzung eines Quiché-Wortes ins Mexicanische, nämlich von Chuvilá (Chi-u-vi-la), welches „beim Chichicastebusch“ bedeutet.

erblicken zu können, als eine vom Teufel eingegebene Travestie einzelner Punkte der christlichen Dogmatik, so besass er doch ein warmes Herz für die Indianer und nahm sie gegen die Mishandlungen der Civilstatthalter und Colonisten kräftig in Schutz.

In den Estancos von Chichicastenango herrschte lauter Lärm und reges Leben. Betrunkene Indianer trollten sich aus einem dieser Gräber der indianischen Moral heraus, hielten mein Thier an und streckten ihre Chicha-Schalen zu mir empor, mich zum Willkommentrunk einladend. Als ich ihnen Genüge gethan, schüttelten sie mir der Reihe nach die Hand zum Abschied. Lange noch hallte mir ihr trunkenes „Adiooos, patron", nach, als ich meinen Weg fortsetzte.

Von Chichicastenango steigt die Strasse in das Gebirge empor, welches sich zwischen Tecpam und Totonicapam hinzieht und in dessen Mitte mein nächstes Reiseziel, die Aldea Los Encuentros, gelegen war. Während ich zu Fuss in die Tiefe einer Barranca niederstieg, durch welche die Strasse führt, gesellte sich mir ein zwölfjähriger Cakchiquel-Junge bei, der denselben Weg zu gehen hatte. Die Unterhaltung mit diesem aufgeweckten Knaben, dessen ganz auffallend grosse und schöne Augen so treuherzig in die Welt blickten, verkürzte mir die langweilige Kletterei durch die tiefe Bergschlucht. Ich theilte mein Frühstück mit ihm und während er ass, erzählte er mir, dass er aus der Gegend zwischen Chuchuben und Sololá komme und nach Chuvilá gegangen sei, um „Arznei" für seinen Vater zu holen, der plötzlich erkrankte. Die „Arznei" aber bestand in einer Flasche Aguardiente, um derentwillen der alte Säufer seinen Jungen einen Weg von zwanzig Wegstunden in zwei Tagen machen liess. Gar zu gern hätte ich den harmlos plaudernden Knaben mit mir nach Europa genommen und versucht, etwas Ordentliches aus ihm zu machen. Aber die schwere Verantwortlichkeit, welche ein solches Ueberpflanzen dieser

jungen Menschenseele auf einen fremden Boden nach sich zog, liess mich von der Versuchung abstehen, mit ihm nach Hause zu reiten und mit seinem Vater zu unterhandeln. Ob er durch die grössere Gelehrsamkeit, die er in Europa vielleicht erworben hätte, glücklicher geworden wäre, denn als unwissender Mozo in seinen Heimatbergen, war eben doch höchst zweifelhaft. Bei Los Encuentros trennten sich unsere Wege für immer.

Als ich das mir von frühern Reisen wohlbekannte Karavanserai von Chuchuben erreicht hatte, fand ich, dass dasselbe sich seit meiner letzten Anwesenheit mächtig vervollkommnet hatte und ordentlicher aussah, ein Zeichen, dass sein Besitzer auf dieser luftigen Höhe ganz leidliche Geschäfte machte. Gegen Abend trafen kleine Abtheilungen von Indianern ein, um ebenfalls hier zu übernachten. Es waren Männer in der Tracht von Chichicastenango, dieselben, die ich vormittags so total betrunken in den Gassen des Dorfes getroffen hatte. Sie erzählten mir, dass ihr Dorf durch allerhöchsten Befehl verpflichtet worden sei, zweihundert Mann für vierzehn Tage nach Retaluleu hinabzuschicken, um an der Eisenbahn nach Champerico zu arbeiten. Am Morgen hatten sie in üblicher Weise durch Chicha-Libationen den Abschied von Weib und Kindern gefeiert. Der achtstündige Marsch von Chichicastenango herauf hatte sie indessen wieder vollständig nüchtern gemacht. Fröhlich und guter Dinge zündeten sie die Feuer an, an denen sie zu fünf oder sechs Mann ihr einfaches Abendessen bereiteten. Das frische Quellwasser von Chuchuben, dem sie fleissig zusprachen, vertilgte die letzten Spuren der Chicha aus ihren Gesichtern. Die Mehrzahl dieser zweihundert Indianer, unter denen eine Anzahl dreizehn- oder vierzehnjähriger Knaben sich befanden, waren intelligente, theilweise sehr schöne Köpfe. Chichicastenango liegt in einer Höhe von über 2000 m in gesunder, malariafreier Tierra fria. Mancher, der damals fröhlich

plaudernd mit seinen Kameraden am Feuer sass, mag sein Pueblo nicht wieder erblickt haben, sondern der ungesunden Erdarbeit in dem heissfeuchten mörderischen Klima von Champerico zum Opfer gefallen sein. Das ist der Kampf ums Dasein. Wenn wir jeden Kilometer Eisenbahn, um den überseeische Länder ihr Bahnnetz vergrössern, als eine neue Staffel auf der Stufenleiter der Culturentwickelung begrüssen, so denken wir gewöhnlich nicht an die Menschenleben, welche zumeist die autochthone Bevölkerung den Interessen der fremden Machthaber hat bringen müssen, ohne selbst dabei irgendeinen wirklichen Vortheil zu erringen. Denn das „Gewöhnen an neue Bedürfnisse“, welches die Kaufleute als die erste Grundlage für die werdende „Gesittung“ andersfarbiger Völker darstellen möchten, wird ein denkender Nicht-Kaufmann nimmermehr als einen Vortheil für jene Völker gelten lassen. Das Aussterben der Naturvölker, welche an die „neuen Bedürfnisse“ gewöhnt worden sind, spricht zu laut und zu deutlich gegen eine derartige Auffassung. Indessen wäre es unnütz, hierüber viele philanthropische Reflexionen anstellen zu wollen. Die Zeit geht ihren Gang, die Völker prallen aufeinander, und der Starke besiegt den Schwachen in jeder Form und Weise.

Die Rückreise von Chuchuben nach der Hauptstadt bot nichts Bemerkenswerthes. Die zweihundert indianischen „Eisenbahnarbeiter“ schnarchten noch, ihre langen Chamarras über die Köpfe gezogen, im tiefen Morgenschlummer, als ich früh um 4 Uhr in den nasskalten Nebel hinausritt, der um die Berge von Chuchuben hing. Langschwänzige Dämmerungsfalter der Gattung *Urania* flatterten von Zeit zu Zeit schwerfällig über den Weg.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Seltsame Strassenalleen in der Hauptstadt. — Fortsetzung der neuern Geschichte von Guatemala. — Der Ex-Minister Don Lorenzo Montúfar. — Der neue Grenzvertrag mit Mexico. — Empfang des Präsidenten Barrios in seiner Hauptstadt. — Die Wiederaufrichtung der centralamerikanischen Conföderation.

Ich traute meinen Augen kaum, als ich, mit der Post von Antigua kommend, in die holperigen Strassen der Hauptstadt einfuhr. Zu beiden Seiten der Strassen war das Pflaster aufgerissen und eine seltsame Allee von lebenden Pflanzen erquickte jetzt das Auge da, wo früher nichts als die kahlen, monotonen Façaden der Häuser zu sehen war. Neben einem zwölf Fuss hohen Oleander stand ein sechszölliger Zwerg von Cypresse, ihm folgte ein Naranjo, in dessen dunkelm Laub späterhin die „Goldorangen glüh'n" sollten. An den Orangenbaum reihte sich in ein paar Varas Distanz ein Rosenbäumchen, dessen Blätter und Knospen im Sonnenbrand bereits das Zeitliche gesegnet hatten. So ging es durch alle Strassen, vor dem einen Haus Cypressen, vor einem andern Orangen, Myrten und Oleander, vor einem dritten wieder andere Gewächse. Nachdem ich mich von dem unbändigen Gelächter, welches mir diese wunderbare Decoration der Stadt erregte, soweit wieder erholt hatte, dass ich jemand nach dem Grunde dieser Neuerung

befragen konnte, erfuhr ich, dass der Präsident Barrios bei seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten geäussert habe, vor allem hätten ihm in den dortigen Städten die schattigen schönen Alleen und Parkanlagen gefallen. Während er nun auf einige Tage aus der Hauptstadt abwesend war, wurde vom Ministerium ein Befehl an die Hausbesitzer erlassen, wonach sie binnen wenigen Tagen die Strassenseite längs ihrer Häuser mit Bäumen zu bepflanzen hatten, um mit diesen Alleen à la Norte-Americana den Präsidenten bei seiner Rückkehr zu überraschen. Da Gefahr im Verzuge war, liessen die erstaunten Hausbesitzer eilends die genannten Gewächse in ihren Fincas und Potreros ausreissen und in die ausgedörrte Erde der Strassen verpflanzen. Sie schämten sich zwar dieser Zwangsgärtnerei nicht wenig und meinten: „Ahora dirán los extranjeros que vivimos en el monte.“[1] Was Barrios zu dieser artig ausgedachten Ueberraschung sagte, erfuhr ich leider nicht mehr, da ich vor seiner Rückkehr abreiste.

Wir haben die Geschichte Guatemalas im Jahre 1880 verlassen und müssen noch einige ergänzende Bemerkungen nachtragen. Im Jahre 1882 nahm Barrios einen einjährigen Urlaub, um die Vereinigten Staaten und Europa zu besuchen. Derselbe wurde ihm nicht nur gewährt, sondern ihm auch die Landeskasse zur Bestreitung der für ein standesgemässes Auftreten für ihn und seine Frau nothwendigen Auslagen angewiesen. Barrios hat diesen Credit ausgiebig benutzt und die Staatsschuld in jener Zeit nicht wenig erhöht. Er reiste über Izabal und Belize nach New-Orleans. Den Hintergrund dieser Reise bildete die Ratificirung eines Vertrags mit der Nachbarrepublik Mexico über gewisse beiderseitige Gebietsabtretungen und Grenzregulirungen, die seit der Unabhängigkeit streitig geblieben waren.

---

[1] „Jetzt werden die Fremden sagen, dass wir in einer Wildniss wohnen.“

Zur alten Capitanería general von Guatemala hatten auch Chiapas und Soconusco gehört, welche gegenwärtig mexicanisches Gebiet sind. Chiapas trat gleich nach der Losreissung Guatemalas von Spanien dem Staate Mexico bei, dessen Geschicke es seither getheilt hat. Soconusco wurde im Jahre 1842 vom General Santa Ana besetzt und für Mexico annectirt. Von Zeit zu Zeit aber wurden in Guatemala Stimmen laut, welche das Hoheitsrecht Mexicos über Soconusco nicht anerkennen und die verlorene Provinz zurückverlangen, eventuell zurückerobern wollten. Als in letzter Zeit diese Grenzstreitigkeiten besonders lebhaft geworden waren, wurde auf die Nachricht hin, dass mexicanisches Militär im Peten die guatemaltekische Grenze übertreten habe, eilends ein Truppencorps nach dem Peten detachirt, und man erwog in Guatemala offen die Eventualität eines Kriegs mit Mexico. Barrios aber wollte keinen Krieg mit der mächtigen Nachbarrepublik, deren Regierung ihm, wie er wohl wusste, ohnehin nicht hold war, sondern zog vor, den Streit auf diplomatischem Wege zu schlichten. Er schickte seinen Minister des Auswärtigen, Don Lorenzo Montúfar, der als Verfasser der „Reseña histórica“ von der liberalen Partei als eine der höchsten Geisteszierden von Guatemala besungen worden war, als ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister nach Washington, um durch Vermittelung der nordamerikanischen Regierung mit dem mexicanischen Minister Romero zu verhandeln. Sei es, dass Montúfar die Verhandlungen nicht im Sinne von Barrios betrieb, sei es aus einer Reihe anderer Gründe, kurz letzterer begab sich selbst nach Washington und behandelte seinen Minister und einstigen Günstling so unglimpflich, dass dieser seine Entlassung nahm. Fortan war er für die Satellitenschar von Barrios moralisch todt, und wo sein Name noch genannt wurde, hiess es stets: „El apóstata Doctor Montúfar“. Sein Thun ward in einer jener schweifwedelnden Lob-

hudeleien, mit welchen die Säbelrassler der herrschenden Partei ihren gefürchteten Chef bei jeder Gelegenheit in der Tagespresse verherrlichten, „la maquiavélica traicion del infame Doctor“ [1] genannt. Das war das Schicksal eines Mannes, der im Jahre 1878 sein Werk „Reseña histórica“ dem Präsidenten Barrios gewidmet hatte. In der einleitenden Widmungsepistel sagt Montúfar wörtlich von Barrios: „Sie haben bis heute eine neue Aera des Fortschritts aufrecht erhalten. Ich sage nicht mehr: jedes Wort aus meiner Feder oder meinem Munde würde als niedrige Schmeichelei (vil adulacion) ausgelegt werden. Die Umstände gebieten mir Schweigen. Ich beschränke mich daher auf dieses einzige Ereigniss [2], welches niemand zu leugnen die Frechheit haben wird, da es offenkundig vor Guatemala, Centralamerika und der ganzen Welt dasteht, und ich erkühne mich, Ihnen diese «Reseña» zu widmen.“ Das war am 30. September 1878. Am 8. August 1882 schrieb derselbe Montúfar von New-York aus an seinen Collegen, den Minister Barrundia: „Das Maass meiner Leiden war voll. Als der General Barrios hierherkam, reiste ich ihm bis Pittsburg entgegen, und auf meiner Rückreise mit ihm wollte er mir seine Ansichten als Alleinherrscher aufzwingen und behandelte mich wie einen Hund (tratándome como á un perro). Trotzdem ging ich nach Washington, stellte ihn der (nordamerikanischen) Regierung vor und that für ihn, was ich konnte. Er fuhr fort, mich zu behandeln, als wäre er eine unfehlbare Gottheit und ich ein elender Bettler.“ Wie von einem Manne, der in Eines Glückes Schiff mit Barrios gestiegen war und ihn bei günstiger Gelegenheit zu ersetzen hoffte, zu erwarten stand, sagte sich Barrundia in seiner Antwort auf Montúfar's Brief von ihm los und sparte die Fusstritte nicht, womit er den in

[1] „Der macchiavelli'sche Verrath des schändlichen Doctors.“
[2] Nämlich den Sturz des servilen Regiments durch Barrios.

Ungnade gefallenen Minister tractirte. Montúfar ging nach Costarica, wo er vor Barrios sicher war, und hat ohne Zweifel alles aufgeboten, um Barrios und seine Projecte bei der Regierung von Costarica misliebig zu machen.

Barrios schloss mittlerweile am 12. August 1882 in New-York einen Vertrag mit dem Vertreter Mexicos, dem Minister Romero, ab, wonach Guatemala für alle Zukunft auf sämmtliche Ansprüche auf Chiapas und Soconusco sowie auf jede Entschädigung für deren einstige Abtretung verzichtet. Die Grenzen, welche künftighin Mexico und Guatemala in jener Gegend trennen sollten, wurden einstweilen, mit Rücksicht auf den Mangel genauerer geographischer Daten über dieses Grenzgebiet, schwebend gelassen. Sie sollten späterhin auf Grund der Arbeiten von Commissionen, welche zur Vermessung und topographischen Aufnahme in jene Gebiete entsendet würden, endgültig bestimmt werden. Im ganzen fiel ein winziges Stück von Soconusco an Guatemala, welches dafür ein Stück von etwa 300 Quadratleguas Land an Mexico verlor. Allerdings lagen nur drei indianische Dörfer, nämlich Amatenango, Mazapa und San Francisco Motocinta, auf diesem Gebiete, das grösstentheils Waldland ist. Dennoch erschien die neue Acquisition dem mexicanischen Minister so wichtig, dass er darüber nach Mexico telegraphirte: „Noch weiss man in Mexico gar nicht im vollen Umfange zu würdigen, was alles erreicht worden ist“ (Todavía no se comprende bien en México todo lo que se ha hecho).

Die allgemeinen Umrisse der erst noch zu vermessenden Grenze sind folgende: Die neue Grenze beginnt an der Barre des Rio Suchiate an der Südsee, folgt diesem Fluss aufwärts und verfolgt die Richtung nach dem Vulkan Tacaná bis zu einem Punkte, der „Garita de Talquian“ heisst, in unmittelbarer Nähe vom Vulkan an dessen Südostabhang. Von da geht die Grenze über den Gipfel des Tacaná nach

einem westlich davon gelegenen Berg, dem „Cerro de Buena Vista" oder der „Cumbre de Chiquihuil". Von hier führt sie in gerader Linie nordöstlich nach dem „Cerro Ixbul", von diesem ostwärts nach dem Thal des Rio Chixoy, der dann bis ins Peten hinein die Grenzlinie bildet. Diese neuen Grenzbestimmungen wurden in Guatemala vor dem Publikum lange geheim gehalten und nur der Gefälligkeit des damaligen englischen Ministerresidenten, Herrn F. R. St. John, und eines mir befreundeten Mitgliedes der künftigen Vermessungscommission verdankte ich die Kenntniss darüber.

Im ganzen lag eine endgültige Entscheidung der leidigen Grenzfrage durchaus im Interesse Guatemalas, welches allein zu schwach war, um mit dem mächtigern nördlichen Nachbar einen andern als einen friedlichen Austrag der alten Streitigkeiten zu wagen. Dagegen verfolgte Barrios dabei wol noch andere Zwecke. Wenn er sich gegenüber Mexico so ausserordentlich willfährig zeigte und ohne entsprechendes, sichtbares Aequivalent ein schönes Stück Land an dasselbe abtrat, so hoffte er wol, dieses Aequivalent darin zu finden, dass Mexico ihn aus Dankbarkeit an der Ausführung anderer Projecte nicht hindern sollte, an denen ihm mehr lag als an jenen Urwäldern.

Im November 1882 kehrte Barrios über San Francisco nach Guatemala zurück. Er wurde mit all den Zeichen der kriechendsten Unterwürfigkeit von seinem Volke empfangen, welche Furcht, Feigheit und gemeiner Eigennutz gewissen Menschen in kritischen Momenten eingeben. Vom Hafen von San José bis zur Hauptstadt war sein Weg mit Triumphbogen geschmückt, selbst die verschiedenen Nationalitäten der Fremden hatten solche in der Calle real errichtet. Die Schar seiner Satelliten erwartete ihn im Hafen. Der Purser des Dampfers, auf dem er kam, fragte den Präsidenten, wer denn die vielen Leute wären, welche den Landungssteg erfüllten. Barrios gab die für seine Landsleute wenig

schmeichelhafte Antwort: „Son unos hijos de puta que no quieren trabajar.“ [1] Dem offenen Wagen, in welchem der Satrap in seine Residenz einfuhr, folgte eine dichtgedrängte Schar von Reitern auf staub- und schweissbedeckten Pferden, diesen eine endlose Reihe von Wagen mit seinen Getreuen. Wer die Verhältnisse des Landes genauer kannte, musste sich wundern, dass nicht von irgendwoher ein meuchlerischer Schuss fiel und dieser Glorie jählings ein Ende machte; wer sie nicht kannte, konnte in diesem Einzug blos ein begeistertes Volk erblicken, das den geliebten Monarchen nach langer Abwesenheit wieder freudig empfängt. Es fiel kein Schuss; vielmehr wurde die Stadt illuminirt, Tausende von Thalern in blendendem Feuerwerk in die Luft gejagt; die Deputationen und Serenatas nahmen kein Ende.

Barrios, der beim Empfang ihm misliebiger Personen bis zur Grobheit brüsk sein konnte, und z. B. dem englischen Ministerresidenten einst bei einer Audienz den Rücken zukehrte und am Fenster zu trommeln begann, weil dieser einen in England verlangten Mehrcredit hintertrieben hatte, liebte derartige Kundgebungen nicht blos, sondern er forderte sie. Wenn er auf Reisen ging, blieb die gewählte Route sowie die Zeit des jeweiligen Eintreffens in einem Orte unbekannt; den Telegraphisten war verboten, hierüber Auskunft zu geben. Wehe aber dem Naiven, dem es nicht doch gelang, das Nöthige zu erfahren, um dem Alleinherrscher entgegenzugehen, und wehe dem Saumseligen, der es müde wurde, die dringendste Arbeit liegen zu lassen, und Tag für Tag frühmorgens ein paar Leguas dem Gefürchteten entgegenzureiten, bis er endlich kam. Ich habe gesehen, dass die ersten Bürger von Retaluleu dieses Manöver während acht Tagen fortsetzten, bis es ihnen gelang, des Präsidenten habhaft zu werden. Leute, deren Haare bereits zu grauen begannen, tranken sich da-

[1] „Es sind Hurenbuben, die nicht arbeiten wollen.“

mals erst den nöthigen Muth an, um pflichtgemäss vor dem Gewaltigen zu erscheinen, den sie mit den Thränen des Rausches ihrer unverbrüchlichen Treue versicherten und ihn baten, sie zu tödten, wenn er nur im geringsten an derselben zweifelte. Und doch entlud sich damals ein schweres Gewitter der Ungnade über dem armen Städtchen; Schmähungen und Drohungen waren der Lohn für alle diese rührenden Demonstrationen. Wehe insbesondere auch dem Geistlichen, der es unterliess, von weither nach den Durchgangsstationen zu kommen, um den Präsidenten seiner Ergebenheit zu versichern. Keine Entschuldigung galt, unter Schimpfreden und Drohungen wurde der Unglückliche entlassen und konnte von Glück sagen, wenn er nicht die allerhöchste Reitpeitsche ins Gesicht gehauen bekam. Durch diese Mittel gelang es Barrios, sich zwölf Jahre lang in einem Lande zu behaupten, in welchem er kaum einen Drittheil der Bewohner als zu seiner Partei gehörig, und noch viel wenigere seiner Person ergeben wusste. Er war ein tiefer Menschenkenner und rein unbegreiflich ist daher das wahnsinnige Unterfangen, das er neuestens (März 1885) in Scene setzen wollte und welches ihm, nachdem er mehrern Mordversuchen glücklich entronnen war, auf ruhmlose Weise das Leben kostete.

Dieses Unterfangen war, wie bereits erwähnt, die Wiedervereinigung der fünf centralamerikanischen Republiken zu einem Bundesstaate unter der Hegemonie von Guatemala. Seit langen Jahren hatte Barrios beharrlich auf dieses Ziel hingearbeitet. Indem er aber dabei sein Vaterland und vor allem sich selbst in den Vordergrund seiner Pläne stellte, musste er an selbstgeschaffener Klippe scheitern.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass unter einer starken, energischen und patriotischen Centralregierung die Vereinigung der fünf jetzt, wenigstens nominell, autonomen Republiken, welche sich seit ihrer Unabhängigkeit von Spanien

alle Jahrzehnte ein paarmal blutig in den Haaren lagen, zu einem Bundesstaat für Mittelamerika ein Glück zu nennen wäre, da sie in mancher Hinsicht gemeinsam viele ihrer Interessen dem Auslande gegenüber wirksamer zu vertreten im Stande wären, als dies die Republiken einzeln zu thun vermögen. Es muss auch ferner natürlich erscheinen, dass Guatemala, welches an Flächenraum blos von Nicaragua übertroffen wird und an Bevölkerung allen übrigen Republiken zusammengenommen beinahe gleichkommt, in diesem projectirten Bundesstaat eine gewisse Präponderanz als Sitz der Centralregierung beanspruchen kann. Nun erfreute sich aber weder Guatemala als Staat, noch Barrios als Person bei den übrigen Republiken der nöthigen Sympathien, um sie zur Anerkennung dieser Präponderanz zu bewegen, und die Schritte, die Barrios auf diplomatischem Wege durch Berufung von Conferenzen der Vertreter sämmtlicher Republiken zu thun versuchte, blieben erfolglos. Die letzte dieser Conferenzen wurde sogar, ausser von Guatemala, von keiner andern Republik beschickt.

Barrios hatte in einem besondern Artikel der Constitution von 1879 die Eventualität der Bildung eines Bundesstaats vorsehen lassen. Er hatte ferner an die Spitze der ihm am meisten zugänglichen Nachbarrepubliken Honduras und Salvador Leute gesetzt, die er nach seinen Zwecken lenken zu können glaubte. Allein hierin verrechnete er sich. Der Präsident von Honduras, Don Márco Aurelio Soto, trat, nachdem er während sechs Jahren das Land ausgesogen und sich ein sehr unabhängiges Vermögen erworben hatte, eine Reise nach San Francisco an. Er hatte nicht nur sein sämmtliches Vermögen flüssig gemacht, sondern sich noch von Staats wegen alles disponible Geld zu dieser Reise anweisen lassen. In San Francisco angekommen, erklärte er, dass er nun nicht mehr nach der Pfeife von Barrios tanzen und nicht mehr nach Honduras zurückkehren wolle, sondern in Californien bleiben und

sich der Staatsleitung von Honduras gänzlich begeben werde, zu welcher er ohnehin nie durch persönlichen Ehrgeiz gelangt sei. Da Barrios ihm nicht mehr anders beikommen konnte, schrieb er seinem einstigen Freund und Schützling einen groben Brief, welcher für das gegenseitige Verhältniss beider und die Rolle, welche Soto in der Hand von Barrios spielte, sehr charakteristisch ist. Letzterer hatte eine totale Null an die Spitze von Honduras stellen wollen, nun hatte er über das Ziel hinausgeschossen, indem Soto nicht einmal den für diese Scheinrolle nöthigen politischen Ehrgeiz besass und ruhig auf dieselbe verzichtete, um dem Genusse seines Vermögens zu leben. „Ich glaubte nicht", sagt Barrios in seinem Brief an Soto, „dass Sie mir von Schwierigkeiten und Opfern Ihrerseits bei der Uebernahme und Ausübung der Präsidentschaft von Honduras sprechen würden. Sicherlich ist es kein grosses Opfer, von heute auf morgen zum Präsidenten gemacht und auf den Sessel der Regierung gesetzt zu werden, wie Sie es wurden, ohne dass Sie Ihrerseits irgendetwas hierfür gethan oder sich irgendwelcher Gefahr ausgesetzt hatten. Es ist kein grosses Opfer und hat keine besondern Schwierigkeiten, eine Präsidentschaft zu führen, wenn man von zwei vergleichsweise starken Regierungen aufrecht erhalten und unterstützt wird, welche dem Präsidenten Geld, Waffen, Truppen und sogar den Draht für die Telegraphen geben, ihm jede Art von Hülfe gewähren und beständig für ihn sorgen, ihn stützen und jeden Anschlag auf ihn zu nichte machen. Es ist kein grosses Opfer und nicht sehr schwierig, ein Leben des Genusses zu führen, ohne sich um irgendetwas kümmern zu müssen, ohne sich selbst die Mühe zu nehmen, eine Reise durch das Land zu thun, das man regiert, und blos die Tage im Aufhäufen allen Geldes zu verbringen, welches das Land aufbringen kann, bis man die Staatskasse gänzlich erschöpft, das Volk ruinirt und alle geschädigt und arm ge-

macht hat." Das schlimmste an diesem schneidigen Briefe ist der Umstand, dass Barrios sich im vollkommenen Rechte befindet und in seiner Schilderung der Verwaltung Soto's durchaus nicht übertreibt, der zudem bereits zu einer Zeit, wo er Barrios noch Treue heuchelte, gegen denselben intriguirte. So hatte Honduras von Guatemala eine beträchtliche Anzahl von Gewehren „gekauft", d. h. vorgeschossen bekommen, Soto aber liess dieselben heimlich an die Bewohner der Grenzlinie seines Landes gegen Guatemala hin vertheilen, um dergestalt für die Eventualität einer Invasion von dieser Seite her gerüstet zu sein.

Nicht viel mehr Freude erlebte Barrios an dem Dr. jur. Rafael Zaldívar, dem Präsidenten von Salvador, der ebenfalls seine Stellung Barrios zu verdanken hatte, dabei aber weit ehrgeiziger und weniger lenksam war, als Soto es gewesen. Noch bei der Einweihung der Eisenbahn von San José nach der Hauptstadt (19. Juni 1880) waren die drei Kumpane Barrios, Soto und Zaldívar fröhlich beisammen gewesen, hatten sich ewige Brüderschaft zugetrunken und der Tesorería nacional von Guatemala schwer zur Ader gelassen. Aber auch Zaldívar begann bald heimlich gegen Barrios zu operiren, obwol er denselben fortwährend seiner Ergebenheit und thätigen Mitwirkung zum grossen Werke der Wiedervereinigung der fünf Republiken versicherte. Heute (April 1885), kaum fünf Jahre nach jenem denkwürdigen Banket, hat er sich offen gegen seinen Brotherrn aufgelehnt und ist bereit, mit den Waffen in der Hand in das gastfreie Nachbarland einzufallen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Soldat Barrios selbst als Charakter hoch über den beiden Doctores juris Soto und Zaldívar steht, trotz der fatalen Dinge, die ihm hier und da passirten.

War auf diese Weise der Gedanke der „Union Centro-Americana" unter der Hegemonie von Barrios schon in den Nachbarrepubliken Honduras und Salvador, die er seine

starke Hand wiederholt hatte fühlen lassen, auf ein unfruchtbares Erdreich gefallen, so war dieselbe noch viel unpopulärer in Nicaragua und Costarica, die beide dem unmittelbaren Einfluss von Barrios entzogen waren. Ohne Zweifel gibt es in allen centralamerikanischen Freistaaten eine Anzahl von Patrioten, welche bereit wären, dem alten Parteihader und persönlichen Rachegelüsten zu entsagen, um der Zersplitterung ein Ende zu machen und die Union wieder aufzurichten. Aber Barrios wäre nicht der Mann gewesen, den selbst die Patrioten an der Spitze der Union hätten dulden wollen; es war also, solange er nach diesem Ziele strebte, keine Aussicht auf dessen Verwirklichung auf friedlichem Wege. So stand die Frage der Conföderation der mittel-amerikanischen Freistaaten zur Zeit meiner definitiven Abreise von Guatemala.[1]

[1] Seit Obiges niedergeschrieben wurde, hat die Frage der Wiederaufrichtung der alten Conföderation bereits ihr Ende, wenigstens für einmal wieder, erreicht. Vergl. hierüber das Schlusskapitel.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Abreise von Guatemala nach Izabal. — Ein Obsidian-Lager. — Guastatoya. — Leuchtende Raupe. — Chimalapa, Zacapa, Gualan. — La Iguana. — Der Rio Motagua. — Die Ruinen von Quiriguá. — Entvölkerung der Küstengegenden an der Bai von Honduras. — Ihre Ursachen. — Die Sierra del Mico. — Izabal. — Die Mineralreichthümer von Guatemala. — Die Expedition von Cortes über den See von Izabal.

Da es schon Ende Mai war, verzichtete ich auf einen Besuch bei den Tzutuhiles am See von Atitlan, sowie auf die Tour nach den nicht der Maya-Familie angehörigen Sprachgebieten des südlichen Guatemala, um dafür die Rückreise über den See von Izabal zu machen, bevor die Regenzeit vollständig eingesetzt hatte.

Die Distanz von der Hauptstadt nach Izabal beträgt 72 Leguas und kann, wenn man allein und ohne viel Gepäck reist, in fünf Tagen zurückgelegt werden.

Ich ritt in Begleitung meiner Frau am 29. Mai von Guatemala weg. Einen Theil unsers Gepäcks und die Sammlungen hatten wir über San José nach New-York gesandt, einen andern Theil, worunter alle Manuscripte, nahmen wir selbst mit. Fünf Lastmaulthiere trugen das Gepäck; für ihre Bedienung hatte ich zwei Arrieros gemiethet, während ich mir meinen frühern Reisebegleiter Pancho von seinem Herrn auch für diese Reise erbeten hatte, um für

unsere persönliche Bedienung zu sorgen. Ich bezahlte ihn, wie früher, auf der Basis von 8 Pesos per Monat, während ich dem Arriero für fünf Lastthiere und drei Reitthiere für diese Reise 125 Pesos zu entrichten hatte, wofür er sich, seinen Gehülfen und seine Thiere selbst beköstigen musste. Da ich aber bald sah, dass er seinen ohnehin ausgemergelten Maulthieren, deren Rücken in mitleiderregender Weise wundgedrückt waren, beinahe nichts zu fressen gab, so kaufte ich für dieselben jeden Abend Futter und Mais auf eigene Rechnung, um nicht etwa durch Uebermüdung der entkräfteten Thiere in unliebsamer Weise an der Fortsetzung der Reise gehindert zu werden. Mit der unbedeutenden Mehrauslage von 12 oder 14 Pesos sicherte ich mir dergestalt den ungestörten Fortgang der Reise.

Wir ritten ostwärts über einen Bergzug, von dessen Höhe wir einen letzten Blick auf den ungeheuern Llano von Guatemala und die blendendweiss in der Morgensonne erglänzenden Kirchen und Kuppeln der Hauptstadt warfen. Dann ging die Reise über welliges Land bergauf und bergab, bald durch Fichtenwald, bald über buschige Weiden, ohne dass sich hierüber viel sagen liesse. Eine Stelle des Weges in der Nähe der Aldea San José fiel mir durch die gewaltige Menge von rohem Obsidian auf, welcher im Bette des Weges und im Erdreich zu beiden Seiten desselben weitumher vorhanden war.

Es hatte mich immer gewundert, woher die alten Indianer eigentlich die ungeheuern Massen von Obsidian bezogen, dessen sie zur Herstellung ihrer leicht zerbrechlichen Pfeilspitzen und der schwertähnlichen Waffen bedurften, deren Kanten ebenfalls mit Reihen spitziger und schneidender Obsidianstücke besetzt waren. Hier fand ich nun eine solche Stelle, wo eine Unmenge von Obsidianklumpen, deren grösste fast einen Fuss im Durchmesser hatten, leicht zugänglich beisammen lag. Vielleicht waren sie durch den hier

fliessenden Wildbach während mancher Regenzeit in der kleinen Thalmulde zusammengebracht, vielleicht war auch locker darübergeschichtetes vulkanisches Auswurfsmaterial von der obsidianführenden Erdschicht abgeschwemmt worden.

Man findet nicht gar selten heutzutage noch da und dort die länglichen Steinkerne, von welchen die Obsidianlamellen heruntergeschlagen wurden, woraus man die Pfeilspitzen verfertigte. Es sind prismatische Körper von 7—14 Centimeter Länge, deren eines Ende eine senkrecht zur Längsachse gestellte Fläche trägt, während das andere in eine stumpfrundliche Spitze ausläuft. Die Seiten des Prismas sind von zwölf oder mehr etwas concaven, durch Längskanten getrennten Längsfeldern von wechselnder Breite eingenommen. Die Art und Weise, wie die Obsidianlamellen von diesen Steinprismen gewonnen wurden, ist leicht experimentell nachzuahmen. Wenn man nämlich einen solchen Kern auf seine stumpfe Spitze stellt und auf seine obere Endfläche einen scharfkantigen Gegenstand, etwa eine Eisenlamelle so aufsetzt, dass ihre Ebene parallel zu derjenigen eines Seitenfeldes zu stehen kommt, so bedarf es nur einiger elastisch geführter Schläge mit einem Hammer, um eine dünne Obsidianplatte abzusprengen, welche die ganze Länge des Kerns umfasst. Mit einer Obsidianklinge, die ich auf die geschilderte Weise herstellte, war ich im Stande, ohne weitere Vorbereitung derselben einen groben Bleistift zu spitzen, wobei die Schärfe der Klinge nicht beeinträchtigt wurde. Ebenso gelingt es damit, aus Cedernholz eine jener Hieroglyphen herauszuschnitzen, welche die Denkmäler der Mayas in Holz und Stein aufweisen. Immerhin aber ist der Obsidian ein so sprödes Mineral, dass er zur Herstellung jener Hieroglyphentafeln aus dem Holz des Zapotebaumes, welche Dr. Bernoulli aus den Ruinen von Tikal zurückgebracht hat, kaum ausreichend war; noch viel weniger jedenfalls zur Bearbeitung von Steinmaterial. Ich

habe übrigens aus Guatemala keine so prachtvollen Obsidiankerne gesehen, wie solche aus Mexico in den Sammlungen vorhanden sind.

In der Ranchería San José verbrachten wir die heissen Mittagsstunden. Durch einen kleinen Unfall zog ich mir daselbst eine Luxation des rechten Oberarmes zu, den ich zwar sofort wieder einrenkte, aber wodurch ich doch im weitern Verlauf der Reise vielfach im freien Gebrauch des rechten Armes gehindert wurde, namentlich beim Aufsitzen auf mein Reitthier. Gegen 4 Uhr kamen wir endlich an eine scheussliche Cuesta, welche über spitziges Kalkgestein mehr als eine Stunde jäh in die Tiefe führt. Es schien mir nicht rathsam, meine Frau, die zudem ein Pferd ritt, diese Cuesta im Sattel passiren zu lassen. Wir stiegen ab und machten den Weg zu Fuss, was bei der glühenden, trockenen Hitze ein bitteres Stück Arbeit war. Der Abhang, welchen man mühselig herunterklettert, ist über 500 Meter hoch. Am Fusse dieser Wand liegen ein paar Ranchos, „El Puente", wo wir die Nacht zuzubringen hatten. Die daselbst wohnenden Leute waren unfreundlich und ungefällig. Sie gestatteten uns nur ungern, die Feldbetten unter dem Vordache des Hauses aufzuschlagen, wo wir eine vor Hitze, rasendem Kopfschmerz und Ungeziefer schlaflose Nacht durchwachten. Das abscheuliche Loch „El Puente" liegt blos 535 m über dem Meere und die Hitze, welche die sonnendurchglühten Felswände nachts ausstrahlten, war ganz erstickend. Für unsere Thiere bekamen wir hier kaum genug trockenen Rastrojo als Futter.

Sobald thunlich, setzten wir unsere Reise am folgenden Morgen fort. Wir waren nicht wenig erstaunt, als wir nach ein paar Leguas Weges auf dem kleinen Plateau, auf welchem die Aldea „La Sabaneta" liegt, daselbst einen neuen, gedeckten kühlen Schuppen fanden, unter welchem wir trefflich die Nacht hätten zubringen können, wenn wir tags zuvor ein

paar Stunden früher von der Hauptstadt abgereist wären. Ein langer Tagesritt über theils hügeliges, theils ebenes, spärlich bewachsenes Land brachte uns nach Guastatoya, einem in weiter Thalmulde liegenden Indianerdorf.

Guastatoya hat blos 430 m Meereshöhe und ist dem entsprechend heiss. Ein dunkles Kämmerchen, aus dem wir erst einige stinkende Rinderhäute entfernen mussten, diente meiner Frau und mir als Schlafgemach, nachdem wir dasselbe durch einen vorgehängten Shawl nothdürftig von dem Schlafraum der zahlreichen Hausbewohner getrennt hatten. Immerhin waren wir besser daran als in „El Puente"; auch die Wirthsleute waren freundlicher. Ich erfuhr daselbst, dass im benachbarten San Cristóbal Acasaguastlan keine Indianersprache mehr geredet werde. Dies war mir von besonderm Interesse, weil Juarros für jenes Dorf angibt, dass dort die Alagüilac-Sprache zu Hause sei, von welcher ausser ihrem Namen nichts bekannt ist.

Der Wirth, der mich abends über die Merkwürdigkeiten von Guastatoya unterhielt, zeigte mir etwas, das mir in der That neu war, nämlich eine leuchtende Schmetterlingsraupe. Er hatte das etwas über einen Zoll lange Thier beim Graben in der Erde gefunden. Leider erlaubte er mir nicht, dasselbe genauer zu untersuchen; nach dem, was ich durch das Glas, in welchem es gefangen sass, bei seinem eigenen Lichte sehen konnte, war es eine Sesien- oder Eulenraupe. Der ganze Körper leuchtete mit Ausnahme des dunkelbraunen Kopfes; das intensivste Licht aber strahlte das Halsschild aus, welches sich durch sein grünliches, helles Licht scharf vom übrigen Körper abhob. Der Mann behandelte seinen Fund, den „gusano que da luz", wie einen Diamanten, denn er hatte noch nie etwas Aehnliches gesehen, obwol ihm die vielen Leuchtkäferarten des Landes natürlich bekannt waren. Ich hingegen hatte in Retaluleu ein paar langgestreckte walzenförmige Käferlarven von Bernsteinfarbe gesehen, welche

nachts auf sämmtlichen Ringen, mit Ausnahme der Brustringe, jederseits einen hellleuchtenden Fleck zeigten. Sie mochten anderthalb Zoll lang sein. Mit andern Dingen beschäftigt, schenkte ich jenen rein zufälligen Funden keine Aufmerksamkeit. Immerhin beweisen dieselben, sowie auch die Raupe von Guastatoya, dass das Phosphoresciren unter den Insekten viel weiter verbreitet ist, als man gemeiniglich annimmt, und dass selbst die Larven von Insekten leuchten können, deren Imagines wahrscheinlich dieser Fähigkeit gänzlich entbehren. Es scheinen besonders die im faulen Holze und unterirdisch lebenden Larven zu sein, denen diese Eigenschaft zukommt. Ein Entomologe, der sich in den Tropen auf die Zucht von derartigen Larven werfen würde, könnte sicherlich manche schöne und unerwartete Entdeckung machen.

Die folgende Tagereise (31. Mai) brachte uns nach Chimalapa. Der Weg wendet sich, langsam fallend, über meist kahles Terrain nordöstlich dem Thale des Rio Motagua zu. Bei der Aldea „El Jícaro“, woselbst sich auch eine Zuckerhacienda befindet, hielten wir Mittagsrast. El Jícaro liegt blos 187 m über dem Meere und ist ein gewaltig heisser Ort. Eine wahrhaft glühende und dabei sengend trockene Luft strich um die Mittagszeit durch die dürre Ebene; ich konnte mich nicht erinnern, irgendwo in Guatemala eine solche Hitze ausgestanden zu haben. Sobald aber die Sonne sich zu senken begann, wurde die Temperatur rasch erträglicher, sodass wir nach 3 Uhr unsern Weg ohne besondere Beschwerden fortsetzten und gegen Abend in Chimalapa ankamen. Der Estanco, welcher daselbst gewöhnlich den Reisenden Unterkunft gewährt, war von ein paar Beamten aus Guatemala in Beschlag genommen, welche sich zur Legung einer Brücke über einen kleinen Fluss hier aufhielten. Wir quartierten uns somit im Cabildo ein, was uns gar nicht unangenehm war. Wir hatten dafür

die übliche Taxe von 2 Reales zu entrichten. Meine Frau und Pancho suchten alsdann die nächsten Ranchos ab, um für Geld und gute Worte ein Abendessen zu bekommen, was denn auch gelang. Die Arrieros und ich hatten grosse Mühe, dürres Maisstroh als Futter für die Thiere aufzutreiben, da die Herren aus Guatemala sämmtlichen grünen Sacate in Beschlag genommen hatten. Ein spionirendes Subject machte sich abends heran und fing mit mir ein Gespräch an zum Lobe der Landesregierung: „Tenemos muy buen gobierno, muy adelantado, muy progresista“, hob der Mann seinen Panegyricus an, „cabalmente ahora nos está construyendo un nuevo puente aquí etc. etc.“[1] Da ich mich weder in servilem noch in liberalem Sinne äusserte, drehte er mir unbefriedigt den Rücken.

Von Chimalapa, welches in 227 m Meereshöhe in ziemlich flacher, kahler Gegend liegt, setzten wir unsern Weg zunächst nach Zacapa fort. Je weiter man sich von Chimalapa entfernt, desto öder wird das nächste Landschaftsbild. Riesige Armleuchter von Säulencacteen, in der Landessprache „órganos“ (Orgelpfeifen) genannt, beginnen aufzutreten, am Boden hin kriechen stachlige Schlangencacteen, dazwischen liegt kahles Geröll mit kümmerlichen Spuren einer vertrockneten Grasvegetation. Da und dort stehen äusserst dornige Büsche (*Combretum sp.*). Blos an den wenigen von Menschen bewohnten Orten, Aldeas und Rancherías, die man auf diesem Wegstück trifft, erhebt sich die Vegetation zur Production einiger Fruchtbäume. Die Umzäunungen der Steinwüsten, welche hier die Stelle von Potreros versehen, bestehen ausschliesslich aus den langweilig geraden, sechs- oder achtkantigen Säulen des *Cereus*. Magere Ochsen suchen da und dort zwischen dem Steingeröll ein kärgliches Futter. Ich

---

[1] „Wir haben eine sehr gute, sehr fortschrittlich gesinnte Regierung. Gerade jetzt baut sie uns hier eine Brücke“ u. s. w.

war nicht wenig erstaunt, an den Cactushecken einige Mollusken zu finden: eine Varietät von *Orthalicus princeps* und zwei *Bulimulus*-Arten kriechen in den Längsrinnen der Cacteenarme umher.

Gegen Mittag gelangten wir in den weiten Thalgrund, welcher durch den Zusammenfluss des Rio Zacapa mit dem Motagua gebildet wird. Die Geröllfelder bleiben zurück, statt ihrer treten kurzgrasige Weiden mit schirmförmig in die Breite gewachsenen, niedern Mimosenbüschen auf. Man durchreitet den breiten, aber nicht tiefen Fluss und gelangt, am jenseitigen Ufer mässig emporsteigend, nach dem Städtchen Zacapa, dem Hauptort des gleichnamigen Departements. Da, wie mir gesagt wurde, ein Hotel daselbst nicht existirt, hatte ich Pancho vorausgeschickt, um von Haus zu Haus fragend einen Ort ausfindig zu machen, wo ein Mittagessen und Sacate zu erhalten war. Der findige Bursche löste, wie gewöhnlich, seine Aufgabe sehr befriedigend.

Wie auf dem ganzen von Guatemala bis hierher zurückgelegten Wegstück tritt auch in Zacapa das indianische Element ganz auffallend zurück und die Ladinos herrschen vor. Diese Region bis ans Atlantische Meer gehört zu den am dünnsten bevölkerten der ganzen Republik. Da der Weg, auf dem wir uns befinden, die alte Handelsstrasse der Spanier von Guatemala an den Hafen von Santo Tomas ist (welche unter dem Namen „Camino del Golfo“ bei den Geschichtschreibern figurirt), so mag der häufige Verkehr auf derselben die Indianer aus der Umgebung des Motaguathales vertrieben, theilweise auch ausgerottet haben.

Juarros gibt das Chorti als die indianische Sprache von Zacapa an; es wird jedoch gegenwärtig daselbst nur noch Spanisch gesprochen. Unter den Ladinos des Städtchens, die ich zu sehen bekam, waren viele auffallend schöne Gesichter, besonders unter demjenigen Theile der weiblichen

Bevölkerung, welcher sich noch nicht sehr weit vom indianischen Stammbaum entfernt hatte.

Die Hauptcultur von Zacapa ist gegenwärtig der Tabak.

Um 3 Uhr setzten wir die Reise fort. Hinter dem Städtchen gelangt man bald in hügeliges Terrain, welches nach dem öden, mehrstündigen Ritt vom Vormittag eine angenehme Abwechselung bildet. Vor Sonnenuntergang erreichten wir das kleine Dörfchen San Pablo, welches auf einer Anhöhe hart am Ufer des Rio Motagua gelegen ist. Man geniesst von dieser Höhe einen schönen Blick auf das Thal, durch welches der ansehnliche Strom in starkgewundenem Lauf dem Atlantischen Meere zufliesst.

Von San Pablo, wo wir die milde Nacht unter dem Vordach eines Rancho zugebracht hatten, führte uns der Weg wieder in das Thal des Rio Motagua hinab, dessen Lauf die Strasse in einiger Entfernung folgt. Am Nordufer des Flusses erhebt sich der zackige Kamm der „Sierra de las Minas", welche das Motagua-Thal vom Rio Polochic trennt. In Gualan, einem heissen, trübseligen Nest, hielten wir Mittagsrast. Wie auf der ganzen Reise von der Hauptstadt bis nach Izabal hatten wir grosse Schwierigkeiten, das Futter für unsere Thiere aufzutreiben, da die Sacatales sich oft in einiger Entfernung befanden und die Leute zu faul waren, dahin zu gehen. An einigen Orten wollten uns die Bewohner nicht einmal Mais verkaufen, da sie selbst daran Mangel zu leiden behaupteten. In der Regenzeit, wenn genügend grüner Mais vorhanden ist, mögen diese Schwierigkeiten wegfallen. Zu ihnen gesellt sich auf der ohnehin höchst langweiligen und trübseligen Strasse die Unfreundlichkeit der Bewohner, die mir in keinem andern Theile Guatemalas so prononcirt begegnet ist. Wenn wir Nachtquartier, Thierfutter und was wir sonst bedurften, gratis hätten haben wollen, hätten die Leute sich nicht viel unartiger benehmen können.

Hinter Gualan tritt man bald in die feuchten Regionen der Atlantischen Küste. Die ausgedörrten, mit Cacteen bewachsenen Steppen sind verschwunden, frisches Grün erscheint und die Pflanzenwelt rafft sich zur Bildung gigantischer Formen und zu üppigem Urwald auf. Von den horizontalen Aesten der Ceibas hängen die sackförmigen Nester einer *Icterus*-Art in Gruppen von zehn und noch mehr Stück herab, dichtes Unterholz erfüllt den Raum zwischen den hohen Baumsäulen, grüne Rasenflächen unterbrechen stellenweise den Wald. Mit jeder Legua Weges, die wir zurücklegen, wird das Vegetationsbild frischer, üppiger, schöner. Thiere und Menschen athmen behaglich die warmfeuchte Luft ein, welche nach der trockenen, glühend heissen Atmosphäre der vorhergehenden Tage eine wahre Wohlthat ist.

In der Zucker-Hacienda „La Iguana“ machten wir halt. Der Empfang, der uns von einer schönen, üppigen Ladina, welche hier zu gebieten schien, zu theil wurde, liess an Zuvorkommenheit sehr zu wünschen übrig. Immerhin gab sie wenigstens zu, dass meine Arrieros unter strömendem Regen in die Zuckerfelder gingen, um selbst das benöthigte Futter zu schneiden. Das Zuckerrohr ist im ganzen kein gutes Futter für die Thiere und verursacht den meisten von ihnen Durchfall. Meine Frau und ich durften unsere Feldbetten in der Stube des zweistöckigen Hauses aufschlagen, wo noch ein Mozo der Hacienda schlief. Man würde irren, wenn man diese Unfreundlichkeit gegenüber unbekannten Reisenden der Habsucht oder Furcht, nicht bezahlt zu werden, zuschreiben wollte. Sie trifft auch nicht blos den Fremden und entspringt lediglich der Unlust, sich für andere die geringste Mühe zu geben, wobei ein mehr oder weniger der Bezahlung kaum in die Wagschale fällt. Ich bin trotzdem nie stark von solchen faulen Leuten überfordert worden; entweder gaben sie gar nichts, oder sie hielten sich in ihren Forderungen an die landesüblichen Preise.

Fremde, denen die Landessprache nicht geläufig ist, mögen allerdings da und dort in einer abgelegenen Ranchería überfordert werden, aber die Regel ist es nicht.

Für die unfreundliche Aufnahme der Bewohner dieser einsamen Hacienda, deren Besitzerin in Gualan wohnt, entschädigte uns die Pracht der umgebenden Vegetation. Für den Menschen, welchem der Sinn für die Schönheit der Natur im rastlosen Jagen nach klingender Münze und in der Vergötterung edler Metalle noch nicht völlig untergegangen ist, gibt es wol kaum etwas, was die Seele mehr zu ruhiger Harmonie stimmen würde, als das Sein in tropischer Abendlandschaft. Des Lebens durchschnittliche Dauer mag in den Tropen kürzer sein als bei uns im Norden, aber es bietet Genüsse, deren Intensität unserm Klima unbekannt ist, man lebt, *sit venia verbo*, in den Tropen concentrirter.

Von La Iguana ritten wir am Morgen des 3. Juni in das niedere Thonschiefergebirge, welches die Niederung der Hacienda vom Thale des Motagua trennt. Die Wälder trieften vom nächtlichen Regen, weiche, balsamische Luft erfüllte sie. Vor der höher kommenden Sonne zerflossen die leichten Nebel, welche da und dort an Wald und Gebirge herumhingen. Etwa um 8 Uhr kamen wir nach Barbasco, einer Aldea am Ufer des Motagua, den wir hier zu passiren hatten. Kaum gaben uns die Leute der Aldea die nöthige Weisung, wo die trüben Fluten des hier bereits zu einem breiten Strome angeschwollenen Motagua zu durchreiten seien, und ziemlich aufs gerathewohl unternahmen wir die Passage. Das Wasser, das den langsam und vorsichtig dahinschreitenden Thieren bis an die Mitte der Brust reichte, hat hier eine starke Strömung. Ich war in Sorge, dass meine Frau inmitten des rasch fliessenden Wassers schwindelig werden und vom Pferde fallen möchte. Aber alles ging gut, blos fehlte uns am jenseitigen Ufer jede Wegleitung, wo die Fortsetzung des Weges sich befinde, sodass wir mit dem

Auf- und Abreiten auf dem breiten Geröllfeld des Flusses viel Zeit verloren. Endlich war der Weg gefunden, der uns durch waldige Thon- und Glimmerschieferberge um die Mittagszeit in eine kleine Einsattelung brachte, in welcher die Aldea Quiriguá liegt. Das System von niedern Bergzügen, welche, einander parallel, von Westen nach Osten als Fortsetzung der Sierra de las Minas sich an die Bai von Honduras erstrecken, heisst in dieser Gegend „Sierra del Mico". Von dem letzten, fichtenbewachsenen Gipfel, den man vor der Aldea Quiriguá passirt, hat man eine umfassende Aussicht über die ganze Landschaft weit in die Runde, welche ein ununterbrochener, nie von Menschenhand berührter Wald zu sein scheint. Deutlich sieht man, wie das Gebirge sich ostwärts in eine weite Niederung absenkt, in welcher, dem Beschauer unsichtbar, der Motagua durch die Urwälder dahinfliesst. Der Anblick dieses durch keine noch so kleine Lücke oder Lichtung unterbrochenen ungeheuern Teppichs von Urwald, der die breite Niederung des Motagua bedeckt und sich weit über die umgebenden Höhen und Berge hinwegzieht, ist von überwältigender Grossartigkeit. In diesen Wäldern liegen die Ruinen von Quiriguá begraben, welche seit der Eroberung bis vor wenigen Jahrzehnten unbekannt geblieben waren. Ihrem Besuche widmete ich den Nachmittag.

In der Aldea hörte ich, dass mein früherer Reisebegleiter auf den Fuego, Herr Maudslay, noch bei den Ruinen weile, wo er sich seit zwei Monaten aufgehalten hatte, um von den guterhaltenen Monolithen derselben Abdrücke in Gips und Papier zu nehmen. Ich miethete einen berittenen Führer zu den etwa drei Leguas ostwärts von der Aldea gelegenen Ruinen, während meine Frau und die Arrieros den Weg nach der Hacienda „El Mico" fortsetzten.

Da der Himmel sich stark bewölkte und zu dem nachmittäglichen Aguacero anschickte, ritten mein Führer

und ich in möglichster Eile. Von der Strasse nach Izabal zweigt unweit der Aldea nach rechts eine schmale Vereda (Fussweg) ab, man reitet durch Fichtenwald mit Gras und niederm Unterholz. Nach kurzem beginnt der kleine Weg sich einen Abhang hinunterzuwinden, und sozusagen ohne vermittelnden Uebergang befindet man sich in einer total veränderten Landschaft, inmitten des üppigsten, unbändigsten Pflanzenwuchses, den ich in Guatemala gesehen. Die schmale Vereda, durch die ich in schnellem Trab meinem Führer folgend ritt, bildete einen herrlichen Laubgang, grossentheils gebildet aus den vierzig Fuss langen Blättern der „Palma real". Auf kurzem, nur wenig aus dem weichen Waldboden aufragenden Stamme sitzen die ungeheuern Fiederblätter dieser Palmen, welche überall, soweit das Auge die grüne Wildniss zu durchdringen vermag, den Wald durchsetzen. Schlanke gewaltige Baumriesen streben über das dichte Unterholz empor, um dem grünen Halbdunkel zu entrinnen und an Luft und Licht ihre majestätischen Kronen auszubreiten, aus denen dicke Lianen wie Seile herniederhängen.

Wir mochten etwa eine Stunde in diesem Walde geritten sein. Urplötzlich aber standen wir auf einer kleinen Lichtung, einige Leute wurden sichtbar, sowie ein auf Pfählen ruhendes Blätterdach, eine Art offener Schuppen, unter welchem Hängematten hingen und mannichfaltiger Apparat herumstand, wie er für einen längern Aufenthalt in der Wildniss nothwendig ist. Es war Maudslay's „Camp".

Den merkwürdigsten und überraschendsten Anblick aber gewährte eine Anzahl rothgrauer Bildsäulen aus Stein, welche sich auf der kleinen Lichtung vor dem Rancho erhoben. Drei derselben standen in einer Reihe, zur Linken vom Beschauer, am Fusse eines länglichen, künstlich aufgeworfenen Hügels, dessen Bekleidung aus behauenen Quadersteinen theilweise noch erhalten war. Dieser Reihe von Säulen, welche in Abständen von etwa vierzig Schritt voneinander gestellt

sind und, wie die Längsachse des Tumulus, von Ost nach West verlaufen, steht eine andere ähnliche Reihe, zur Rechten vom Beschauer, gegenüber, von welcher sich jedoch nur noch zwei Säulen vorfinden; die dritte, westlichste, fehlt. Die eine dieser Säulen ist schief nach vorn übergelehnt, als wollte sie fallen: es ist diejenige, deren Umrisse Herr Catherwood in dem Reisewerke von Stephens (Bd. II, S. 122) abgebildet hat. Während die Oberseite vom auftropfenden Wasser beinahe zerstört ist, hat sich die Unterseite vortrefflich erhalten.

Die Höhe dieser Säulen variirt von 12 bis 25 engl. Fuss, ihre Dicke von 3 bis 5 Fuss. Sie sind vierkantig und mit Bildhauerarbeit en relief überreich bedeckt. Die Vorder- und Hinterfläche stellen je eine menschliche Kolossalfigur vor, während die Seitenflächen von Längsreihen der flachen, en relief aus dem Stein gehauenen, viereckigen Hieroglyphen bedeckt sind, welche der Leser aus den Reisewerken von Stephens kennt. Mit Ausnahme zweier sind die Monolithsäulen von Quiriguá so gearbeitet, dass die menschlichen Figuren dem Beschauer ihr Angesicht voll zukehren. Ueber dem Kopfe, der im Hochrelief gehalten ist, erhebt sich ein complicirter aus mehrern Etagen bestehender Kopfschmuck, aus welchem lange Büschel von Quetzalfedern aufsteigen. Der bekleidete Körper ist in flacherm Relief gehalten und trotz einer gewissen Uebereinstimmung des Stils sämmtlicher Säulen ist die Verzierung der einzelnen Figuren eine so reiche und von Säule zu Säule wechselnde, dass sie sich einer kurzen Beschreibung entzieht. Die Arme sind in der Regel nach den Schultern aufgebogen, die Füsse stets in gerader Linie nach aussen gewendet, sodass die Fersen einander zugekehrt sind, und mit reichverzierten Sandalen bedeckt. Von nicht geringerm Interesse als diese Säulenmonolithe sind zwei grosse abgeflachte Steine, welche über und über mit Bildhauerarbeit bedeckt, in Gestalt von Thieren ausgemeisselt sind, deren Deutung schwierig ist. Das eine möchte am ehesten einer

in ihre Schale zurückgezogenen Schildkröte zu vergleichen sein, während das andere, trotz eines unverhältnissmässig grossen Kopfes und der riesigen Fussklauen, eher nur das Vordertheil eines Thierleibes, als einen solchen *in toto* vorzustellen scheint.

Der englische Erforscher der Ruinen von Quiriguá, der in nicht genug anzuerkennender Weise diesen und andere Ruinenplätze des Landes eingehender, mit grossartigen Opfern an Geld, Zeit und Strapazen verbundener Untersuchung[1] unterzogen und es ermöglicht hat, dass die besterhaltenen derselben bald in Gipsabgüssen im British Museum zu London den europäischen Forschern zugänglich sein werden, war so freundlich, mich überall herumzuführen und mir auch die übrigen, von ihm bei weiterm Eindringen im Walde entdeckten Ruinen zu zeigen. Zu diesen gehört noch ein grosser, in stumpfem Winkel gebrochener Mound, dessen steinerne Treppenbekleidung noch theilweise sichtbar ist; ferner ein paar umgestürzte, am Boden liegende Säulenmonolithe und anderes mehr. Im ganzen gehört der Ruinenplatz von Quiriguá zu den kleinern und ist nach dem, was bisjetzt von ihm bekannt, nicht mit den grossartigen Anlagen von Copan, Palenque, Lorillard City und andern zu vergleichen. Bemerkenswerth ist aber Quiriguá durch die vergleichsweise gute Erhaltung vieler seiner Monolithe, trotzdem diese aus einem nicht sehr harten Material erbaut und in der Regenzeit häufig der Ueberflutung durch den Motagua, der nur eine kleine halbe Stunde entfernt an den Ruinen vorüberfliesst, ausgesetzt sind. Es spricht dieser Umstand entschieden gegen ein sehr hohes Alter der Ruinen und macht es mir wahrscheinlich, dass dieselben doch im Laufe der Conquista zer-

[1] Vergl: P. A. Maudslay, Explorations in Guatemala and examination of the newly discovered Indian ruins of Quiriguá, Tikal and the Usumacinta. In: Proceedings of the Royal Geographical Society and Monthly Record of Geography. April 1883.

stört worden sind, trotzdem meines Wissens bisjetzt kein historischer Nachweis ihrer Zerstörung in nach-Cortesianischer Zeit zu erbringen ist. Auf seinem berühmten Zuge von Mexico durch das Peten nach Honduras muss Cortes selbst unfern von diesen Ruinen durchgekommen sein, aber weder Cortes, noch sein Begleiter Bernal Diaz, noch der indianische Geschichtschreiber Ixtlilxochitl, die alle drei diesen Zug beschreiben, erwähnen eines Ortes, der als Quiriguá zu deuten wäre. Die Sonnenstern'sche Karte von Guatemala verzeichnet unfern von Quiriguá auf dem Südufer des Motagua einen andern Ruinenplatz unter dem Namen Chapulco, der bis heute der Untersuchung harrt. Weitere, jetzt gänzlich vergessene Ruinenplätze mögen noch da und dort in den ungeheuern Wäldern der Sierra del Mico und des untern Motagua begraben liegen.

Der Charakter der Hieroglyphen, welche die Flanken der Monolithe von Quiriguá bedecken, lässt dieselben sofort als den Maya-Ruinen zugehörig erkennen, zu denen auch die Ruinen von Copan zu rechnen sind. Danach ist es wahrscheinlich, dass die reinen Mayas sich einst von Yucatan und dem heutigen British Honduras südwärts über den See von Izabal und die Küstengebiete der Bai von Honduras bis in letzteres Land hinein erstreckt haben. Möglicherweise wird selbst eine genauere Untersuchung der Ruinen von Honduras, über die wir bisjetzt nur durch Squier einige Angaben besitzen, einen Theil derselben als von den Mayas herrührend erkennen lassen.

Der Mangel historischen Nachweises über die Geschichte der Ruinen von Quiriguá, Chapulco und ähnlichen darf nicht ohne weiteres als Indicium dafür angesehen werden, dass die Zerstörung derselben in die prähistorische Zeit, d. h. in diejenige zurückzuverlegen ist, wo Amerika den Europäern unbekannt war. Denn wie García Pelaez[1] richtig sagt: Gua-

[1] Memorias para la historia del antiguo reyno de Guatemala, Bd. I, Kap. 2.

temala war noch gar nicht erobert, noch von den Spaniern besiedelt worden, als die indianische Bevölkerung der Küstengebiete der Bai von Honduras bereits abzunehmen begann. Das aber kam so:

Auf den grossen Antillen, wo die Spanier zuerst Niederlassungen gründeten, dauerte es nur kurze Zeit, so begannen die Ureinwohner unter dem Drucke der spanischen Colonisation raschem Untergange entgegenzugehen. Die Arbeitskräfte für die nothwendigen Arbeiten fingen an, empfindlich zu mangeln. Im Jahre 1504 hatte der Hof von Spanien verboten, die indianischen Ureinwohner zu Sklaven zu machen. Die Colonisten halfen sich dadurch, dass sie vorgaben, die Bewohner einiger Inseln, die sogenannten Caraiben, wären den bereits unterworfenen durch Raubzüge gefährlich, nähmen sie gefangen, um sie aufzufressen, und weigerten sich, die spanische Oberhoheit anzuerkennen. Auf Grund dieser, nach Las Casas übertriebenen, und, was den Menschenfrass betrifft, erfundenen Beschuldigungen wurde ein neues Gesetz erlassen, wonach es den Colonisten erlaubt war, auf diese Caraiben Jagd zu machen und sie als Sklaven zu verwenden, vorausgesetzt dass der „Quinto del Rey“, der dem König zukommende Fünftheil ihres Werthes, pünktlich bezahlt würde. Dieses Gesetz war das Zeichen zur Menschenjagd auf alle Inseln und das gegenüberliegende Festland weit umher. Besonders lebhaft wurde dieser Sklavenraub von der Insel Cuba aus betrieben. Mit Genehmigung des dortigen Gouverneurs rüsteten die Spanier Flotillen von zwei oder drei Schiffen aus, welche, von Insel zu Insel fahrend, deren Bewohner überrumpelten und gefangen mit sich fortschleppten. Damals erhielt der ganze Küstenstrich, welcher sich vom Cap Gracias á Dios nach dem Cap Catoche hinzieht, den Namen „Honduras“. Die kleinen vor diesen Küsten liegenden Inseln hiessen „Las Islas Guanaxas“. Als dieselben durch die häufigen Sklavenjagden von ihren Ureinwohnern fast gänzlich entblösst waren,

warfen sich die Spanier auf das Festland und drangen selbst wo es anging, in die Flussmündungen ein, um friedliche Dörfer zu überrumpeln und ihre Bewohner als Sklaven wegzuführen. Ueber diese Raubzüge wurde, da sie ungesetzlich waren, begreiflicherweise nicht Buch geführt, wie über die eigentliche Conquista; sie wurden auch jedenfalls von den niedrigsten Elementen unter den damaligen Colonisten der Grossen Antillen ausgeführt, welchen wenig daran lag, die Geschichte der Städte und Dörfer, welche sie der Bewohner beraubten, zu ergründen. Unzweifelhaft aber ist diesen Menschenjagden die Grundlegung zu der unglaublichen Vereinsamung zuzuschreiben, welche uns jetzt an jenen Gegenden im Vergleich mit den übrigen Theilen Guatemalas so grell ins Auge fällt. Was die Spanier allenfalls noch von der indianischen Bevölkerung dieser Küsten übriggelassen hatten, wurde durch die Flibustier, welche sich für die nächsten Jahrhunderte im Archipel der Bai von Honduras festsetzten, vollends zu Grunde gerichtet, wie die Geschichte von Britisch Honduras zeigt.

Was liegt nun näher als die Annahme, dass auch das alte Quiriguá auf einem solchen Raubzug nach Sklaven zerstört worden sei? Wie bemerkt, liegen die Ruinen in nur geringer Entfernung vom Nordufer des Rio Motagua, der hier von der Mündung herauf für kleine Fahrzeuge schiffbar ist. Die Entfernung der Ruinen von der Mündung des Flusses mag in gerader Linie etwa 25 Leguas betragen. Auf dieser ganzen Strecke wohnen jetzt keine Indianer mehr, sondern blos noch etwa fünf oder sechs Ladino-Familien da und dort im Walde an dem Flussufer zerstreut. Es wird die Annahme der Zerstörung Quiriguás durch einen Sklavenzug auch noch durch einige andere Umstände wahrscheinlich gemacht. Die Sklavenjäger beschäftigten sich vermuthlich nicht damit, die Heiden zu bekehren und den Gott der Christen an Stelle der indianischen Götter zu setzen, sondern nachdem sie ihren Zweck erreicht,

zogen sie weiter. Sie nahmen sich wol nicht einmal die Mühe, die Monolithe und Statuen zu stürzen und zu zerstören. und so wird es begreiflich, dass wir sie hier noch theilweise aufrecht finden, während in den von Alvarado und seinen Genossen eroberten Städten jede Spur von Monolithen und Statuen verschwunden ist, die doch sehr wahrscheinlich in den Königstädten der Quichés, Cakchiqueles, Pipiles, Mames und andern ebenfalls auf den Plätzen und Tempeln vorhanden waren.

Eine Ortschaft, wie das alte Quiriguá, setzt, um diese Tumuli mit ihrer Stufenbekleidung, die kunstvoll behauenen Monolithe zu schaffen, eine zahlreiche und sesshafte Bevölkerung voraus. Ein Volk, das auf der Wanderung sich befindet und nur für kurze Zeit, für eine Generation etwa, sich an einem Orte aufhält, wird kaum Zeit und Lust haben, seinen Wohnort mit so kunstvollen Bauten zu schmücken. Quiriguá war sicherlich nicht die einzige Stadt im untern Motaguathale. Die Sonnenstern'sche Karte verzeichnet z. B. einen andern Ruinenplatz, über den gleichfalls nichts bekannt ist, an der linken Seite der Strasse nach Santo Tomas am Südfusse des Gebirgstockes „Las Ermitanas". Ferner theilte mir der Gründer der Goldwäschereien am Rio Bobos, einem nördlichen Seitenflüsschen des untern Motagua mit, dass in der Umgebung der Placeres zahlreiche Spuren indianischer Besiedelung, gepflasterte Strassenanlagen, Tumuli und dergleichen gefunden wurden. Ohne allen Zweifel würde eine genaue, mit Ausgrabungen verbundene Durchsuchung dieser Gegend noch manches Beweisstück hierfür aus der Tiefe der einsamen Wälder zu Tage fördern, welche dieses weite Thal jetzt da bedecken, wo unter weiserer Verwaltung blühende Pflanzungen vorhanden sein und eine zahlreiche Bevölkerung einen reichlichen Unterhalt gewinnen könnte.

Ein nicht zu unterschätzender Beweis dafür, dass die Ruinen von Quiriguá nicht in ein graues Alterthum zurück-

reichen, liegt, wie schon angedeutet, in der Beschaffenheit des Materials selbst, aus welchem die Bildsäulen und übrigen Monolithe bestehen. Es ist dasselbe ein alter Quarzsinter, welchem, wie die Behandlung mit starken Mineralsäuren zeigt, Kalk als Bindemittel dient. Seine Härte übertrifft die eines Backsteins nur um Weniges. Auf der frischen Bruchfläche zeigt der Stein eine starke Einlagerung von lebhaft rothem Eisenoxyd, welches selbst die Quarzkörner und Glimmerplättchen räumlich überwiegt. Der Geologe Herr Dr. C. Mösch sagt mir, dieses Vorkommen von Eisenoxyd statt Eisenoxydhydrat lasse darauf schliessen, dass die Steine der Rothglühhitze ausgesetzt gewesen seien. In der Annahme, dass das alte Quiriguá von den spanischen Sklavenräubern in Brand gesteckt und eingeäschert worden sei, finde ich für diesen Umstand eine naturgemässe und wahrscheinliche Erklärung. Denn ausser den Monolithen, den Tempeltumuli und ähnlichen Anlagen waren wol in einer kleinern Niederlassung, wie Quiriguá, keine Gebäude vorhanden, welche dem Feuer und dem spätern Unwetter widerstanden hätten, sondern um den durch die Tumuli gegebenen Kern herum werden sich wol, auf weiter Fläche zerstreut, die leichtvergänglichen Rohrhütten der Bewohner befunden haben.

Die schwarze Humusschicht, aus welcher jetzt die Monumente emporragen, ist verhältnissmässig nicht sehr dick, und mag etwas über einen Fuss betragen. Unter ihr stösst man auf einen gelbgrauen Grund aus alluvialen Erdmassen. In diesen sind die Steinsockel eingelassen, auf welchen die Monolithe stehen. Der englische Erforscher der Ruinen, Herr Maudslay, hat diese Sockel blossgelegt, was mit vergleichsweise geringer Mühe möglich war. Wären die Ruinen sehr alt, so ist anzunehmen, dass die häufigen Ueberschwemmungen des Motagua, auch wenn sie sich nicht alljährlich wiederholen, sowie die am Boden verwesende Vegetation, nach und nach so viel Material angehäuft hätten, dass diese Sockel und

selbst die Basis der Monolithe gegenwärtig viel tiefer in der Erde stecken müssten, als es der Fall ist.

Ein sehr interessanter Fund, den Herr Maudslay während seines Aufenthalts in Quiriguá gemacht hatte, waren zwei Hämmer, welche offenbar von den alten Bildhauern herrührten. Es waren längliche, etwa fusslange Steine mit etwas flacher Ober- und Unterseite. Sie trugen gegen die Mitte hin jederseits zwei kreisrunde Löcher, welche offenbar nach und nach vom Meisselkopf ausgenagt worden waren. Diese Hämmer wurden ohne allen Zweifel ohne Stiel direct am einen Ende in die Hand gefasst, und das andere Ende zum Schlagen auf den Meissel benutzt. War das durch Abnutzung entstandene kreisförmige Loch endlich zu tief, so wurde der Hammer umgedreht und das andere Ende in die Hand genommen. Die Meissel wurden nicht gefunden, hatten aber wol gleichfalls aus Stein bestanden, da schon gewöhnlicher Trachyt oder Porphyr hinlänglich hart war, um Instrumente zu liefern, mit denen der weiche Sinter der Monolithe bearbeitet werden konnte. Vielleicht auch bedienten sich die Bildhauer kupferner Meissel zu ihrer Arbeit.

Da nach einem vorläufigen Regenguss der Himmel sich zu einem gewaltigen Aguacero anschickte, nahm ich Abschied von den Ruinen, welche Herr Maudslay am folgenden Tage ebenfalls zu verlassen gedachte, und ritt mit meinem Führer die drei Leguas auf die Hauptstrasse zurück. Ein fürchterliches Gewitter brach los, der Donner brüllte über dem Walde, die Blitze fuhren leuchtend nieder und eine wahre Sündflut, welche die schmale Vereda in einen kleinen Bach verwandelte, ergoss sich über uns. Wir ritten in diesem Aufruhr der Elemente mit möglichster Eile, und hatten nach etwas mehr als einer Stunde die Anhöhe, auf welcher der Camino real sich hinzieht, wieder erreicht. Die Heliconien und Palmen blieben zurück, wir waren wieder im Fichtenwalde, der sich kaum 200 m über der Flussebene des Motagua erhebt. Ich konnte

nicht umhin, daran zu denken, welch verschiedenes Bild wir uns von Quiriguá und der Thätigkeit seiner Bewohner machen müssten, hätten sie hier oben in dieser Fichtenregion gewohnt, statt unten in der feuchtheissen Flussniederung, wo sie eine Reihe von Culturgewächsen ziehen konnten, welche, wie der Cacao, im Fichtenwalde nicht fortgekommen wären.

Es dunkelte schon, als ich, immer noch im strömenden Regen, gänzlich durchnässt in der Hacienda „El Mico" anlangte, wo meine Frau schon vor dem Ausbruch des Gewitters Quartier bezogen hatte. El Mico gehört einem Spanier Namens Rascon, der im Departement Izabal als Jefe político sein gefürchtetes Regiment ausübt und ein Busenfreund von Barrios ist. Die Leute der Hacienda gaben uns nach längerem Parlamentiren endlich Unterkunft. Eine Cuadrilla von acht oder zehn Pokomam-Indianern aus Chinautla übernachtete ebenfalls im „Mico". Sie hatten ihre Cacaxtes mit Geschirr verschiedener Art beladen und waren auf dem Wege nach Izabal, um auf dem dortigen Markte ihre Waare zu verkaufen. Hier war also wiederum eine Karavane indianischer Kaufleute, welche sechs Tagereisen weit einen Markt besuchen, um ihre Waare abzusetzen. Diese handeltreibenden Indianer kennen das Princip der Association, sie thun sich in kleine Cuadrillas zusammen und verkaufen auf gemeinsame Rechnung; der Erlös wird dann gleichmässig unter die Einzelnen vertheilt. Was sie aber nicht kennen, ist der Werth der Zeit: ich habe in Izabal Geschirr gekauft, welches nur um ein Geringes theuerer war als in der Hauptstadt, trotzdem die Indianer von Chinautla im einen Falle ihr Product zwei Leguas, im andern aber siebzig Leguas weit auf ihren Rücken tragen mussten.

Die Hacienda „El Mico" liegt nur noch etwa sieben Leguas von Izabal entfernt. Der Weg führt quer über die blos etwa 1000 m hohen, aber steilen Bergkämme der Sierra del Mico, welche frühern Reisenden, die von dieser Seite her

ins Land kamen, durch die Beschaffenheit ihrer Wege einen gewaltigen Respect einflösste. Es schien jedoch in den letzten Jahrzehnten wirklich etwas in dieser Hinsicht geschehen zu sein, wenigstens war die Strasse durchaus nicht so schlecht, wie ich nach andern Beschreibungen hatte erwarten müssen. Eine Mauer prachtvollen Waldes fasste zu beiden Seiten den Weg ein, der sich stellenweise als roh gepflastertes Steinbett bald bergan wand, bald in die Mulden absenkte, welche die einzelnen Höhenzüge der Sierra del Mico trennen. Endlich war die letzte Cumbre überstiegen. Als wir jenseit derselben den Abstieg begannen, rief der voransreitende Pancho plötzlich zurück: „Ahí está la laguna."[1] Und als wir an die Wegkrümmung gelangten, wo Pancho anhielt, dehnte sich ein weiter Spiegel blauen Wassers aus, der See von Izabal. Es war das „Thalatta, Thalatta" der Griechen des Xenophon: auch für uns war ja die Lagune von Izabal die Brücke, die zur Heimat führte und schien uns damals selbst ein Stück der Heimat zu sein, die wir seit Jahren nicht mehr gesehen hatten.

Ohne besondere Eile ritten wir an der Nordflanke der Sierra an das Gestade hinab, war es doch das letzte Stück einer nicht unbeschwerlichen Reise, das wir noch recht auskosten wollten. Um Mittag langten wir in Izabal an. Ich hatte die Arrieros vorausgeschickt, um Quartier zu machen. Allein es fand sich, dass das einzige Haus, welches sich mit der Aufnahme von Gästen befasste, ganz von den Angestellten und dem Gepäck des Herrn Maudslay in Beschlag genommen war, der ebenfalls hier auf den Flussdampfer warten wollte.

Während meine Frau und ich in dem Schenkraum des zweistöckigen Holzhauses, welches als Hotel diente, ausruhten, gelang es Pancho, in dem Gebäude der Aduana ein leeres

[1] „Dort ist der See."

Zimmer ausfindig zu machen, wo wir uns einquartieren konnten. Allerdings hatten wir keine Möbel, keine Waschschüsseln und was man sonst noch zur Einrichtung einer provisorischen Haushaltung braucht. Wir kauften daher eine Hängematte und einige Stücke Geschirr, sodass wir das Nothwendigste besassen, um eventuell ein paar Tage hier auf das Schiff warten zu können. Die Mahlzeiten nahmen wir im Hotel ein.

Izabal ist, obwol Hauptort des gleichnamigen Departements, doch ein unbedeutender Ort von kaum 600 Einwohnern. Seit der Hebung des Schiffsverkehrs auf der Südsee ist Izabal mehr und mehr zurückgegangen und selbst das Caraibendorf Livingston, welches kürzlich zum Freihafen erklärt wurde, hat die Bedeutung Izabals geschwächt. Sollte sich das Project von Barrios, eine Eisenbahn von der Hauptstadt nach dem Hafen von Santo Tomas zu führen, einmal verwirklichen, so würde Izabal ganz abgeschnitten und seine Bewohner könnten sich ruhig anderswohin begeben.

Der Ort selbst ist am Südufer des gewaltigen Sees von Izabal am Fuss einer kleinen Anhöhe hingebaut, auf welcher sich das Cabildo, das Cuartel und der Markt befinden. Die Gassen sind durchweg mit kurzem Rasen aus „Grama" und *Mimosa pudica* bewachsen, was einen seltsamen Anblick gewährt, und für den schwachen Verkehr auf denselben Zeugniss ablegt. Am Strande steht das Wohnhaus eines Amerikaners, welcher eine Tienda für In- und Export hält, sowie dasjenige eines Spaniers, der ebenfalls seit langen Jahren zu Handelszwecken sich hier aufhält. Beide sind übrigens, dank der geringen Concurrenz, im Laufe der Jahre vorwärts gekommen. Der Amerikaner exportirte unter anderm auch Gold, welches aus den Wäschereien jenseit der Sierra del Mico stammt.

Diese Wäschereien, „Placeres" oder „Lavaderas" de oro, liegen in einer Region am untern Motagua, welche La Libertad heisst. Am linken Ufer des Flusses kommen in dieser Gegend verschiedene kleine Wildbäche von der Sierra

herab und in diesen Quebradas wird das Gold gewaschen. Da jedoch auch die Höhenzüge oder Playas, welche je zwei Quebradas trennen, in dem lockern Schwemmmaterial, aus dem sie bestehen, viel Gold enthalten sollen, so hat eine amerikanische Actiengesellschaft ihre Ausbeutung im grossen durch Abschwemmen unternommen und zu diesem Zwecke im Jahre 1882 eine Concession für 30 Jahre von der Regierung von Guatemala erwirkt, um die Quebrada des „Rio Bobos“ oder „Agapito“ zu bearbeiten. Das Actienkapital beträgt 100000 Pesos, welches in Actien von 10 Pesos gezeichnet wurde. Die Hoffnungen welche die zahlreichen Utopisten Guatemalas auf diese Unternehmung für die Hebung des Departements Izabal hegen, sind ganz gewaltige. „Wie man von Izabal schreibt“, heisst es im Bericht des Ministerio de Hacienda, „ist neues Leben in besagtem District erwacht. Die Gesellschaft zahlt ihre Arbeiter gut und diese eilen in grosser Zahl um Arbeit herbei, sodass in jenen ebenso reichen als menschenleeren Gegenden jetzt eine kleine Colonie entstanden ist, welche der Keim einer grossen Ortschaft werden könnte.“ Da bei der grossartigen Anlage des Ganzen einstweilen noch kein Gold zu exportiren ist, so soll, wie ich höre, die Gesellschaft versucht haben, Importartikel in den hydraulischen Röhren verpackt einzuschmuggeln, dabei aber erwischt worden sein.

Der geringe Metallreichthum Guatemalas war zu allen Zeiten für seine Besitzer ein schwerer Kummer. Umsonst hatte Pedro Alvarado den Königen von Iximché einst die goldenen Zierathen aus Nase und Ohren gerissen, umsonst hatten die ersten spanischen Colonisten nach des Ximenez Zeugniss Scharen von zwei- und dreihundert Knaben und Mädchen, welche noch zu jung zu anderer Arbeit waren, in die Barrancas und Quebradas des Rio Grande geschickt, wo sie ohne Schutz vor der Witterung Goldkörner suchen mussten, dabei jämmerlich vor Hunger und Unbill umkamen und

durch neue ersetzt werden mussten. Umsonst hatten die goldgierigen Spanier allerorten, wo eine Spur von Hoffnung sich zeigte, die Erde angebohrt, Geschiebe gewaschen: der Erfolg lohnte selten die Arbeit, oder die Placeres und Gänge waren rasch erschöpft. Nach Gage's Bericht sollen die Indianer früher zwischen Acasahuastlan und Guatemala in der Gegend von Agua caliente im Bette eines Flusses so viel Gold gewaschen haben, dass ihnen die Spanier einen Tribut an Geld auferlegten, den sie für die Erlaubniss, Gold zu waschen, bezahlen mussten. Es gelang den Spaniern jedoch nicht, den Indianern das Geheimniss der Fundstelle zu entreissen. Weder Mishandlung noch selbst die Todesstrafe konnte die Indianer zum Geständniss bringen, sodass, wie Gage sagt, die Spanier „durch ihre Grausamkeit die Indianer und auch zugleich das Gold verloren haben“. Die Placeres am Rio Bobos und an andern Seitenquebradas des Motagua blieben lange unbekannt, da diese Gegenden schon in jener Zeit ihre eingeborene Bevölkerung und mit ihr das Geheimniss dieser Placeres verloren hatten. In Guatemala wurde mir gesagt, dass jener Amerikaner in Izabal jährlich einen Werth von 30000 Pesos in gewaschenem Gold aus jenen Quebradas exportire, das er zum Preise von 11—12 Pesos per Unze von den Goldwäschern ankaufe.

Den Kupfer- und Eisenerzen der Sierra de las Minas aber, sowie den schwach silberhaltigen Bleierzen der Sierra Madre schenkten die Spanier sozusagen keine Aufmerksamkeit, da der Werth der Ausbeute nicht einmal die Unkosten des Abbaus gedeckt hätte. Die alte verlassene Mine von San Juan Sacatepequez, welche in den letzten Jahren von einer Actiengesellschaft von neuem in Angriff genommen wurde, hat zu keinen ermuthigenden Resultaten geführt, da das Beste daraus schon in frühern Zeiten abgebaut worden war. Ich behandelte zufällig in Guatemala einen deutschen Bergmann, der in dieser Mine in Arbeit stand und mir sagte, sie sei völlig werthlos.

Bisjetzt ist trotz der schönen Arbeit der Herren Dollfus und Mont-Serrat[1] die Geologie von Guatemala hinsichtlich der Vertheilung und des Vorkommens der Erzgänge noch zu unvollständig und oberflächlich gekannt, als dass sich darauf halbwegs sicher angelegte bergmännische Unternehmungen gründen liessen. Im ganzen lässt sich nur soviel sagen, dass eine Zone von silberführenden Erzadern in den Bergketten von Trachytporphyren sich findet, welche sich östlich an die Küstencordillere anlegen. Diese Zone streicht im allgemeinen von NW. nach SO. Ihr ziemlich parallel verläuft eine zweite Zone von Erzadern, welche silberhaltige Bleierze führen, in den secundären Formationen, die von San Cristóbal in der Verapaz nach dem Departement Huehuetenango hinüberziehen. Da und dort tritt auch Gold auf, am reichlichsten, wie es scheint, in den schon erwähnten Anschwemmungen der Seitenthäler des Rio Motagua, im Gebiete der dortigen Glimmerschiefer. Es scheint möglich, dass in jenen Quebradas ein tüchtiger, an Entbehrungen und hartes Leben gewöhnter Gambusino noch seine Rechnung fände. Jedoch steht zu befürchten, dass man, im weitern Verlaufe der Ausbeutung im grossen, auch am Rio Bobos eine Beobachtung zu wiederholen Gelegenheit haben werde, welche anderwärts in Mittelamerika, z. B. in Nicaragua, die Rentabilität solcher Goldwäschereien auf ein Minimum reducirte, wenn nicht ganz aufhob, die Beobachtung nämlich, dass die obersten Erdschichten viel reicher an Gold sind, als die tieferliegenden, was sich infolge der Gesteinsverwitterung an der Oberfläche leicht erklärt.

Um die Metallreichthümer des Landes, von denen man stets viel hörte, aber selten etwas sah, einmal gründlich zu studiren, sandte die Regierung von Guatemala im Jahre 1882

---

[1] A. Dollfus et E. de Mont-Serrat, Voyage dans les Républiques de Guatémala et de Salvador (Paris 1868).

einen französischen Geologen, Herrn J. Charles Manó, mit zwei einheimischen Gehülfen auf eine Explorationstour aus. Herr Manó bereiste zunächst das Departement Huehuetenango, aus welchem von Zeit zu Zeit Sagen von gewaltigen Mengen von Bleierzen, von Silberadern und selbst Gold in die Hauptstadt gelangten. In seinem ersten Bericht[1] über diese Expedition gelangt Herr Manó, im Widerspruch mit Dollfus und Mont-Serrat, zu der Ansicht, dass die Kalke von Huehuetenango nicht, wie jene Herren angeben, dem mittlern Jura, sondern einer viel ältern, paläozoischen Periode angehören. Er nennt als häufig darin vorkommende Fossilien: *Spirifer striatus*, *Fenestrella*, *Rhynchonella*, *Acanthocladia*, welche allerdings, falls die Bestimmungen richtig sind, das Alter der betreffenden Formationen hinter die Steinkohlen zurückdatiren würden.

In diesen Kalklagern nun finden sich die Erzgänge, welche hauptsächlich Bleierze mit etwas Silber führen. Der Bleigehalt schwankt in den einzelnen Minen von 63—72 Procent. Der Silbergehalt der Bleierze beträgt für die Mine von Almengor 8 Procent, was Herr Manó für mehr als hinlänglich hält, um die Kosten der Verarbeitung und des Transports zu decken. In der „Barranca Oscura" bei Torlon fand sich ein feiner metallhaltiger Sand, dem Herr Manó nach roher qualitativer Analyse über 70 Procent Blei und über 2—3 Procent Silber zuschreibt.

Eine besonders erzreiche Gegend fand Herr Manó zwischen dem Dörfchen Todos Santos und den Altos Cuchumatanes ganz im Norden des Landes. Er beschreibt sie in seinem Bericht folgendermaassen: „15 km nordwestlich von Todos Santos, etwa in halber Höhe der „Cumbre de Chicoy", existirt in einer Höhe von 3400 m ein Berg oder besser gesagt, eine Reihe von Stufen von mehr als einer Million Kubik-

[1] Primer Informe presentado á la Secretaria de Fomento por J. Cárlos Manó (Guatemala 1883).

meter Inhalt, der fast ganz, von der Basis bis zum Gipfel, aus grossen Erzbarren besteht, welche dislocirt, d. h. aus ihrer natürlichen Lage gebracht sind und deren Gewicht zwischen 200 Gramm und einem Centner schwankt.

„Der Bleigehalt der Erzklötze dieser zerstörten Ader beträgt 75—80 Procent, und ihr Gehalt an Silber ist etwas höher als derjenige der Erze von Almengor."

Ohne Zweifel war es dieser Bleiberg von „mehr als einer Million Kubikmeter", welcher bei der Frage eines neuen englischen Anlehens in Frage kam und dessen Abtretung an die Gläubiger als Deckung dienen sollte. Wenn ich nicht irre, stammten einige sehr schöne Bleiglanzstufen, die ich beim damaligen englischen Minister sah, von diesem Erzhaufen. Sie waren wol als Lockvögel zur leichtern Erreichung besagten Credits von der Regierung vorgezeigt worden. Ob die Verarbeitung dieser Erze lohnend wäre, muss ich, da ich jene Gegend nicht aus persönlicher Anschauung kenne, dahingestellt sein lassen. Jedenfalls wird ihre Lage im Innern einer schwer zugänglichen Gebirgsgegend, weitab vom Meere, inmitten einer indianischen Bevölkerung, welche für den Betrieb von Bergwerken und Schmelzöfen nach europäischem Muster erst dressirt werden müsste, schwer ins Gewicht fallen. Die Anlage der Flammenöfen mit vertieftem Herde, welche zum Rösten des Bleiglanzes wol einzig in Betracht kämen, würde allerdings keine Schwierigkeit machen, indem Bau- und wol auch Brennmaterial an Ort und Stelle zu beschaffen wäre. Ob dagegen der Silbergewinn so bedeutend wäre, dass er die Herstellungskosten exportfähigen Bleies hinlänglich herabdrücken würde, um es mit ausländischem Blei concurrenzfähig zu machen, ist sehr die Frage. Der Transport hätte auf schlechten Gebirgspfaden bis nach Huehuetenango auf Maulthieren zu geschehen, eine Art des Transports, die das Product natürlich ganz enorm vertheuert.

Auch Spuren von Kupfer- und Eisenerzen finden sich

da und dort im Departement zerstreut, jedoch nicht in abbauwürdiger Menge.

Man liest in den Tagesblättern von Guatemala nicht selten, dass jemand eine Mine, bald Silber, bald Blei führend, bald anderer Natur, angezeigt und von der Regierung eine Concession zu ihrer Ausbeutung erwirkt habe. Späterhin aber hört man absolut nichts mehr von solchen „Minen", vermuthlich, weil der glückliche Entdecker derselben nicht über das zum Betrieb nothwendige Kapital verfügte oder weil der Betrieb nicht lohnte. Zwischen einem Stück funkelnden Bleiglanzes und einer glänzenden Dividende der Bergwerksactien ist eben ein viel weiterer Weg, als manche Leute in Guatemala zu glauben scheinen, die stets die „Riquezas minerales del pais"[1] im Munde führen. Bisjetzt hat sich Guatemala als das gezeigt, wofür es schon die Spanier hielten, nämlich als ein metallarmes Land.

Als ich in Retaluleu wohnte, pflegten hier und da Indianer aus den Altos von Huehuetenango mit reinem Quecksilber herunterzukommen, um es zu verkaufen. Sie sollen dasselbe selbst irgendwo im Gebirge gewinnen, aber niemandem die Fundstelle verrathen wollen. Wenn etwas daran sein sollte, dass die Indianer ein Zinnoberlager kennen, so wäre dies für Guatemala selbst ein Besitzthum von grossem Werth, speciell auch im Interesse einer billigern und rationellern Ausbeutung der Goldplaceres.

Mit Pancho's Hülfe verwendete ich einen Theil meiner Zeit darauf, die bei Izabal vorkommenden Süsswassermollusken zu sammeln. Ich fand davon *Unio ravistellus Mor.*, *Melania obeliscus Reeve*, *Hemisinus ruginosus Mor.*, eine riesige *Neritina* und eine *Ampullaria*.

Die Bevölkerung von Izabal besteht aus Ladinos, unter welchen sich der Mulattentypus bereits stark geltend macht,

[1] „Mineralreichthümer des Landes."

was der Nähe der englischen Colonie Belize zuzuschreiben ist. Izabal ist weit in die Runde längs des ungeheuern Sees die einzige menschliche Niederlassung. Die Vereinsamung der ganzen Gegend ist eine geradezu auffallende, da die bergigen Ufer dieses Binnensees von der Natur dazu geschaffen wären, einer zahlreichen Bevölkerung Lebensunterhalt zu gewähren, gleichwie der See selbst den Handelsverkehr zwischen den einzelnen Ortschaften ungemein erleichtern müsste.

Ohne jeden Zweifel aber gilt auch für die nächste Umgebung des Sees in Nord und Süd genau dasjenige, was oben bei Quiriguá über die Sklavenräubereien der cubanischen Colonisten gesagt wurde: auch diese, auf kleinen Fahrzeugen leicht erreichbaren Gegenden waren häufigen Einfällen ausgesetzt, die Dörfer und Städte wurden zerstört, die Einwohner als Sklaven weggeschleppt oder in die unzugänglichen Waldungen des Innern zurückgetrieben. Dass aber noch zu Cortes' Zeiten die Umgebung des Sees von Izabal bevölkert war, geht aus dem Zeugniss des Cortes selbst sowie des Bernal Diaz unzweifelhaft hervor. Als sie nach ihrem furchtbaren Zuge durch die Wälder nördlich vom Golfo dulce endlich nach der kleinen Niederlassung Nito gekommen waren, welche die Spanier am Südufer der Flussmündung gegründet hatten, trafen sie dort ihre Landsleute krank und von Lebensmitteln entblösst. Cortes ordnete daher Expeditionen in die Umgebung an, um aus den indianischen Dörfern Mais und andere Victualien herbeizuschaffen. Acht Leguas von Nito lagen einige indianische Wohnsitze und Dörfer, wo viel Mais, Frijoles und ausgedehnte Cacaopflanzungen vorhanden waren.[1] Cortes fuhr dann, wie Bernal Diaz im Kap. 180 seiner „Historia verdadera de la conquista de la Nueva España" erzählt, an der Spitze einer Expedition selbst durch die Desemboca-

[1] „Donde hallamos mucho mayz e infinitos cacaguatales, y frisoles y otras legumbres, donde tuvimos bien que comer, y aun embiamos a dezir a Cortes que embiasse todos los Indios Mexicanos, y llevarian mayz."

dura in den See von Izabal hinauf, „es lag aber keine Ortschaft an demselben, denn die ganze Gegend war den Ueberschwemmungen ausgesetzt". Cortes stieg ans Land und durch einen engen Pfad „gelangte er zu einigen verlassenen Dörfchen und dann stiess er auf einige Maisfelder". Dort nahm er drei Indianer mit, welche ihn zu einigen kleinen Ortschaften brachten, „wo es viel Mais, Hennen[1], und sogar eine Art von Fasanen gab, die man in jener Gegend Sacachueles nennt, sowie einheimische Rebhühner und Tauben". Dort nahm Cortes Führer und drang weiter vor. „Er kam zu einigen Dörfchen, welche Cinacan Tencintle hiessen und wo die Einwohner grosse Anpflanzungen von Cacao, Mais und Baumwolle besassen. Bevor die Spanier dahin kamen, hörten sie den Lärm von Trommeln und Pfeifen, da Feste und Trinkgelage gefeiert wurden." Später hörte Diaz, dass dieses Dorf Cinacan etwa 70 Leguas von Guatemala entfernt liege; seine Ruinen wären ohne Zweifel am untern Polochic zu suchen. Immerhin war die indianische Bevölkerung in der Umgebung des Sees zu Cortes' Zeiten nicht mehr zahlreich, denn er verzichtete infolge des Mangels an grossen Ortschaften, wie sie die Hochländer von Mexico und Guatemala besassen, auf die Anlegung einer Colonie am See von Izabal. Und in der nach-Cortesianischen Zeit verödete die ganze Küste durch die räuberischen Einfälle der Flibustier vollständig, von deren Treiben uns schon die ersten Missionare, welche in die Verapaz eindrangen, unterrichten. Die Rencontres der skrupellosen Seeräuber mit den frommen Padres entbehren mitunter nicht einer gewissen Komik.

[1] Wo die spanischen Eroberer „Hennen" bei den Indianern fanden, sind stets zahme Baum- und Truthühner amerikanischen Ursprungs gemeint. Die europäischen Hühner *(Gallus Bankiva)* sind erst durch die Eroberung den Indianern bekannt geworden, wie aus dem Umstande hinlänglich hervorgeht, dass viele Indianersprachen, z. B. die Azteca, sie heute noch „spanische Hühner" nennen, im Gegensatz zu den einheimischen Hühnern.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

Reise nach Livingston. — Die Bananencultur. — Wohnungsnoth in Livingston. — Die „Caraiben". — Der „Ferrocarril del Norte". — Die Freihandelszone an der Bai von Honduras.

Nachdem wir anderthalb Tage in Izabal zugebracht, kam endlich der kleine Flussdampfer an, welcher in regelmässiger Fahrt zweimal des Monats den Verkehr zwischen Panzos, Izabal und Livingston flussauf- und -abwärts besorgt. Wie schon früher erwähnt, führt von Coban und San Cristóbal (besser von Baleu) eine Carretenstrasse nach dem am Nordufer des Rio Polochic gelegenen Dorfe Panzos, wo die von oben kommenden Exportgüter ausgeladen und die Importwaaren als Rückfracht von den Carretas mitgenommen werden. Von Panzos werden der Kaffee, die Sarsaparille, die Häute u. s. w. über den Polochic, den See von Izabal und den Golfete nach dem am offenen Meere gelegenen Livingston gebracht. Diesen Verkehr vermittelt seit einiger Zeit ein kleiner, zwei jungen Amerikanern gehöriger Flussdampfer. Bei niederm Wasserstand kann derselbe häufig nicht bis Panzos hinaufkommen. Alsdann wird der Verkehr vom Dorf bis dahin, wo der Dampfer liegt, von Ruderbooten besorgt. Von Livingston ist eine monatlich zweimalige Verbindung mit New-Orleans eingerichtet, welche in abwechselnden Fahrten durch zwei Steamer aufrecht erhalten wird.

Trotzdem die Verapaz auf diese Weise eine viel directere Verbindung mit Nordamerika und Europa hat, vertheuert doch der lange Weg bis ans Meer die Waaren dermassen, dass z. B. der Kaffee der Verapaz nicht erheblich billiger nach Europa gelegt werden kann, als der von der Südseeküste kommende, der die Reise über Panamá oder selbst durch die Magellanstrasse zu machen hat.

Nachdem wir die Arrieros bezahlt und einige überflüssig gewordene Reiseeffecten unter sie vertheilt hatten, begaben wir uns am 7. Juni morgens in einem Boote an Bord der „Esperanza" und dampften flussabwärts dem Meere zu. Bald verschwand Izabal hinter uns, als heller Punkt in der einförmig grünen Waldmauer der Sierra del Mico, deren Fuss der See von Izabal oder Golfo dulce bespült. In weiter Ferne dehnt sich die lange Linie des gebirgigen Nordufers hin, ein Geheimniss für den Europäer. Eine Rundreise zu Land um den See von Izabal würden zweifellos archäologisch wichtige Ergebnisse liefern, wenn eine derartige Expedition hinlänglich ausgerüstet wäre, um an den Ruinenplätzen den Wald niederschlagen zu lassen und Ausgrabungen zu veranstalten. Da die Marina, jene in der Geschichte der Conquista berühmt gewordene indianische Concubine des Cortes, sich mit den Indianern dieser Gegenden nach Bernal Diaz' Zeugniss verständigen konnte, gehörten dieselben wol sprachlich zu den Mayas von Yucatan.

Bald verengt sich der See, und der gewundene Lauf seines Ausflusses wird dergestalt durch die sich hintereinanderschiebenden Landzungen verdeckt, dass man keine Spur desselben gewahr wird. Auf dem Nordufer erscheinen die elenden Trümmer des einstigen Fort San Felipe, welches gegenwärtig als Station der Zollwache gegenüber dem Freihafengebiet von Livingston wieder zu Ehren kommt. Zwei Zollwächter mit je 100 Pesos Monatsgehalt und eine Garnison, bestehend aus einem Offizier, einem Unteroffizier

und zwölf Soldaten, wahren hier die Interessen des Fiscus von Guatemala.

Die Fahrt durch den mäandrisch gewundenen, bald sich seeartig erweiternden und dann wieder schmal verengenden Kanal, welcher den See von Izabal mit dem Meere verbindet, gehört zum Schönsten, was ein sterbliches Auge je schauen kann. Die Boote der Caraiben, welche mitunter von Livingston nach Izabal verkehren, brauchen hierfür zwei Tage; unser kleiner Steamer legte die wundervolle Fahrt leider schon in sechs Stunden zurück. Wo der Kanal sich im Golfete zum See ausweitet, geniesst man einen freien Blick über die ruhigen Wasser hinweg auf die waldigen Ufer und die hinter ihnen sich erhebenden Sierras, alles Wald und wieder Wald! Wie riesige Sträusse erheben sich zahlreiche Waldinseln da und dort malerisch über die Wasserfläche. Man kann auf diesem, trotz der tropischen Hitze unendlich reizenden Landschaftsbild den Blick nicht ruhen lassen, ohne daran zu denken, was aus dieser Gegend hätte gemacht werden können, wenn nicht ihre ersten Entdecker mit ruchloser Hand die indianischen Bewohner, die einzigen, welche die Urkraft dieser Wälder erfolgreich zu überwinden verstanden, ausgerottet und ihre Wohnstätten verwüstet hätten. Die gegenwärtige melancholische Vereinsamung, welche der Gegend das Gepräge gänzlicher Unberührtheit, völliger Jungfräulichkeit verleiht, ist der beste Beweis dafür, dass einst eine gewisse Dichtigkeit der Bevölkerung hier geherrscht haben muss, denn wenige hätten es nicht fertig gebracht, sich in diesen Wäldern zu halten. Mussten ja doch selbst die Spanier in Nito bittern Hunger leiden, und scheiterte ja auch die einst projectirte belgische Colonie in Santo Tomas an der Unmöglichkeit, die Wälder mit der nöthigen Schnelligkeit auszurotten und Pflanzland zu gewinnen. Wenn wir zu Hause Ethnologie treiben, so sind wir geneigt, an den Culturstand und die Culturentwickelung

tropischer Völker den heimischen Maassstab anzulegen und diese Entwickelung als etwas anzusehen, was von innen heraus, durch die langsam werdende Kette der Ideen geschah. Wir denken selten daran, welch grossen Antheil die banale Aussenwelt an der Culturentwickelung hat, wie sie die Ideen lenkt, die Richtung und den Inhalt der Thätigkeit bestimmt, da Fähigkeiten weckt, dort andere unbarmherzig erstickt. Es ist zum Beispiel durchaus noch nicht ausgemacht, dass wir inmitten solcher ungeheuern Wälder, ohne Hülfe von Indianern und Negern, ganz auf uns selbst angewiesen, das geworden wären, was wir in Europa wurden.

Nachdem man den Golfete durchfahren, wo auf einer flachen Landzunge die ersten Anfänge einer werdenden Bananenpflanzung sichtbar sind, gelangt man in einen engen Kanal, welcher in vielfach gewundenem Lauf die Verbindung mit dem Meere herstellt. Die Steilwände, welche den Kanal einfassen, sind über und über mit der ganzen Pracht tropischen Waldes eingefasst, aus welchem lange Lianen bis auf die Wasserfläche niederhängen. Das Wasser ist absolut regungslos, spiegelglatt in des Wortes buchstäblichstem Sinn. In seiner glasartigen Fläche reflectiren sich die Uferwälder, jede der Tausende von Ranken, jedes Blatt, jeder Ast und Stamm und die senkrechten Felswände, welche an verschiedenen Stellen aus der Pflanzenmauer auftauchen, mit einer Schärfe und Unbeweglichkeit, dass man die trennende Wasserfläche zwischen Bild und Wirklichkeit kaum beachtet. Die Sonne war hinter den hohen Uferböschungen verschwunden, eine Art grüner Dämmerung herrschte über der ganzen Scene. Da und dort bei einer neuen Biegung des Kanals fiel noch ein letzter Sonnenstrahl grell auf die vor uns liegende Böschung, hinter uns und zur Rechten lagerten sich schon die tiefen Schatten des Abends vorzeitig auf die stillen Wälder. Viel zu früh für unser entzücktes Auge öffnete sich plötzlich der Kanal, vor uns lag in weitem Bogen der

Strand der See: zur Linken die Cocospalmen und Häuser von Livingston, zur Rechten eine flachere Küste mit Wäldern und ausgedehnten Bananenpflanzungen.

Schon mehrfach waren wir auf dem letzten Theile unserer Fahrt an kleinen Lichtungen vorübergekommen, wo der Wald niedergeschlagen und Bananen gepflanzt worden waren. Diese Bananenpflanzungen waren verhältnissmässig neuen Ursprungs und datirten wenige Jahre zurück. Sie verdankten ihre Entstehung dem Umstande, dass auf dem Früchtemarkt von Nordamerika die Bananen sehr in Mode gekommen waren. Von verschiedenen Theilen der Küsten und Inseln des Mexicanischen Golfs werden Schiffsladungen von Bananen nach New-Orleans gebracht, dort in eigens für diesen Transport construirte Waggons verladen und nach allen Theilen der Union verführt. Da der steigenden Nachfrage das Angebot kaum genügen konnte, war das Geschäft selbst für den Producenten ein gutes, und nun schossen an der Ostküste von Guatemala, Honduras und selbst in Britisch Honduras die Bananenpflanzungen aus der Erde wie Pilze, nachdem diese Gegenden, wie oben bemerkt, durch regelmässige Steamerfahrten monatlich zweimal mit den Vereinigten Staaten verkehren konnten. Die Tagespresse von Guatemala erging sich in den extravagantesten Speculationen und Berechnungen über die Reichthümer, welche in der „Empresa bananera“ zu erwerben wären. Sie lud die Kapitalisten der Hauptstadt ein, Land in der Umgebung von Livingston zu kaufen, sie ermunterte kleinere Leute, selbst dahin zu ziehen und Bananen zu pflanzen. Die Sachlage änderte sich aber bald. Nicht blos die Umgebung von Livingston, nicht blos Guatemala producirte Bananen, sondern die kleinen Küstenplätze des östlichen Honduras und von Britisch Honduras ebenfalls, sodass für die Befrachtung der Dampfer Bananen genug und mehr als genug da waren. Vom Stand des Marktes in New-Orleans, wohin begreiflicher-

weise auch Bananen aus näher liegenden Gegenden gelangen konnten, einerseits, und andererseits von dem für die Aufnahme der Bananen verfügbaren Raum des jeweilig verkehrenden Steamers waren aber die Preise abhängig, welche der Purser des Schiffes den Producenten offerirte. Diese Preise aber begannen von ihrer Höhe bald so zurückzugehen, dass nicht nur die hochgespannten Erwartungen vieler Leute, welche sich in unsinniger Weise in dieser „Empresa bananera" verspeculirt hatten, sich nicht erfüllten, sondern sogar eine Menge Geldes dabei verloren wurde. Wenn auch der Bodenpreis kein hoher war, so waren dagegen die Arbeitskräfte im Verhältniss zum Werth des Products viel zu theuer. Ferner ist die Banane eine Frucht, welche viel Raum auf den Schiffen wegnimmt, da sie in Form der ganzen gewaltigen Fruchttrauben (Racimos) an Bord gebracht, und dort lose aufeinandergeschichtet werden muss, um rasches Faulen zu verhüten. Die einmal gepflückten Racimos lassen sich aber, auch wenn sie vor der völligen Reife gebrochen werden, schlecht aufbewahren. Sie verderben, auch aufgehängt, rasch durch Fäulniss und Ungeziefer in dem feucht-heissen Klima jener Gegenden. Was also mit dem einen Schiffe nicht wegging, war so gut wie verloren und um alles wegzubringen, mussten die Pflanzer mit den Preisen herunter. Der in Livingston für den Racimo (der bis 4 Arrobas wiegen kann) gezahlte Preis beträgt durchschnittlich 4 Reales. In New-Orleans gilt der Racimo im Durchschnitt 1 Dollar $59^1/_2$ Cents. Der in New-York dafür gezahlte Preis pflegt eigenthümlicherweise noch etwas niedriger als der Marktpreis von New-Orleans zu sein, vermuthlich eine Folge billigerer Seefracht.

Die Banane, von welcher in Guatemala hauptsächlich zwei Varietäten, der „Plátano comun" und der „Guineo", cultivirt werden, gehört zweifellos nicht zu den einheimischen Nutzgewächsen des Landes, sondern ist erst nach der Er-

oberung daselbst eingeführt worden. Die Beweise hierfür finde ich in Folgendem: 1) werden nirgends in den Wäldern Bananen wildwachsend angetroffen; 2) liefert die Banane in Guatemala niemals Samen; die Verpflanzung und Fortpflanzung geschieht ausschliesslich durch die neu aus dem Wurzelstock aufschiessenden Keimlinge; 3) kein einziger der ersten spanischen Geschichtschreiber des Landes erwähnt die Banane unter den indianischen Nutzpflanzen, während diese alle aufgezählt werden; 4) obwol einige Maya-Sprachen besondere Namen für die Banane haben (Maya: *haaz*, Quiché und Cakchiquel: *sakul*), so ist die Annahme doch sehr wahrscheinlich, dass diese Namen erst nachträglich auf die Bananen übertragen wurden, da in den verwandten Sprachen besondere Ausdrücke für die Banane durchaus fehlen (Mame, Aguacateca, Pokonchí). Der Umstand, dass in den verschiedenen Gruppen der Maya-Sprachen jeweilen andere Wortstämme zur Bezeichnung der Banane gebraucht werden, während die Ausdrücke für andere Nutzpflanzen (Mais, Frijol), bei der überwiegenden Mehrzahl identisch sind, macht ebenfalls ein Bekanntsein mit der Banane vor der Conquista unwahrscheinlich.

Als unser Flussdampfer beim Dorfe Livingston anlegte, war meine erste Sorge diejenige um ein Nachtquartier. Ich stieg in das Dorf, welches etwa 100 m über dem Meere auf dem Plateau einer kleinen Landzunge gelegen ist, hinauf und machte mich auf die Suche, während meine Frau im Schiffe zurückblieb. Ein „Hotel“ im Landesstile gab es hier nicht und so wandte ich mich zunächst an eine alte Mulattin, welche einen Estanco hielt. Sie sagte mir, dass sie ein paar Catres hätte, wovon ich einen belegen könnte, um nachts im Schenkraum darauf zu schlafen. Als ich ihr jedoch mittheilte, dass ich nicht sowol für mich als für meine Frau ein Unterkommen suche, bedeutete sie mir kurzweg, dass sie meine Frau nicht im Hause wolle, dass sie

überhaupt principiell nie Frauen aufnehme, da dies mit viel Umständen und Unannehmlichkeiten verbunden sei. „Mujeres, no; mucho tren“, sagte die lakonische Alte, „para V. hay lugar y catre, para su Señora, no.“[1] Ich zog also weiter und traf einen andern Passagier, der ebenfalls auf der Wohnungssuche war. Wir associirten uns und gelangten endlich zum Hause des Jefe político. Wir traten ein und fanden hier im Jefe einen sehr freundlichen Mann von gewinnendem Aeussern, der uns aufs liebenswürdigste Zimmer im Gebäude der Douane anwies und versprach, dieselben mit Betten ausrüsten zu lassen. Ich erinnerte mich jetzt, dass ich einen Empfehlungsbrief bei mir trug, den mir ein befreundeter Amerikaner für den Jefe político mitgegeben hatte. Froh, des weitern Herumziehens enthoben zu sein, kehrten wir an den Strand zurück, um die Zimmer in der Douane in Beschlag zu nehmen. Ich war aber nicht wenig erstaunt, als mich plötzlich ein des Weges kommender Europäer deutsch anredete, und rasch erfolgte die gegenseitige Vorstellung. Dieser Herr hatte von seinem Bruder, Herrn Sarg in Coban, gehört, dass ich auf meinem Rückwege nach Europa über Livingston kommen würde, und war freundlicherweise gekommen, um mir für die Tage meines Aufenthalts seine Gastfreundschaft anzubieten, die ich mit herzlichstem Danke annahm. Wir holten meine Frau vom Schiffe ab und stiegen zu dem prächtig gelegenen Wohnhause unsers Gastfreundes hinauf, wo uns dessen liebenswürdige Familie in bester Weise aufnahm. Nur wer sich eine Zeit lang in Cabildos und schmuzigen Ranchos hat herumtreiben müssen, kann begreifen, wie unglaublich wohlthuend es ist, sich an einer so entlegenen Küste urplötzlich in den Kreis einer gebildeten deutschen Familie versetzt zu

---

[1] „Frauen, nein, viel Umstände; für Sie ist Platz und ein Bett da, für Ihre Frau aber nicht.“

sehen. Die paar Tage, die wir in Livingston auf die Ankunft des Steamers warten mussten, vergingen uns nur zu schnell und dasselbe Livingston, aus welchem wir uns ohne unsere Gastfreunde mit allen Kräften der Seele weggesehnt hätten, wird uns nun stets in freundlicher Erinnerung bleiben als eine jener Stationen im Leben, die man gern noch einmal sehen würde.

Die Aussicht von der Veranda des Wohnhauses auf die weite Bucht und ihre Uferwälder war wunderschön. Morgens und abends stieg ich an den Strand hinab. Die Spaziergänge längs desselben waren für mich wahre Entdeckungsreisen in dieser neuen Umgebung. Im Schatten der gewaltigen Bäume entkleidete ich mich und unternahm badend Excursionen, um die Mollusken dieser Bucht zu sammeln, war aber nicht wenig enttäuscht, nichts zu finden als *Cyrena solida Phil.*, deren ausgeworfene Schalen zahlreich am Ufer lagen, und eine *Litorina.* Da und dort lagen leere Gehäuse von *Strombus gigas;* Herr Sarg sagte mir indessen, dass dieselben nicht aus der Umgebung von Livingston, sondern von den Korallenriffen der Küste von Britisch Honduras stammten, wo sie von den caraibischen Schiffern durch Tauchen heraufgebracht und zum Essen nach Hause genommen würden.

Während ich mich im Wasser herumtrieb, fuhren die kleinen Boote der caraibischen Weiber in der weiten Bai umher. In regelmässigem Takte handhabten die Insassen das Canalete[1] und schwatzten dabei mit lautschnatternder Stimme, die fremdartig durch die Einsamkeit der waldigen

---

[1] Das „Canalete“ ist ein kurzes Ruder mit länglicher, schmaler, leicht über die Fläche gebogener Schaufel. Es wird frei mit beiden Händen gefasst und zur Fortbewegung des Bootes in gerader Richtung blos auf einer Seite gebraucht. Die Boote selbst, die sogenannten „Cayucos“, sind schmale, vorn und hinten gleich spitzzulaufende Fahrzeuge von verschiedener Länge. Sie sind aus einem einzigen Stück eines Baum-

Ufer drang. Da und dort waren am Strande ein paar hagere caraibische Männer beschäftigt, die gewaltigen, vierkantigen Klötze oder Balken von Mahagoniholz ins Wasser zu schleppen und zu einem Flosse zu verbinden. Bekleidet, wie sie waren, gingen diese Männer im Wasser ein und aus wie in der eigenen Stube; ihnen war die „mojada de los piés“ [1], vor welcher die Ladinos der Südseeseite eine so gewaltige Furcht haben, gänzlich gleichgültig. Wenn eine Anzahl solcher aus zusammengekoppelten Caoba-Stämmen *(Swietenia)* bestehender Flosse fertig sind, wird ein mit mehrern Ruderern bemanntes Boot davorgespannt und nach dem Schiffe hingerudert, mit welchem sie ihre Reise nach Nordamerika oder Europa anzutreten haben. Die caraibischen Ruderer begleiten ihre Arbeit nach Art der Neger mit einem Chorgesang, der sich aus der Ferne gar nicht unangenehm anhört und die sonst so stille Bai merkwürdig belebt.

Die überwiegende Mehrzahl der 900 Bewohner von Livingston bilden die sogenannten „Caraiben“ (Caribes). Sie haben von den alten Caraiben der Antillischen Inseln jedoch nichts als den Namen und die Sprache, im übrigen sind sie als Neger und Zambos [2] zu betrachten, die erst seit einer vergleichsweise kurzen Zeit diese Gegend bewohnen. Der erste Bewohner oder Gründer von Livingston war einer dieser Zambos, Namens Márcos Diaz, der sich im Jahre 1806 mit seiner Familie daselbst ansiedelte. Seinem Beispiel

---

stammes so geschnitzt, dass ihre Unterseite nicht flach ist, sondern eine Art von Kiel bildet.

[1] Durchnässung der Füsse.

[2] „Zambo“ ist ursprünglich ein Mensch mit sogenannten X-Beinen. Das Wort wurde aber nach der Entdeckung von Amerika bald auf die Abkömmlinge von Negern und Indianern angewendet und ist so Rassenbezeichnung geworden, die mit der ursprünglichen Bedeutung nichts mehr zu thun hat.

folgten später noch andere Familien. Alle stammten ursprünglich von der Kleinen Antille San Vicente, von wo sie im Jahre 1796 von den Engländern nach Roatan gebracht worden waren. Im Laufe der folgenden Jahre verbreiteten sie sich dann von hier über die gegenüberliegende Küste, wo ihnen die spanische Regierung in der Umgebung von Trujillo Ländereien angewiesen hatte.

Mit dem Lobe, welches andere Reisende, wie Morelet und Squier, ihrem Fleiss, ihrer Betriebsamkeit und Mässigkeit gespendet, stimmt das nicht überein, was ich in Livingston von ihnen gesehen und gehört habe. Vielmehr wurden sie mir als unerträgliche Faulenzer und als ein schwierig zu behandelndes Arbeitermaterial geschildert. Als ich einst vom Strande heraufkam, traf ich einen jungen Ladino, der unschlüssig im Wege stand. Ein baumlanger Caraibe kam des Weges. Der Ladino fragte ihn ganz zaghaft: „¿Señor, no me quiere V. hacer un favor?“[1] Der Zambo stand einen Augenblick still, überflog den um einen Kopf kleinern Ladino mit verächtlichem Blicke und schritt, ihm kopfschüttelnd ein kurzes „No“ zurufend, weiter. Bei dem hier äusserst geringen Angebot an Arbeitskräften sind diese Caraiben in ihren Lohnansprüchen geradezu unverschämt. Der übliche Tagelohn beträgt in gewöhnlichen Zeiten einen Peso, in Zeiten jedoch, wo wegen sich häufender Arbeit Mangel an Tagelöhnern eintritt, steigt der tägliche Lohn auf zwei bis drei Pesos. Dass unter solchen Umständen eine Anzahl von Unternehmungen, wozu sich die Umgebung von Livingston sonst eignen würde, nicht ins Leben treten kann, liegt auf der Hand. Die Zambos von Livingston leben infolge ihres leichtern Verdienstes auch ganz erheblich besser, als die Indianer des innern Guatemala; sie wohnen in guten Häuschen und kleiden sich verhältnissmässig gut. Namentlich

[1] „Wollen Sie mir nicht einen Gefallen thun?“

lieben es ihre Frauen, sich in grellfarbene Zeuge zu hüllen, unter denen der turbanartige Kopfschmuck am meisten auffällt. Sie scheinen auch die Scheu der rein indianischen Frauen gegen Fremde nicht zu kennen. Als ich eines Abends durch die Calle real von Livingston ging, betrachtete ich mit der harmlosen Neugier des wissbegierigen Reisenden ein paar dieser caraibischen Frauen, welche laut schwatzend und lachend an mir vorüberkamen. Als sie meine Aufmerksamkeit gewahr wurden, begann ein unbändiges Kichern und Lachen und die jüngste, eine hochgewachsene bronzefarbene Schöne, vollführte mit ihrem ganzen Leibe so obscöne Bewegungen, dass ich mich schleunigst um die nächste Hausecke drückte. Vermuthlich lag darin blos der Wunsch, sich auf meine Kosten zu amusiren, aber eine Indianerin hätte sich anders benommen und wäre davongelaufen. Heute noch gibt es indianische Ortschaften, wo die Weiber mit ihren Kindern eilig die Flucht ergreifen, wenn sie eines Weissen ansichtig werden, da sie glauben, dass wir kleine Kinder essen und deswegen grösser und stärker sind als die Indianer. *Ecuxuy vinak* lautet das indianische Sobriquet, mit dem uns die Cakchiquel-Indianerinnen belegen, d. h. „Menschenfresser“. Und „*quetubos ecuxuy kichin*“ rufen die Kinder beim Anblick der Weissen: „da kommen die, welche uns fressen wollen.“ Die Greuel der Conquista hallen noch in dieser kindischen Rede nach.

Infolge der bessern Verbindung mit Belize und New-Orleans hat sich Livingston, und zwar nicht wenig auf Kosten von Izabal, gehoben.

Die hauptsächlich aus der Verapaz, welche das Hinterland von Livingston bildet, stammenden Ausfuhrartikel sind: Kaffee, Sarsaparille, Rindshäute, Rehfelle, Kautschuk, Indigo und lebende Pflanzen; aus den Küstenwaldungen von Livingston werden die Mahagoniblöcke, von denen schon die Rede war, gewonnen.

Des Verfalls, in welchen der Handelsverkehr von Guatemala nach der atlantischen Küste durch die Einrichtung regelmässig zwischen San Francisco, Centralamerika und Panamá verkehrender Dampfer auf der Südseeseite des Landes gerathen war, ist bereits gedacht worden. Auf diesem Camino del Golfo, welchen der Leser bereits mit mir zurückgelegt hat, verkehrten früher Tausende von Maulthieren und selbst ein grosser Theil des hondurenischen Handels mündete in diese Strasse ein und ging über Izabal. Heutzutage kann man auf derselben viele Leguas weit reiten, ohne einem Menschen, geschweige denn einem reisenden Maulthierzug zu begegnen. Die Lebensader war dieser ganzen Gegend durch das Aufkommen der Südseecommunication sozusagen unterbunden worden, indem diese eine directe Verbindung der Hauptstadt mit dem Atlantischen Meere mehr und mehr in den Hintergrund drängte und ihren Mangel weniger fühlbar machte.

Immerhin blieb es ein fortwährendes Bestreben der Regierung von Guatemala, diese Verbindung wieder in vollkommenerer Gestalt zu heben, wenn auch dieses Bestreben weit weniger in wirklichem praktischen Bedürfnisse, als vielmehr in einer Regung nationaler Eitelkeit seinen Urgrund hatte. Dieselbe gipfelte sich in dem namentlich von Barrios mit Wärme und der ihm eigenen Energie aufgenommenen Project einer interoceanischen Eisenbahn, welche von San José an der Südseeküste über die Hauptstadt nach Santo Tomas am Atlantischen Meere führen sollte.

Nachdem das ausländische Kapital keine Lust bezeigt hatte, sich in eine derartige Unternehmung einzulassen, erliess Barrios unter dem 4. August 1883 ein Decret, wonach der „Ferrocarril del Norte“ von der Hauptstadt bis nach Santo Tomas auf Kosten der Nation erbaut werden sollte.

Um das auf 12 Millionen Pesos veranschlagte Baukapital aufzubringen, sollte demgemäss eine nationale Zwangssub-

scription stattfinden, wonach jeder männliche und weibliche Bürger von Guatemala, der eine monatliche Einnahme von 8 Pesos an Geld oder Geldeswerth hatte, verpflichtet war, während 10 Jahren jährlich 4 Pesos zu zahlen. Das ganze Kapital war in 300000 Actien getheilt, von denen jede wieder in zehn Scheine, entsprechend je einem Jahresbeitrag der Subscription, zerfiel.

Die Eisenbahn sollte nicht etwa auf dem kürzesten Wege durch das Motaguathal gelegt, sondern über die Departementshauptstädte Cuajiniquilapa, Jutiapa, Chiquimula, Zacapa führen und erst von da am linken Ufer des Motagua nach der Bai von Santo Tomas gehen. Der Verwaltungsrath der Bahn beschloss ferner, an besagter Bai den Urwald in einer Fläche von 9 Millionen Quadrat-Yards niederzuschlagen und den Plan zu einer künftigen Stadt zu vermessen, welche drei Meilen östlich von der alten Niederlassung Santo Tomas liegen und den Namen „Puerto Barrios“ führen sollte. Die rechtwinkelig anzulegenden Längsstrassen (Avenidas) und Querstrassen (Calles) sollten eine Breite von 26 Yards haben; ferner sollte der Raum für die öffentlichen Gebäude und Märkte, für die öffentlichen Plätze, Gärten, das Theater u. s. w. vorgemerkt werden, und der übrige Platz an Private gegen Actien der Nordbahn auf der Basis von 4 Reales für den Quadrat-Yard verkauft werden.

Später bestimmte Barrios, dass allen europäischen und nordamerikanischen Einwanderern, welche mehr als 21 Jahre und weniger als 50 Jahre alt wären und über ein Jahr an der Nordbahn gearbeitet hätten, ein Stück Land von $^1/_4$ Caballería Umfang zugewiesen werden sollte, falls sie im Lande zu bleiben gedächten. Jeder sollte sein Stück Land selbst in den Departements Peten, Alta oder Baja Verapaz, Zacapa oder Izabal auswählen können, und während der ersten fünf Jahre sollte keine Steuer auf diesem Lande und seinen Erträgnissen, seien diese für den Ex-

port oder den Verbrauch im Lande bestimmt, erhoben werden.

Betrachten wir dieses Project des „Ferrocarril del Norte“ unbefangen und ohne die romantische Voreingenommenheit der Landeskinder, welche in jeder Dampfmaschine die Verkörperung menschlicher Ideale, in einem Schienenweg eine wahre Himmelsleiter erblicken, so ist seine Durchführung in dieser Form und noch weit mehr seine momentane Zweckmässigkeit für das Land selbst eine sehr ernste Frage.

Gewiss ist es gerechtfertigt, wenn ein Volk in der Lage Guatemalas sich anstrengt, durch Erleichterung der vorhandenen und Erschliessung neuer Communicationswege seine eigene Productionskraft zu steigern, ausländisches Kapital heranzuziehen und die Einwanderung zu ermuthigen, aber die hierfür gebrachten Opfer müssen im richtigen Verhältnisse zu den zu erwartenden Vortheilen stehen. Bisjetzt aber ist Guatemala zu arm gewesen, um nur überall, wo es nöthig wäre, ordentliche Reit- und Fahrwege herzustellen. sein ganzer Einnahmen- und Ausgabenetat bewegt sich um die bescheidenen Ziffern von je 6—8 Millionen Pesos, und es darf daher gefragt werden, ob es staatsökonomisch zweckmässig oder auch nur zu verantworten sei, eine Nation von 1¹/₄ Million Einwohner, wovon der überwiegende Theil arme Indianer, in der von der Regierung projectirten Weise zu brandschatzen um eines Luftschlosses willen, das bisjetzt jeder soliden Basis entbehrt. In einem Lande, welches nicht die geringste Garantie bietet, seine innere und äussere Ruhe auch nur zwei Jahrzehnte lang behaupten zu können, dürfte es überdies gerathen sein, einen Theil der finanziellen Kräfte für die häufige Eventualität eines Krieges mit den unruhigen Nachbarländern disponibel zu halten.

Die von der interoceanischen Eisenbahn erwarteten Vortheile sind: 1) billigerer und schnellerer Bezug der vom Auslande benöthigten Importartikel; 2) billigerer Export für

die Landesproducte, d. h. denjenigen, verhältnissmässig kleinen, Theil derselben, welcher die Eisenbahn überhaupt erreichen kann; 3) Heranziehung der Einwanderung in die menschenleeren Gebiete im Norden des Landes, und bessere Ausbeutung ihrer natürlichen Reichthümer; 4) Ablenkung eines Theiles des interoceanischen Transitverkehrs von andern interoceanischen Wegen nach Guatemala.

Es ist indessen für jedermann, der Guatemala und seine Geschichte kennt, leicht, die von jedem einzelnen dieser vier Punkte gehegten Erwartungen als in hohem Grade illusorisch nachzuweisen. Der billigere Bezug der Importwaaren wird allerdings zunächst von den Frachtsätzen der Zukunftsbahn abhängen, aber die zu meiner Zeit auf der Linie San José-Escuintla üblichen Frachtsätze gaben hierin kein ermuthigendes Beispiel.

Was den zweiten Punkt, den billigern Export der Landesproducte anbelangt, so sei nur bemerkt, dass der für den Export productivste Theil des Landes, die Kaffeegegenden des Nordwestens und die Vera Paz, von der Bahn gar nicht berührt werden. An eine Ablenkung eines Theiles des interoceanischen Verkehrs nach Guatemala zu denken, wird nach Eröffnung des Kanals von Panamá kaum mehr möglich sein, denn für den Güterverkehr wird die Landfracht nicht mit der Seefracht an Billigkeit concurriren können, abgesehen von der Unzukömmlichkeit mehrmaligen Umladens der Waaren. Bis sich ferner die menschenleere Wildniss des untern Motaguathales bevölkert und mit Pflanzungen bedeckt haben wird, dürfte mehr Zeit vergehen, als sich das sanguinische Gobierno von Guatemala träumen lässt. Einstweilen bieten jene Gegenden der europäischen oder amerikanischen Colonisation nichts Einladendes. „Der Ueberreichthum der Vegetation“, sagt der officielle Bericht über das Departement Izabal, „hat, vor allem in dem dichtverschlungenen Buschwerk und Hochwald, eine unendliche Mannichfaltigkeit von

Vögeln aller Arten erzeugt, deren Gesang und bewegliches Treiben dieser Natur Seele und Leben einhaucht." In diesem gewaltigen Vogelpark am untern Motagua aber kann weisse Arbeit des Klimas wegen nicht bestehen, und die Arbeit von Indianern oder Caraiben käme in jener menschenleeren Gegend so theuer zu stehen, dass erst eine ganze Reihe von zur Zeit noch unerfüllten Hülfsbedingungen erfüllt sein müsste, bevor an eine erfolgreiche agricole Entwickelung dieser Regionen zu denken ist.

Als vorbereitende Stufe für die „Nordbahn" mag das Decret vom 14. Juni 1882 angesehen werden, welches Livingston und einen Theil des umliegenden Küstengebietes als Freihandelszone erklärt. Die Linie, welche dieselbe von dem Zollgebiete scheidet, läuft vom Rio Sarstun über die Aldea San Felipe nach der Bai von Santo Tomas. Es begreift dieses zollfreie Gebiet folgende Ortschaften und Aldeas: Sarstun, Livingston, Santo Tomas, San Felipe. Cocolí, sowie alle künftig innerhalb dieser Zone zu gründenden Ortschaften in sich. In San Felipe und der Aldea La Libertad im Motaguathale werden Grenzwachen aufgestellt zur Verhütung von Schmuggel nach dem Innern, der überdies strenger Bestrafung anheimfällt. Der Import derjenigen Waaren, welche gemäss den Bestimmungen des Código fiscal für die ganze Republik verboten waren (Pulver u. s. w.), bleibt auch für Livingston verboten, mit Ausnahme von Salpeter und Tabak. Die neuen Bestimmungen bezüglich der Freihandelszone an der Bai von Honduras traten vom 1. Januar 1883 in Kraft. Ob infolge derselben die Einwanderung nach dieser menschenleeren Küste diejenigen Fortschritte machen wird, welche man sich in Guatemala davon verspricht, muss erst abgewartet werden. Was die Wichtigkeit der Eröffnung eines Freihafens in dieser Gegend für die zu erwartende Verkehrssteigerung im allgemeinen anbelangt, so ist zu bedenken, dass Livingston nicht der

einzige Freihafen Centralamerikas an der atlantischen Küste ist, sondern mit Aspinwall, Corn Island, Bluefields und Belize zu concurriren hat.

Als ich ein paar Tage nach unserer Ankunft in Livingston eines Morgens von der gewohnten Excursion am Strande zurückkam, lag der Steamer, mit dem wir zu reisen hatten, draussen vor Anker. Es blieb nur noch Zeit, von unsern Gastfreunden Abschied zu nehmen und an Bord zu gehen. Ein Segelboot brachte uns und noch ein paar andere Passagiere zum Dampfer hinüber und einige Stunden später verliessen wir die Küste von Guatemala an Bord des „Wanderer", eines traurigen Kastens, der besser zur Aufnahme von Bananen als von Passagieren eingerichtet war. Letztere schienen in der That nur eine wenig erwünschte Beigabe zur übrigen Fracht zu bilden.

Bald verschwanden, vielleicht für immer, die waldbedeckten Küstengebirge Guatemalas unserm Blicke in der Tiefe der Bai von Honduras. Hinter uns lag manche Beschwer, Niguas (Sandflöhe), Garrapatas (Zecken), Mosquitos und wie die tausend Quälgeister der Tropen alle heissen, manche Niedertracht und menschliche Gemeinheit, die wir gesehen und erfahren; aber auch manche unvergesslich schöne Stunde inmitten einer verschwenderisch reichen Natur und mit guten Menschen, deren es glücklicherweise in jedem Lande und unter jeder Hautfarbe doch auch nicht wenige gibt.

Nachdem wir noch einige Küstenpunkte von Honduras und Britisch Honduras berührt hatten, traten wir auf der Levee von New-Orleans wieder aus dem halbcivilisirten ins civilisirte Leben ein.

SCHLUSSKAPITEL.

Das „Atentado de la Bomba". — Proclamation der Union Centro-Americana. — Feldzug gegen Salvador. — Barrios' Tod. — Uebernahme der Regierung durch Barillas. — Rückblick auf die Regierung von Barrios. — Finanzwirthschaft. — Stimmungswechsel. — Neueste Vorgänge bis 12. Sept. 1885. — Menendez in Salvador. — Verhalten von Luis Bogran.

Die blutige Tragikomödie, welche die vierzehn Regierungsjahre von Barrios für sein Vaterland bedeuteten, hat durch seinen Tod einen so unerwartet jähen Abschluss erlangt, dass es gerechtfertigt erscheint, derselben noch einige erläuternde Worte zu widmen.

„L. y R." war die auf allen officiellen Documenten wiederkehrende Devise von Barrios. „Libertad y Reforma" interpretirten seine Anhänger diese beiden Buchstaben; der Volkswitz aber, sich an die nackten Thatsachen haltend, übersetzte sie mit „Lazo y Riata", womit der Strick zum Binden der zahlreichen politischen Gefangenen und die Stränge ungegerbten Leders gemeint sind, welche, zu Peitschen verarbeitet, Hunderte von Opfern in langsamer Qual zum Tode gebracht haben.

Am 13. April 1884 spazierte Barrios, begleitet von seinem Henkersknecht und Kriegsminister Martin Barrundia, in der öffentlichen Gartenanlage des Teatro Nacional. Plötzlich explodirte zu Füssen der Beiden, angenscheinlich zu früh.



DON JUSTO RUFINO BARRIOS,
FRÜHERER PRÄSIDENT VON GUATEMALA,
GEB. 1835, GEST. 1885.

S. 482.



eine angebliche Dynamitpatrone, welche Barrios leicht im Gesichte verletzte. Auf Grund dieses „Atentado de la Bomba“, wie es in der vaterländischen Geschichte heisst, wurde eine umfangreiche Criminaluntersuchung angestellt. Mehrere angesehene Bürger, ursprünglich zum Tode verurtheilt, wurden des Landes verwiesen, ein paar Leute aus dem Volke starben unter den Peitschenhieben in der Penitenciaría, jenem gewaltigen Bau im Süden der Stadt, dessen hohe himmelblaue Mauern anzudeuten schienen, dass der Himmel der baldige Bestimmungsort derer sei, hinter welchen sich ihre Thore einmal geschlossen hatten. Namenlose Greuel haben sich unter der Herrschaft von Barrios innerhalb dieser unheimlichen Mauern, auf deren Kronen nur die dunkeln Silhouetten der Schildwachen sich abhoben, zugetragen. Die Zahl der Opfer, welche dort ihr Leben verloren, wird auf mehrere hundert angegeben. — Der eigentliche Zusammenhang jenes Attentates scheint noch nicht endgültig festgestellt zu sein. Die Ansicht vieler geht dahin, dass die ganze Affaire von der Regierung erfunden worden sei, um Hand an heimliche Gegner legen und das wankende Prestige des Terrorismus neuerdings befestigen zu können. Die „Dynamitbombe“ soll sogar lediglich ein ungefährliches Pulverpräparat gewesen sein.

Auch im Norden der Republik, in den Departements Retaluleu und San Márcos, war es unruhig geworden: etwa sechzig angebliche Theilnehmer an einer Verschwörung sollen daselbst erschossen worden sein.

Im folgenden Frühjahr hielt Barrios die Zeit für gekommen, mit der Wiederaufrichtung der von Carrera gesprengten „Union Centro-Americana“ Ernst zu machen. Und zwar wollte er, da frühere mehrfache Versuche, dieselbe auf dem Wege friedlicher Verständigung mit den Regierungen der vier übrigen Republiken zu erreichen, erfolglos geblieben waren, seinen Willen mit Waffengewalt durchsetzen. Anfangs März 1885 erliess er ein vom 28. Februar datirtes Manifest, worin er

die Wiederaufrichtung des Bundesstaats einfach als vollzogen erklärte und sich selbst zum obersten Befehlshaber aller Truppen des projectirten Bundesstaats (Supremo Jefe militar de Centro-America) mit absoluter Machtvollkommenheit aufwarf. Eine Bundesversammlung, bestehend aus je 15 „vom Volke gewählten" Deputirten aus jeder der fünf Republiken, wird auf den 1. Mai nach Guatemala berufen, um die Bundesverfassung zu berathen und den Sitz der Bundesregierung zu bestimmen. Wer sich der Union widersetzt, wird als Hochverräther betrachtet und bestraft. Wappen und Banner von Guatemala werden zu Abzeichen des neuen Bundes erhoben. Separatverträge der Einzelstaaten mit andern Regierungen werden vom Datum des Manifestes an nicht mehr anerkannt.

So sorgfältig Barrios alles für seinen entscheidenden Schlag, den Hauptcoup seines ganzen Lebens, glaubte vorbereitet zu haben, so hatte er sich doch in mehrfacher Hinsicht arg verrechnet, namentlich in Betreff der Haltung, welche das Ausland, speciell Mexico, bei seinem Unternehmen beobachten würde. Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, dass Barrios bei seiner Willfährigkeit gegen die mächtige Nachbarrepublik in der Grenzfrage, die im August 1882 in New-York erledigt worden war, die Hoffnung hegte, sich Mexico geneigt zu machen. Dies erreichte er nun allerdings nicht. Vielmehr legte Mexico sofort nach dem Bekanntwerden des Manifestes Protest ein gegen sein Vorgehen und besetzte die Nordgrenze von Guatemala mit circa 15000 Mann. Auch die Vereinigten Staaten nahmen eine wenig freundliche Haltung gegen Barrios an, obwol sie sich vorläufig darauf beschränkten, zum Schutz ihrer Unterthanen Kriegsschiffe in die Häfen von Mittelamerika zu schicken.

Dass die übrigen Republiken sich ohne Schwertstreich seinem souveränen Willen fügen würden, hatte Barrios, wenigstens was Costarica und Nicaragua betraf, wol nie erwartet. Dagegen hatte er mit Luis Bogran, dem Präsi-

deuten von Honduras, und Rafael Zaldívar, seinem Werkzeuge in Salvador, den Plan, wie er glaubte, hinlänglich vorbereitet, um ihres Beistandes sicher zu sein. Um so unerwarteter musste es ihm sein, als er von Zaldívar, der alles, was er war und besass, Barrios zu verdanken hatte, verrathen wurde. Wie es scheint, richtete Zaldívar seine Haltung ganz nach der Vorschrift Mexicos ein, mit dem er bereits zu einer Zeit gegen Barrios und seine Pläne conspirirte, als er diesen noch fortwährend seiner Ergebenheit an die grosse Aufgabe der Union Centro-Americana versicherte. Als daher Costarica und Nicaragua gegen das Vorgehen von Barrios absoluten Protest erhoben, verband sich Zaldívar mit ihnen zum bewaffneten Widerstand gegen Barrios, während Bogran zu diesem hielt.

Trotzdem bei dieser Sachlage der ganze Plan auch nicht die mindeste Aussicht auf Gelingen bot, vielmehr als eine nutzlose und wahnsinnige Vergeudung von Geld und Menschenleben zu bezeichnen ist, liess Barrios, der alle Ueberlegung verloren zu haben schien, dennoch seine Truppen gegen Salvador vorrücken.

Die bewaffnete Macht, nach dem Milizsystem organisirt, war jederzeit die hauptsächlichste Stütze seines Regiments gewesen. Ihr Unterhalt kostete, bei einer Truppenstärke von circa 25000 Mann, dem Lande jährlich über eine Million Pesos, die Garnisonen der Hauptstadt täglich circa 1000 Pesos. Die Militärpflicht ist ausschliesslich auf die Ladinos beschränkt, da man die Indianer nicht bewaffnen und militärisch trainiren will, damit sie nicht etwa daran denken, sich selbst wieder zu Herren des Landes zu machen. Sie werden daher im Armeewesen lediglich als Lastträger, zu Erdarbeiten und Aehnlichem benutzt. Wer sechs legitime Kinder aufweisen kann, oder Aguardiente destillirt, bleibt *eo ipso* vom activen Dienst befreit; ebenso die Apotheker und Geistlichen. Im übrigen kann sich jedermann durch Leistung eines Pflicht-

ersatzes von jährlich 50 Pesos davon losmachen, sodass der active Dienst wesentlich der unbemittelten Klasse zufällt.

Das „stehende Heer“ ist unbedeutend und mag etwas über 2000 Mann betragen. Es wird gebildet von den Platzgarnisonen der Departementshauptorte und der Hauptstadt. Die Bewaffnung und Uniformirung ist eine verhältnissmässig gute, dagegen zeigt die Beschuhung eine grosse Vielfältigkeit, indem Barfüssler neben Milizen mit dem indianischen Nationalschuh, dem Caite (Ledersandale), und Stutzern, die ihre Plattfüsse in möglichst schmale und kurze Stiefeletten pressen, geduldet werden.

Der Sold des gemeinen Soldaten ist gering, 1 $^1/_2$ Reales täglich, und die Behandlung seitens seiner Vorgesetzten eine wenig freundliche, häufig rohe und barbarische. Ausser Hieben (palos) mit dem „Membrillo“, einer äusserst zähen dünnen Ruthe, kommt beim Militär der „Cepo de campaña“ als Strafmittel in Anwendung. Dies besteht darin, dass dem Delinquenten in kauernder Stellung seine Flinte unter den Kniekehlen durchgeführt und er gleichzeitig genöthigt wird, dieselbe jederseits so mit den Armen zu umfassen, dass die unter den Knien vorragenden Enden der Flinte in die Ellbogenbeuge zu liegen kommen. In dieser peinlichen Stellung, in welcher der Gestrafte als hülfloser Klumpen am Boden liegt, werden ihm die Hände gefesselt. Die Dauer dieser grausamen Strafart beträgt je nach der Schwere des Vergehens einige Stunden bis mehrere Tage.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass bei Besetzung der hohen Offizierstellen ebenso wenig wie bei den Administrativstellen die persönliche Tüchtigkeit, sondern lediglich Nepotismus und Favoritenthum maassgebend sind.

Mit dieser Armee nun rückte der guatemaltekische Feldherr General F r a n c i s c o M e n e n d e z, ein geborener Salvadoreño, südwärts ins Feld. Barrios folgte bald persönlich nach. Am 31. März wurde bei der Aldea „El Coco“, nahe

der Grenze, ein Vortheil über die Truppen von Salvador errungen, die nach dem befestigten Städtchen Chalchuapa auf salvadorenisches Gebiet zurückwichen. Diesem „ersten Triumph", wie die „Union de Centro-America", einer jener ekelhaften Zeitungspilze, welche die verdorbene Luft des Regierungspalastes mehrfach hervorgebracht, ihn nannte, folgte kein zweiter.

Chalchuapa wurde von der guatemaltekischen Armee belagert und beschossen (1. April). Am folgenden Tage befahl Barrios den Sturm auf das belagerte Städtchen. Aber Unzufriedenheit war schon in einzelnen Theilen der Armee eingerissen, die sich weigerten, ihren Offizieren zu gehorchen. Da ritt Barrios selbst an die Spitze des betreffenden Detachements und begann den Sturm. Er soll bereits die erste Linie der Verschanzungen genommen haben, als er von einer Kugel durchbohrt wurde, die ihn leblos vom Pferde herunter zu Boden warf. Die Kugel war bei der rechten Schulter eingedrungen, hatte ihren Weg quer durch den Körper genommen und war unter den Rippen der linken Seite wieder ausgetreten. Sein Tod war für die von ihm geführten Truppen das Zeichen zu wilder Flucht, welche die Bemühungen einiger weniger Offiziere, worunter ein Sohn des Präsidenten, D. Venancio Barrios, nicht mehr aufhalten konnten. Letzterer fiel selbst inmitten weniger Getreuer.

Barrios selbst starb in seinem funfzigsten Lebensjahre. Er war, wie es scheint, von einem Baume herab erschossen worden, ob vom Feind, oder von einer meuchlerischen Kugel seiner eigenen Truppen, ist nicht ausgemacht. Sein Leichnam wurde einbalsamirt und nach der Hauptstadt gebracht, wo ein prunkendes militärisches Begräbniss das Letzte war, was fortan an seine alte Herrlichkeit erinnern sollte, denn es konnte kaum zweifelhaft sein, dass sein Tod auch seine ganze Satellitenschar in kurzer Zeit zu Falle bringen würde.

Als die Regierung, deren einziger Leitstern Barrios ge-

wesen, sich vom ersten Schrecken erholt hatte, wurden Anstalten zu einem Waffenstillstand getroffen. Das verhängnissvolle Decret betreffend die Union wurde sofort widerrufen, sehr zum Aerger der Gattin von Barrios, welche nicht mit Unrecht den Regierungsmitgliedern vorwarf, dass sie die Sache von Barrios im Stiche liessen, nachdem sein Leichnam kaum kalt geworden sei. Sie verliess kurz nachher, von ihren Kindern und wenigen Getreuen begleitet, das Land und siedelte nach New-York über, nachdem ihr die Regierung noch 30000 Pesos als Geschenk decretirt hatte.

Zum Stellvertreter des getödteten Präsidenten wurde vom Ministerrath, gemäss den Bestimmungen der Constitution, der Primer Designado, D. Alejandro M. Sinibaldi berufen, welcher indessen der Führung des Landes in dieser schwierigen Lage keineswegs gewachsen war. Seine Furcht vor dem Kriegsminister Barrundia soll so gross gewesen sein, dass Sinibaldi sich im Hause eines der ausländischen Minister einquartierte, um dessen Schutz zu geniessen. In der That hat Barrundia die Absicht gehabt, sich zum Dictator ausrufen zu lassen und auf dem Wege der Gewalt sich der Regierung zu bemächtigen. Um hierfür die Mittel zu haben, liess er während mehrerer Tage (2.—6. April) die im Banco International deponirten Gelder des Ferrocarril del Norte, angeblich circa 228000 Pesos, durch indianische Mozos wegschleppen. Er soll den Moment des Begräbnisses von Barrios zur Ausführung seines Planes ausersehen gehabt haben, indessen wurde derselbe durch das plötzliche Erscheinen des Segundo Designado, D. Manuel Lisandro Barillas, der mit einigen tausend Mann von Quezaltenango her kam, vereitelt.

Als Barillas in die Hauptstadt eingezogen war, reichte der energielose und feige Sinibaldi sofort seine Demission als oberster Chef der Regierung ein (5. April). Dieselbe wurde von der Asamblea Nacional angenommen und der zweite Designado, Barillas, an die Spitze der Regierung gewählt.

D. Manuel Lisandro Barillas, gegenwärtig ein Mann von einigen vierzig Jahren, ist ein Ladino von Quezaltenango, verlebte jedoch seine ganze Jugend in San Felipe, einer Ortschaft der Costa Grande, wo sein Vater eine Kaffeepflanzung besass. Später kehrte er mit einem Bruder nach Quezaltenango zurück und erlernte das Tischlerhandwerk; doch enthob ihn seine Heirath mit einer reichen Witwe aus der Familie Robles bald der Nothwendigkeit, seinen Beruf auszuüben. Als im Jahre 1871 Barrios sich gegen das servile Regiment von Cerna erhob, schloss sich Lisandro Barillas mit seinem Vater und Bruder an den Rebellen an und machte mit ihm den Feldzug mit. Zur Belohnung avancirte Barillas, nachdem Barrios an der Spitze der Regierung stand, rasch vom Kapitän und Coronel zum General, und wurde nachmals von seinem Gönner zum Jefe político von Quezaltenango gewählt. In diesem Amte stand er, als der plötzliche Tod von Barrios ihn an die Spitze der Regierung berief.

Obwol Barillas sein neues Amt in einer sehr schwierigen Zeitlage antrat, zeugen doch seine ersten Maassnahmen von Umsicht und dem guten Willen, fernere Unordnungen, vor allem eine Finanzkrise zu verhüten. Er löste, wol im Einverständniss und unter dem Einfluss von Mexico, das frühere Cabinet auf und bildete ein neues, ersetzte auch nach und nach viele Beamte des frühern Regiments in den Departements durch neue. Er traf sofort Anstalten zum Friedensschlusse mit Salvador, Nicaragua und Costarica, der denn auch bereits am 15. April ratificirt wurde. Er enthob die drei Banken des Landes der Verpflichtung zur Baarzahlung und verlieh ihren Banknoten Zwangscurs, um auf diese Weise einer Finanzkrise wirksam vorzubeugen. Da die constitutionelle Amtsdauer seines Vorgängers Barrios erst mit dem 15. März 1886 abgelaufen wäre, bereitete Barillas die Wahl eines Präsidenten für die nächste Amtsdauer vor, indem er auf den 8.—14. Januar 1886 die Volkswahl anberaumte.

Zur Anerkennung seiner Verdienste wurde er selbst zum Interimspräsidenten ernannt.

Barillas hatte die öffentlichen Kassen in einem gänzlich desolaten Zustand angetroffen. Nicht blos war kein disponibles Geld vorhanden, sondern auch fast alle Einkünfte waren von der frühern Regierung für das laufende und das nächste Jahr im voraus gegen Baarvorschüsse zu Wucherzinsen verpfändet worden, sodass Barillas genöthigt war, eine Zwangsanleihe von 500000 Pesos auszuschreiben, um den dringendsten Anforderungen an die Staatskasse zu begegnen, nachdem er schon vorher eine sogenannte „freiwillige Anleihe" von 300000 Pesos gemacht hatte. Es scheint diese Anleihe nicht mit der wünschbaren Beschleunigung gedeckt worden zu sein, wenigstens musste Barillas zu erheblicher Steigerung der ohnehin schon hohen Zollsätze greifen und ausserdem alle Abzahlungen an Kapitalien und Zinsen für ein Jahr suspendiren.

Dies also ist das Endresultat der vierzehnjährigen Alleinherrschaft von Barrios, den seine Parteigänger so lange in ekelerregender Weise als „el mas ilustre caudillo de la Nacion", als „Héroe de la Patria", als „Gran Padre de la Patria", als „Immortal Benemérito de la Patria", als „Genio privilegiado de Centro-América", als „Invicto Barrios" in Prosa und Versen besungen, den sie in ihren Gedichten mit Jesus Christus verglichen und den sie nach seinem Tode als den „Märtyrer von Chalchuapa" verherrlicht haben. Wie oft haben sie alle, seine Minister, die Deputirtenkammer, die Offiziere der Armee, die Beamten aller Grade in den Departements, die Aerzte, Advocaten und Geistlichen der Hauptstadt, die Schulmeister auf dem Lande, die Handwerker und selbst die Gefangenen der Cuarteles in den kriechendsten Ausdrücken ihn ihrer unbedingten Ergebenheit versichert! Was veranlasste sie dazu? Die Furcht vor der Reitpeitsche des Allgefürchteten, die Angst vor plötzlicher nächtlicher Verhaftung und vor den Geisselungen in der Penitenciaría, die Furcht vor

einem qualvollen Tode in den finstern Calabozos des Gefängnisses.

Am 12. Februar 1873 war von Barrios der Belagerungszustand und ein militärisches Regiment über das Land verhängt worden. Am 29. März gl. J. fand seine Wahl zum Präsidenten statt, die am 7. Mai verkündigt ward. Die Freiheit der Presse war damals auch nominell aufgehoben. Erst nach beendigter Wahl wurde der Belagerungszustand sistirt.

Als Barrios im Jahre 1879 sich stellte, als würde er eine Wiederwahl ausschlagen, da apostrophirte ihn ein Mitglied der Asamblea Nacional in offener Sitzung mit den Worten: „Herr General, das Volk von Guatemala, dessen gesetzmässige Vertreter wir sind, wird lieber die Häupter aller seiner Söhne fallen sehen, als Ihre Demission gestatten."[1] Soweit hatte der Terrorismus des „Caziken von Malacate" einen Theil des Volkes corrumpirt! Sein Regiment war die absolute Despotie, welche jede freie Regung gewaltsam unterdrückte und den ganzen Inhalt der Constitution zu einer leeren Phrase stempelte. Noch ist eine gerechte Würdigung dessen, was Barrios für sein Vaterland gewesen ist, kaum möglich, bezeichnend aber für ihn und nicht minder für seine Landsleute ist es, dass jetzt, wenige Monate nach seinem Tode, der Lärm seiner Parteigänger, die ihn bei seinen Lebzeiten in alle Himmel erhoben, mehr und mehr verstummt und der alte Groll und Hass der durch lange Jahre blutig niedergehaltenen Opposition stets lauter und drohender wird. Thatsache scheint so viel zu sein, dass es Barrios erste und hauptsächlichste Sorge gewesen ist, sich auf jede Weise zu bereichern und die Macht der servilen Partei, vor allem des Klerus, zu brechen. Beides liess sich vortrefflich vereinigen.

---

[1] ¡Señor General Presidente, el Pueblo de Guatemala, de quien somos lejítimos Representantes, verá con mas gusto caer la cabeza de todos sus hijos, ántes que admitiros Vuestra Renuncia!

Im Jahre 1871 liessen García Granados und Barrios sich von der Nation ihre „Auslagen“ für die von ihnen geleitete Revolution zurückvergüten.

Im gleichen Jahre wurden die Jesuiten vertrieben und ihre Güter eingezogen.

1872 wurden die Klöster aufgehoben und ihre Güter gleichfalls eingezogen.

1873 wurde der Erzbischof von Guatemala lebenslänglich verbannt.

1874 wurden die Nonnenklöster bis auf eines aufgehoben, den Geistlichen das Tragen des Talars und anderer Abzeichen ihres Standes ausserhalb der Kirchen bei strenger Strafe untersagt.

Mit einem Theil der eingezogenen Kirchengüter wurde die Nationalbank, angeblich zur Hebung der Landwirthschaft, gegründet. Im Jahre 1876 soll bei Anlass des Krieges mit Salvador nicht nur das circa 2 Millionen Pesos betragende Baarkapital dieser Bank verschwunden und in die Hände von Barrios und seiner Spiessgesellen übergegangen sein, sondern es wurde ausserdem eine Zwangsanleihe gemacht, aus welcher ein grosser Theil der „Deuda interior“ herrührt.

Die Finanzlage Guatemalas bot unter Barrios niemals einen besonders günstigen Anblick. In der ganzen Finanzwirthschaft herrschte, statt einer festen Norm, die grösste Willkür. Man schuf neue Verpflichtungen, ohne den alten nachzukommen. Man decretirte nach dem jeweiligen Tagesbedürfniss der öffentlichen und privaten Regierungskassen hohe Steuern, man zwang reiche Bürger der Oppositionspartei, namhafte Summen vorzuschiessen. Millionen wurden auf diese Weise aus dem Lande gezogen, Millionen verschwanden. Wohin sie kamen, ahnte man, wusste man theilweise, aber erst die neueste Zeit hat die Ahnung zur Gewissheit gemacht. So wurde jetzt, nach Barrios' Tode, amtlich festgestellt, dass Barrios sich während 10 Jahren täglich

500 Pesos von den Einkünften der Aguardiente-Rente zahlen liess, seine Erbmasse wird jetzt für $1^3/_4$ Millionen Pesos belangt. Dass dies nur ein Posten unter vielen ist, dürfte als sicher anzusehen sein. Als ich einst jemand fragte, warum dem Barrios trotz dieses Raubritterthums wieder gewählt werde, obwol kaum ein Drittel der Bevölkerung ihm günstig sei, antwortete man mir: „Es porque este ya tiene las bolsas llenas, cualquiera otro se las quisiera llenar.“[1]

Alle Klassen der einheimischen Bevölkerung, und durch die exorbitanten Zölle auch die Fremden, wurden gebrandschatzt. Nicht zum wenigsten die Indianer. Da diese ihre Dörfer und Familien ungern verlassen, rechnete man darauf, dass sie geneigt sein würden, sich von willkürlich decretirten Frondiensten und andern Quälereien loszukaufen, und nun wurden die Dörfer, je nach der Zahl ihrer Einwohner, deren Wohlhabenheit und nach der Grösse des Geldbedürfnisses, taxirt, das eine zu 2000 Pesos, ein anderes zu 3000 Pesos u. s. f. Die Indianer brachten das Geld zusammen, beluden damit die Vertrauensmänner ihrer Dörfer und schickten es nach der Hauptstadt. Damit es aber ja sicher an die richtige Adresse gelange und nicht etwa gestohlen werde, lieferten die Vertrauensmänner das Geld nicht an die Tesorería nacional, sondern direct ins Haus des Tata Presidente, der sie, wie billig, holdselig empfing, und sie zwar mit leeren Taschen, aber mit einem tüchtigen Vorrath goldener Versprechungen entliess. So stahl Barrios, so nicht wenige seiner Minister, so stahlen die Jefes políticos der Departements, so stahlen in den Nachbarrepubliken die Präsidenten, D. Rafael Zaldívar in Salvador, D. Marco Aurelio Soto in Honduras.

Aus den Summen, die im Laufe der 14 Jahre der Herrschaft von Barrios von ihm und seinen obersten Beamten —

---

[1] „Weil dieser seine Taschen schon voll hat, jeder andere würde die seinigen erst füllen wollen.“

denn den niedern wurden ihre kärglichen Gehalte monatelang vorenthalten — gestohlen wurden, lässt sich entnehmen, wie reich Guatemala unter einer ehrlichen und patriotischen Verwaltung sein müsste. Das Privatvermögen von Barrios wird gegenwärtig auf über 10 Millionen Pesos angegeben. was allem nach nicht der Begründung entbehrt. Dieser Summe gegenüber muss die gesammte Staatsschuld Guatemalas als ein verhältnissmässig bescheidener und irrelevanter Posten bezeichnet werden, der in einigen Jahren redlicher Verwaltung erheblich herabzumindern wäre.

Der neue Präsident Barillas hat sich die schöne Aufgabe der Einführung einer bessern Verwaltung ernstlich gestellt. Ob es ihm gelingen wird, sie zu lösen, ob er sich überhaupt wird halten können. muss die Zeit lehren. In einem so unruhigen Lande wie Guatemala wird die Prognose hierfür durch absolut leere Staatskassen stets bedenklich getrübt. Barillas hat sein Regiment mit Milde und Mässigung eröffnet, indem er, obwol selbst ein Liberaler, die politischen Gefangenen des vorigen Regiments freigab, die Verbannten zurückkehren liess, und die gefürchtete Penitenciaría leerte. Er hat ferner die „Freiheit der Presse“, die bisjetzt in Guatemala eine schamlose Lüge war, durchgeführt. Es scheint beinahe, dass er mit zu viel Idealismus an seine Aufgabe herantrete. Bereits regt sich die von Barrios' eiserner Faust blutig niedergehaltene Reaction in gefährlicher Weise. Unter der Maske von „Liberalen“ treten in der Presse entschiedene „Servile“ auf, analysiren die Regierung von Barrios auf die schonungsloseste Weise als die Periode des „Pantherismus“ („panterismo“ von la pantera, der Panther, Jaguar, womit sie Barrios bezeichnen), und malen die frühern Schrecken der Penitenciaría, der berüchtigten „Casa Azul“, mit den grausigen Farben unverstellter Rachgier. Bereits haben auch die Väter von der Gesellschaft Jesu wieder einlassbegehrend an die Pforten des Landes gepocht, einstweilen umsonst. Statt

der überschwenglichen Ehrentitel, womit die Speichellecker früherer Zeit ihren Heiligen Barrios belegten, lesen wir in der heutigen Tagespresse ganz andere Dinge. Heute wird Barrios, und zwar von seiten der Liberalen, ungescheut „der Jaguar“, „die Tigerseele“, „der Tyrann“, „ein wüthender Tollhäusler“, „die Hyäne von San Márcos“, „der Timurlenk Amerikas“, „der moderne Attila“, „der Hingerichtete von Chalchuapa“, „der hyrkanische Tiger“, „der Riesenhai“[1] genannt. Sein Unternehmen der Union Centro-América wird ein „Eroberungskrieg“, eine „schmachvolle Donquijoterie“ (empresa quijotesca y vergonzosa) getauft. „Barrios“, heisst es in einer neuern Nummer des „Renacimiento“, „hinterliess Guatemala wie eine Guitarre: oben mit Saiten (den Telephondrähten) bespannt, inwendig hohl!“[2]

Mit Decret vom 12. September 1885 sah sich Barillas genöthigt, die „persönlichen Garantien“ neuerdings aufzuheben. Veranlassung hierzu waren die jüngsten Pöbelausschreitungen, welche in der Sitzung der Asamblea Nacional vom 9. September vorgekommen waren. Ein bedeutender Theil des anwesenden Publikums hatte am Schluss der Sitzung die Entfernung des Bildnisses von Barrios aus dem Sitzungssaale verlangt. Die Polizei, deren oberster Chef ein Nordamerikaner Namens Pratt ist, wurde mit dem Publikum handgemein, das Einschreiten der Wache verhütete vorläufig ernstere Conflicte. Die von der Polizei beleidigte und aufgeregte Menge zog vor den Palast von Barillas und verlangte stürmisch und keineswegs höflich die Absetzung Pratt's. Barillas empfing eine Deputation der Menge und die Folge des Ganzen war die Aufhebung der Garantien, was einen Theil

[1] La pantera; el alma de tigre; el tirano; un mentecato rabioso; la hiena de San Márcos; Tamerlan de América; el moderno Atila; el ajusticiado de Chalchuapa; el tigre Hircano; el tiburon gigantesco.

[2] „Barrios dejó á Guatemala como una guitarra, con las cuerdas arriba y hueca por dentro.“

der Tagespresse zur Arbeitseinstellung zwang und der kaum erlangten „Freiheit der Presse“ ein vorläufiges Ende machte.

Alle diese Vorgänge deuten auf eine tiefere Gärung und beginnende antiliberale Strömung hin. So liegen die Dinge jetzt in Guatemala. Ob Barillas stark und energisch genug sein wird, um die Ruhe des Landes dauernd aufrecht zu erhalten, ist unmöglich vorauszusagen. Dass aber die gegenwärtige Unsicherheit der öffentlichen Zustände Handel und Gewerbe aufs empfindlichste lahmlegt, das Eigenthum nachhaltig entwerthet, die Einwanderung entmuthigt, den ausländischen Credit, dessen Guatemala zur Entfaltung seiner natürlichen Hülfsquellen so sehr bedürfte, aufs schwerste schädigt, ist leicht begreiflich. Barillas hat in der kurzen Zeit seines Regiments viel guten Willen gezeigt, hoffen wir, dass es ihm gelinge, die gegenwärtige Krise zu überwinden und den Credit seines schönen und von der Natur reich ausgestatteten Landes auch im Auslande wiederherzustellen.

Zum Schluss sei noch bemerkt, dass sich in der Nachbarrepublik Salvador ebenfalls manches geändert hat. Der Feldherr von Barrios, Francisco Menendez, der, selbst ein Salvadoreño, die Truppen von Guatemala im März d. J. gegen Salvador geführt hatte, setzte nach dem Friedensschluss auf eigene Faust die Guerrilla fort. Der Präsident Zaldívar hatte einen Urlaub nach dem Ausland genommen und hatte seinen Minister Figueroa zu seinem Stellvertreter ernannt. Der General Menendez warb Truppen gegen Figueroa und bekriegte ihn. Da keiner von beiden die Bedingungen des andern annehmen wollte, entschied das Waffenglück und zwar für Menendez, der sich zum „provisorischen Präsidenten“ von Salvador wählen liess (Mitte Juni 1885). Als solcher liess er alles Eigenthum des gestürzten Präsidenten Zaldívar, als widerrechtlich erworben, mit Beschlag belegen.

Hier haben wir also den Sohn eines Landes, der als Führer einer feindlichen Armee gegen sein Vaterland zu Felde

zieht, der dann den Bürgerkrieg in diesem Lande anfacht und ein paar Monate später von der Majorität des Volks zum Interimspräsidenten gewählt wird, statt als Hochverräther erschossen zu werden. Solange solche Schauspiele in einem Lande möglich sind, bleibt Constitution und alle geschriebene Rechtssatzung ein todter, inhaltsloser Buchstabe.

In Honduras regiert immer noch Luis Bogran, der einzige Bundesgenosse von Barrios, der ihm auch treu blieb und es ablehnte, mit Salvador und Nicaragua gegen Guatemala zu ziehen. Nach dem Tode von Barrios beschränkte er sich darauf, gleich Guatemala das verhängnissvolle Decret vom 28. Februar 1885 betreffend die Union zurückzuziehen.

ANHANG.

Statistische Notizen über die Republik Guatemala.

Flächeninhalt der Republik: 121000 qkm.[1]
Gesammtbevölkerung: 1,224602,[2]
davon Ladinos: 379828,
Indianer: 844774,
Ausländer: 7570 (1466 Europäer).
Bevölkerungsdichtigkeit: 10 Einwohner per qkm.
Militärmacht: Miliz circa 25—30000 Mann.
Stehende Truppen circa 2000 Mann.

Blos die Ladinos werden zum regulären Dienst herangezogen; die Indianer werden im Kriegsfalle zum Lasttragen und zu ähnlichen Leistungen verwendet. Die stehenden Truppen bestehen lediglich aus den Garnisonen der Departementshauptstädte.

Unterrichtswesen. Der Elementarunterricht ist obligatorisch und unentgeltlich; er umfasst das Alter von 6—14 Jahren. Die Lehrer werden von den Gemeinden besoldet und die Regierung leistet hierzu einen Zuschuss, mit dem sie in der Regel

[1] Diese Angabe kann mangels genauer Vermessung und richtiger Karten nur als eine approximative betrachtet werden.

[2] Zu bemerken ist, dass beim Census von 1880, welcher obige Ziffer ergab, in drei Departements (Totonicapam, Quiché und Huehuetenango), sowie in einem Theile von Sololá und einigen Ortschaften anderer Departements, die Zählung wegen des Widerstandes der Indianer nicht durchzuführen war. Die auf dieselben entfallenden Werthe wurden vom statistischen Bureau annähernd berechnet und der wirklich gezählten Bevölkerung addirt.

so lange wie möglich im Rückstand bleibt. Die Bildungsstufe der Elementarlehrer ist durchschnittlich eine sehr niedrige, ihre ökonomische Lage, bei einem Monatsgehalt von 12—20 Pesos, eine ärmliche.

Zu Ende 1882 gab es in der Republik 811 Elementarschulen mit 37469 Schülern und 972 Lehrern.

Es existiren ferner 5 Secundärschulen und höhere Unterrichtsanstalten mit vollklingenden Namen, theilweise von Ausländern bedient, in der Hauptstadt und in Quezaltenango.

Laut Census von 1880 konnten lesen 70687 Individuen, schreiben 51292 Individuen.

Verfassung. Ein durch directe Volkswahl für sechs Jahre gewählter Präsident übt die Executivgewalt aus. Ihn vertritt eventuell der erste oder zweite Vicepräsident (primero y segundo Designado). Ihm zur Seite steht ein Staatsrath (Consejo de Estado), bestehend aus den Ministern und neun Räthen (fünf von der Nationalversammlung, vier vom Präsidenten gewählt). Die Legislativgewalt liegt in der Nationalversammlung (Asamblea nacional), die sich am 1. März jedes Jahres versammelt und gebildet wird von je einem Deputirten auf 20000 Einwohner oder auf jeden Bruchtheil über 10000. Die Deputirten werden durch directe Volkswahl gewählt und zwar für vier Jahre. Vor Schluss der Jahresversammlung werden sieben Mitglieder aus der Nationalversammlung zu einer permanenten Commission gewählt. Die Ernennung und Entlassung der Minister steht dem Präsidenten zu, ihre Verantwortlichkeit ist solidarisch mit derjenigen des Präsidenten. Es gibt ein Ministerium des Auswärtigen (Secretaría de Relaciones Exteriores), ein Verwaltungs- und Justizministerium (Secr. de Gobernacion y Justicia), ein Finanzministerium (Secr. de Hacienda y Crédito público), ein Kriegsministerium (Secr. de la Guerra), ein Ministerium des Innern (Secr. de Fomento).

Die Gerichtsgewalt wird von Richtern und Gerichtshöfen ausgeübt, welche in Civil- und Strafprocessen Recht sprechen.

Behufs leichterer Verwaltung wird das Gebiet der Republik in 23 Departements (Departamentos) eingetheilt, deren jedes unter einem vom Präsidenten ernannten Oberhaupte (Jefe político) steht.

Die Departements sind folgende[1]:

1) Dep. Guatemala mit 124612 Einw. (L > I).
Hauptort: Guatemala mit 57928 Einw.

2) Dep. Amatitlan mit 31072 Einw. (L > I).
Hauptort: Amatitlan mit 7300 Einw.

3) Dep. Escuintla mit 30057 Einw. (L > I).
Hauptort: Escuintla mit 5109 Einw.

4) Dep. Sacatepequez mit 36415 Einw. (I > L).
Hauptort: Antigua mit 7159 Einw.

5) Dep. Chimaltenango mit 50117 Einw. (I > L).
Hauptort: Chimaltenango mit 3183 Einw.

6) Dep. Baja Verapaz mit 42567 Einw. (I > L).
Hauptort: Salamá mit 6702 Einw.

7) Dep. Alta Verapaz mit 86943 Einw. (I > L).
Hauptort: Coban mit 4919 Einw.

8) Dep. Peten mit 8278 Einw. [wahrsch. mehr] (I > L).
Hauptort: La Libertad (Sacluc) mit 569 Einw.

9) Dep. Chiquimula mit 52417 Einw. (I > L).
Hauptort: Chiquimula mit 3684 Einw.

10) Dep. Izabal mit 3832 Einw. (L > I).
Hauptort: Izabal mit 611 Einw.

11) Dep. Zacapa mit 36155 Einw. (L > I).
Hauptort: Zacapa mit 3030 Einw.

12) Dep. Jalapa mit 29797 Einw. (L fast = I).
Hauptort: Jalapa mit 4309 Einw.

13) Dep. Jutiapa mit 39756 Einw. (L > I).
Hauptort: Jutiapa mit 1287 Einw.

14) Dep. Santa Rosa mit 29162 Einw. (L > I).
Hauptort: Cuajiniquilapa mit 1547 Einw.

15) Dep. Quezaltenango mit 83674 Einw. (I > L).
Hauptort: Quezaltenango mit circa 20000 Einw.

16) Dep. San Márcos mit 67149 Einw. (I > L).
Hauptort: San Márcos mit 2879 Einw.

17) Dep. Suchitepequez mit 32553 Einw. (I > L).
Hauptort: Mazatenango mit 3819 Einw.

[1] Wo die Ladinobevölkerung die indianische überwiegt, ist dies durch L > I angegeben; dagegen bedeutet I > L, dass die Indianer numerisch zahlreicher sind.

18) Dep. Retaluleu mit 22628 Einw. (I > L).
Hauptort: Retaluleu mit 3054 Einw.

19) Dep. Sololá mit circa 77000 Einw. (I > L).
Hauptort: Sololá mit circa 13000 Einw.

20) Dep. Totonicapam mit circa 148000 Einw. (I > L).
Hauptort: Totonicapam mit circa 15000 Einw.

21) Dep. Quiché mit circa 73000 Einw. (I > L).
Hauptort: Santa Cruz Quiché mit circa 6000 Einw.

22) Dep. Huehuetenango mit circa 118000 Einw. (I > L).
Hauptort: Chiantla mit circa 7500 Einw.

23) Dep. Livingston mit circa 1400 Einw.
Hauptort: Livingston mit 959 Einw.

Staatshaushalt: Das Ministerium der Finanzen veröffentlicht jedes Jahr einen Ausgabe- und Einnahmeetat. Die diesfälligen Bilanzen sind aber bei den grossartigen Veruntreuungen, die von allen an der Bewegung der öffentlichen Kassen betheiligten Instanzen gemacht werden, nicht als richtig anzusehen, weshalb ein Eingehen auf die einzelnen, ohnedies von Jahr zu Jahr wechselnden Posten keinen Werth hätte. Allgemein sei bemerkt, dass sich die Bewegung der öffentlichen Gelder in einer Höhe von 6—8 Millionen Pesos zu halten pflegt.

Die Staatseinnahmen bestehen im Ertrage der directen Steuern, nämlich von $3^{0}/_{00}$ per annum auf dem Grundbesitz, der Wegesteuer (14 Reales per annum für jeden männlichen Einwohner von 18—60 Jahren), dem Militärpflichtersatz (50 Pesos per annum für jeden Ladino, der nicht activen Dienst thun will). Ferner aus den Erträgnissen der indirecten Steuern (Import- und Exportzölle, Stempelpapier und Stempelgebühr auf Geschäftsbüchern [1], Briefmarken, Steuer auf dem Schlachten von Vieh, auf Landesmehl. auf der Salzproduction, auf Erbschaften und Vergabungen; $5\,^{0}/_{0}$ auf Verkäufen und Handänderungen von Liegenschaften), aus den Monopolen (Branntweinverkauf, Fabrikation von Pulver, Salpeterverkauf, früher auch Tabak), aus Steuern zu speciellen Zwecken (für Unterricht, Spitäler, Gemeinden, für die hauptstädtische Polizei). Zu den genannten gesellen sich noch verschiedene Gelegenheits-

[1] Jedes Geschäftshaus hat jede Seite seines Hauptbuches vom Administrador abstempeln zu lassen und hierfür eine Gebühr zu entrichten.

einkünfte vom Verkauf von Regierungsländereien, von Bussen, Patenten, Confiscationen, Anleihen u. dgl.

Die Staatsausgaben enthalten in erster Linie die Verwaltungsunkosten, worunter das Militärbudget den weitaus hervorragendsten Posten einnimmt, dann Zinsen, Subventionen und Amortisationen verschiedener Art.

Die Staatsschuld zerfällt in eine innere (Deuda interior) und eine äussere (Deuda exterior).

Die innere Schuld, deren einzelne Posten zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Gelegenheiten, hauptsächlich nach dem Kriege mit Salvador (1876), contrahirt wurden, bezifferte sich am 31. December 1884 auf 4,601888 Pesos.

Die äussere Schuld, an welcher ausschliesslich englische Gläubiger betheiligt sind, besteht aus einer fünfprocentigen Anleihe aus den Jahren 1824 und 1856 im Betrage von 109430 £ (547150 Pesos) und einer sechsprocentigen Anleihe vom Jahre 1869 im Betrage von 711308 £ (3,556540 Pesos). Beide zusammen

betragen an Kapital:	539200 £	=	2,696000 Pesos,
Zinsen bis Ende 1884:	281538 „	=	1,407690 „
	820738 £	=	4,103690 Pesos.

Innere und äussere Schuld betrugen also zu Ende 1884 8,705578 Pesos; seither mag diese Summe infolge der jüngsten Kriegsereignisse noch erheblich gewachsen sein.

Da der Nachfolger von Barrios die öffentlichen Kassen des ausgesogenen Landes gänzlich leer antraf, war er genöthigt, alle Abzahlungen an Kapital und Zinsen für ein Jahr zu sistiren (vom 1. August 1885 an), was einem Staatsbankrott sehr nahe kommt.

Verkehrsmittel.

Eisenbahnen. Im Betrieb sind gegenwärtig die Linien San José-Escuintla-Guatemala und Champerico-Caballo blanco-Retalnleu, beide mit Regierungssubventionen von ausländischen Unternehmern gebaut. Des Projects von Barrios, die Hauptstadt mit der Bai von Santo Tomas zu verbinden, ist im Texte ausführlicher gedacht.

Fahrstrassen. Die wichtigsten sind die folgenden: Guatemala-Escuintla-San José; Guatemala-Antigua; Guatemala-Chimal-

tenango-Tecpam-Los Encuentros-Totonicapam-Quezaltenango, Retalulcu-Champerico. Ferner diejenige von Coban über Tactic, Tamahú nach Panzos. Kleinere, von unfahrbaren Gebirgen unterbrochene Stücke von Fahrstrassen finden sich da und dort in ebenern Landestheilen. Im übrigen besteht das Strassennetz zur Zeit noch aus Reit- und Fusswegen.

Post und Telegraph. Seit einigen Jahren ist Guatemala dem Weltpostverein beigetreten. Mit Ausnahme der Hafenplätze erhält das ganze Land seine Briefe von der Hauptstadt aus mittels regelmässiger Briefpostverbindungen. Wo solche nicht nothwendig sind, geschieht die gelegentliche Spedition durch die im Texte geschilderte Cordillera.

Alle wichtigern Punkte der Republik sind durch ein Telegraphennetz verbunden, welches neuerdings auch (über Salvador) an das Transatlantische Kabel angeschlossen wurde. Durch Unwetter und Nachlässigkeit erleiden die Linien häufige Unterbrechungen.

Schiffahrt. Von den Flüssen des Landes wird zur Zeit blos der Rio Polochic zwischen Panzos und Livingston über den See von Izabal von einem Flussdampfer befahren.

Der Seeverkehr geschieht durch Dampfer und Segelschiffe fremder Nationen.

Die directen Dampfer der Pacific-Mail-Steam-Ship-Company, welche monatlich zweimal von San Francisco nach Panamá gehen, laufen auf dem Hin- und Rückweg den Hafen San José an. Ebenso die sogenannten Küstendampfer, welche auch die kleinern Südseehäfen Mittelamerikas mit Panamá und San Francisco verbinden. Zur Zeit des Kaffeeexports laufen dieselben auch Tecojate an. Neuerdings vermittelt die Hamburger Gesellschaft „Kosmos“ den Dampferverkehr Mittelamerikas mit Europa direct durch die Magellans-Strasse.

Auf der atlantischen Seite ist Livingston durch monatlich zweimalige Hin- und Rückfahrt einiger Steamer mit New-Orleans verbunden.

Zu diesen regelmässigen gesellen sich je nach Bedürfniss unregelmässige Fahrten von Steamern und Segelschiffen nach den Häfen Guatemalas.

Schiffsverkehr in den Häfen der Republik in den Jahren 1882 und 1884.

In San José liefen an:	1882	1884
Dampfer	66	80
Segelschiffe	25	26
Kriegsschiffe	1	—
In Champerico liefen an:		
Dampfer	55	57
Segelschiffe	14	14
In Livingston liefen an:		
Dampfer	41	72
Segelschiffe	13	23

Im Jahre 1884 wurden importirt:

Ueber San José:

180937 Colli im Werthe von 2,535214 Pesos.
Die darauf bezahlten Zölle betrugen: 1,993165 Pesos.

Ueber Champerico:

56704 Colli im Werthe von 589786 Pesos.
Zölle: 537913 Pesos.

Ueber Livingston:

48515 Colli im Werthe von 156698 Pesos.
Zölle: 136517 Pesos.

Gesammteinfuhr:

286192 Colli im Werthe von 3,281698 Pesos,
worauf an Zoll bezahlt wurde: 2,667595 Pesos.

Ueber den Import- und Exporthandel der Republik geben die folgenden Tabellen Aufschluss:

Tabelle über die Ausfuhr von Natur- und Kunstproducten der Republik im Jahre 1884.

Ausgeführte Artikel	Ueber San José		Ueber Champerico		Ueber Livingston		Total		Preis an Bord			Exportirter Werth	
	Quintales	Libras	Quintales	Libras	Quintales	Libras	Quintales	Libras		Pesos	Cents	Pesos	Cents
Ananasfrüchte	—	—	—	—	Stück 6408	—	Stück 6408	—	per Stück		05	320	40
Bananen	—	—	—	–	Racimos 54633	—	Racimos 54633	—	„ Racimo		55	30048	15
Bier (einheim. Fabrikat)	—	—	—	—	—	—	—	—	Gesammtwerth		—	60	—
Cacao	13	13	1	79	—	—	14	92	per Libra		40	596	80
Cassave [1]	—	—	—	—	3	—	3	—	„ „		03	9	—
Cochenille	8	12	—	—	—	—	8	12	„ „		50	406	—
Cocosnüsse [2]	—	—	—	—	Stück 34220	—	Stück 34220	—	„ Stück		05	1711	—
Fett (Schweinefett)	—	—	—	—	20	—	20	—	„ Libra		05	100	—
Frijol [3]	—	—	—	—	1	30	1	30	„ „		04	5	20
Geld	Pesos 30000	—	1352	—	1500	—	32852	—	—		—	32852	—
Guaco-Wurzel	1	08	—	—	—	—	1	08	„ Libra		02	2	16
Heiligenbilder	8	65	—	—	—	—	4	65	Gesammtwerth		—	800	—
Indigo	35	67	—	—	27	—	62	67	per Libra	1	25	7833	75
Kaffee	125569	83	222330	21	23416	40	371306	44	„ „		12	4455677	28
Kautschuk	1048	46	361	44	75	90	1485	80	„ „		35	52003	—
Maulthiere	—	—	—	—	Stück 25	—	Stück 25	—	„ Stück	55	—	1375	—
Mineralien	23	60	—	—	3	—	26	60	„ Quintal	20	—	532	—
Nutzhölzer	—	—	—	—	Fuss 352066	—	Fuss 352066	—	„ Fuss		04	14082	64
Perubalsam	3	96	—	—	—	—	3	96	„ Libra		50	198	—
Pferde	—	—	—	—	Stück 6	—	Stück 6	—	„ Stück	40	—	240	—
Rehfelle	94	99	143	62	9	51	248	12	„ Libra		40	9924	80
Reis	—	—	—	—	8	30	8	30	„ „		03	24	90
Rindshäute	5770	51	1669	65	448	63	7888	79	„ „		20	157775	80
Rindshörner	226	55	—	—	—	—	226	55	„ „		01	226	55
Rindvieh [4]	—	—	—	—	Stück 24	—	Stück 24	—	„ „	25	—	600	—
Seekuhhäute	—	—	—	—	1	—	1	—	„ „	1	—	100	—
Sohlleder	63	31	—	—	—	—	63	31	„ „		40	2532	40
Wollstoffe (Jerga)	51	—	10	18	—	—	61	69	„ „	1	50	9253	50
Zarza parrilla [5]	31	32	—	—	600	98	632	30	„ „		10	6323	—
Zucker [6]	37662	85	232	—	62	10	37956	—	„ „		04	151827	80
Diverse Artikel	—	—	—	—	—	—	—	—	—		—	500	—
												Pesos 4937941	13



Bemerkungen zur Tabelle über die Ausfuhr.

[1] Cassave. Die *Manihot utilissima*, welche in Guatemala als „Yuca“ bezeichnet wird, ist eine verbreitete Culturpflanze der Tierra caliente, dient aber fast ausschliesslich dem Landesconsum.

[2] Cocosnüsse. Ein Vergleich mit den Angaben des Textes (S. 114) zeigt, dass die Ausfuhr über Livingston im Steigen begriffen ist.

[3] Frijol. Die gewaltigen Mengen der verschiedenen Spielarten des *Phaseolus vulgaris*, welche als Frijol (Frijol negro de suelo, blanco de suelo, ciruelo, ciruelo coralillo, carocolillo, colorado, Ixpanquel, Ixtapacal [negro, zambo, pinto, manchado, bayo] morado, talete, perome, siete caldos, piloy) in ganz Guatemala cultivirt werden, dienen fast ausschliesslich dem internen Consum als ein Hauptnahrungsmittel der Indianer und Ladinos.

Ebenso wird der Mais, der in verschiedenen localen Spielarten (Maiz amarillo, blanco, cuarenteno, morado, colorado, negro, de sanate, Sacquial, Cholal, Nicquial, Caclich, Cocqual) in grosser Quantität gebaut wird, nicht exportirt; gelegentlich muss selbst noch von auswärts Mais importirt werden. Die Varietäten der Tierra fria geben eine, diejenigen der Tierra caliente zwei bis drei Jahresernten.

[4] Rindvieh. Viehzucht wird überall in Guatemala getrieben, wo sich die Weideverhältnisse und Bodenpreise dafür eignen. Sie gilt, namentlich für die Einheimischen, als eines der lucrativsten Geschäfte, genügt jedoch dem internen Bedürfniss so wenig, dass alljährlich noch für circa 800000 Pesos Vieh von Honduras und Mexico importirt wird. Es wird eine mittelgrosse, langhörnige, meist hell-einfarbige Rinderrasse gezogen.

[5] Zarza parrilla (Sarsaparille). Wird hauptsächlich in der Alta Verapaz, aber auch an der pacifischen Küste von wildwachsenden *Smilax*-Arten gewonnen.

[6] Zucker. Auch die Zuckerausfuhr scheint im Zunehmen begriffen, da beispielsweise im Jahre 1882 blos 13747 Quintales exportirt worden waren.

Uebersicht der Einfuhr über die Häfen der Republik während des Jahres 1882.

Es wurden in Guatemala eingeführt:

Aus **England**:

Geld, verschiedene Woll-, Baumwoll- und Leinwandstoffe, Maschinen, Eisenwaaren, Glaswaaren, Tafelgeschirr, Schuhwerk, leere Kaffeesäcke, Conserven.

Gesammtwerth 1882: 961605 Pesos. Zölle: 830894 Pesos.
1884: 1,735955 Pesos.

Aus den **Vereinigten Staaten**:

Feuerwaffen, Geld und Edelmetall, Mehl, Weizen, Petroleum, Gasolin, Naphtha, Uhren, Conserven, Bier, Glas- und Quincailleriewaaren, Droguen und Arzneimittel, Werkzeuge für Handwerk und Ackerbau, gedruckte Bücher, Wagen, Schuhwerk, Baumwollzeuge, Maschinen, Eisenwaaren, geschnittenes Bauholz, Confectionsartikel.

Gesammtwerth 1882: 380533 Pesos. Zölle: 200129 Pesos.
1884: 593627 Pesos.

Aus **Frankreich**:

Verarbeitete und rohe Baumwollzeuge, Seidenstoffe und seidene Confectionsartikel, Quincaillerie, Uhren, Wollstoffe, Papier, gegerbte Häute, Wein und Spirituosen, Hüte, Droguerie- und Arzneimittel, Schuhwerk, Conserven, Spiegel, Stearinkerzen, gedruckte Bücher, Porcellan- und Glaswaaren, Klaviere, Parfumerie.

Gesammtwerth 1882: 297470 Pesos. Zölle: 281954 Pesos.
1884: 450366 Pesos.

Aus **Deutschland**:

Geld, Conserven, Baumwollzeuge, Confectionsartikel, Droguen, Eisenwaaren, Spielwaaren, Maschinen und Werkzeuge, Mercerie und Quincallerie, Bijouteriewaaren, Uhren, fertige Möbel, wollene Zeuge, Papier, Klaviere, gegerbte Häute, leere Säcke,

Wein, Bier, Spirituosen, Glaswaaren, weisses Wachs, Schuhwerk, Stearinkerzen, Streichhölzer, Sättel und fertige Lederwaaren.

Gesammtwerth 1882: 246874 Pesos. Zölle: 142606 Pesos.
1884: 174824 Pesos.

Von den **Antillen** und aus **Südamerika:**

Cacao, Conserven, weisses Wachs, Geld und Edelmetall, Bier, Spirituosen, Wein, Panamáhüte, Sättel und Lederwaaren, Satteldecken.

Gesammtwerth 1882: 71440 Pesos. Zölle: 38155 Pesos.
1884: 12850 Pesos.

Aus **Centralamerika** und **Belize:**

Reis, Stärkemehl, Conserven, Kochsalz, Geld, violettes Garn von Nicaragua und Costa Rica (hilo morado), Spirituosen, Strohhüte von Nicaragua.

Gesammtwerth 1882: 93636 Pesos. Zölle: 8169 Pesos.
1884: 43507 Pesos.

Aus **Spanien:**

Seidenbänder, Seidenfaden, weisses Wachs, Conserven, gedruckte Bücher, Papier, Wein, Oel und Spirituosen.

Gesammtwerth 1882: 59542 Pesos. Zölle: 59564 Pesos.
1884: 69387 Pesos.

Aus der **Schweiz:**

Seidenwaaren, Sammt, Bijouteriewaaren, Uhren, Spitzen, St.-Galler Stickereien.

Gesammtwerth 1882: 57630 Pesos. Zölle: 33780 Pesos.
1884: 75173 Pesos.

Aus **Belgien:**

Glaswaaren und Tafelgeschirr, Baumwollzeuge, Jagdflinten, Eisenwaaren, Maschinen, Streichhölzer.

Gesammtwerth 1882: 38468 Pesos. Zölle: 33893 Pesos.
1884: 29781 Pesos.

Aus China:

Spielwaaren, Fächer, Feuerwerk, Seidenstoffe, seidene Shawls, Seidenfaden, Thee.

Gesammtwerth 1882: 26738 Pesos. Zölle: 26612 Pesos.
1884: 18594 Pesos.

Aus Italien:

Mailänder Stahl, Baumwollwaaren, Musikdosen und Musikinstrumente, Wein.

Gesammtwerth 1882: 10841 Pesos. Zölle: 10591 Pesos.
1884: 51633 Pesos.

Aus Mexico:

Sättel, Lederwaaren, Filzhüte, Spirituosen.

Gesammtwerth 1882: 6617 Pesos. Zölle: 9022.
1884: ?

Aus Dänemark:

Bier, Conserven, Streichhölzer.

Gesammtwerth 1882: 3178 Pesos. Zölle: 3649 Pesos.
1884: ?

Gesammtwerth

	der Einfuhr:		Ausfuhr:	
Im Jahr 1878:	3,238488	Pesos.	3,918912	Pesos.
1879:	3,327147	»	4,605634	»
1880:	3,647431	»	4,425637	»
1881:	3,661675	»	4,084349	»
1882:	2,652042	»	3,719210	»
1883:	2,420569	»	5,718341	»
1884:	3,829651	»	4,937941	»

Diese Ziffern sind dem „Memoria del Ministerio de Hacienda y Crédito Público“ von 1882 und 1884 entnommen. Sie sind weit davon entfernt, die wirklichen Export- und Importwerthe zu repräsentiren, da hier, abgesehen von den Veruntreuungen der Regierungsorgane, auch alle Praktiken der Kaufmannschaft gegenüber den exorbitanten Zöllen ins Spiel kommen. Grossartiger

Schmuggel, Unterfacturirungen, falsche Declarationen entstellen namentlich beim Import die wirklichen Werthe. Da aber diese Fehlerquellen alljährlich so ziemlich dieselben bleiben, so kann aus obiger Zusammenstellung wenigstens relativ der Gang der Curve für den Export- und Importhandel Guatemalas erschlossen werden.

Münzen.

Guatemala besitzt eine Staatsmünze und prägt eigenes Geld.

Die Münzeinheit der Republik ist der Peso de plata von 25 Gramm Gewicht, $^{900}/_{1000}$ Feinheit und 37 mm Durchmesser. Er wird in 100 Centavos oder 8 Reales getheilt. Neben seinen Unterabtheilungen und ausländischen Aequivalenten bildet der Silberpeso gegenwärtig die gewöhnliche Verkehrsmünze des Landes. Seine Unterabtheilungen sind:

Das Vierrealstück (Gewicht: 12,5 Gramm. Feinheit: $^{900}/_{1000}$) zu 50 Centavos oder $^1/_2$ Peso.

Das Zweirealstück (Gewicht: 6,25 Gramm. Feinheit: $^{835}/_{1000}$) zu 25 Centavos oder $^1/_4$ Peso.

Der Real (Gewicht: 2,5 Gramm. Feinheit: $^{835}/_{1000}$) zu $12^1/_2$ Centavos oder $^1/_8$ Peso.

Der Medio zu $6^1/_4$ Centavos oder $^1/_{16}$ Peso (Feinheit: $^{835}/_{1000}$).

Der Cuartillo zu $3^1/_8$ Centavos oder $^1/_{32}$ Peso (Feinheit: $^{835}/_{1000}$).

Bis vor einigen Jahren waren auch die Theilstücke des Peso bis auf den Real herab von $^{900}/_{1000}$ Feinheit. In den letzten Jahren jedoch wurden von 2 Reales (incl.) an die kleinern Münzen zu $^{835}/_{1000}$ fein geprägt und ausserdem noch 5- und 10-Centavos-stücke derselben Feinheit gemünzt, die jedoch sehr unbeliebt waren.

Jedes Kilogramm Silber von obenerwähnter Feinheit liefert daher 40 Pesos, 80 Vierreal- und 160 Zweirealstücke.

Für die Goldmünzen gilt ein Feingehalt von $^{900}/_{1000}$ als Norm. Es wurden geprägt: Stücke von 20 Pesos, 16 Pesos (onza), 10 Pesos, 8 Pesos (media onza), 5 Pesos (Gewicht: 8,065 Gramm. Durchmesser: 21 mm), 4 Pesos, 2 Pesos (Gewicht: 3,224 Gramm), 1 Peso (Gewicht: 1,612 Gramm), $^1/_2$ Peso.

Jedes Kilogramm Gold liefert 124 Stücke von 5 Pesos.

Das Gold ist selten geworden und wird im gewöhnlichen Verkehr kaum mehr gesehen, da es in grossen Summen exportirt wurde, sobald die in Guatemala auf das Ausland zu zahlenden Wechselprämien die Kosten des Ankaufs und Versandts von Gold überschritten hatten. Gegenwärtig geniessen die einheimischen und fremden Goldmünzen gegenüber Silber eine Prämie, während vor Jahren infolge zu geringen Angebots von Silber das Verhältniss umgekehrt war.

Der amerikanische Silberdollar und seine Bruchtheile, in geringerm Grade auch der mexicanische und französische Silberthaler geniesst gegenüber dem Landesthaler eine im Verhältniss zum jeweiligen Wechselcurs auf die betreffenden Länder stehende Prämie. Gleichwerthig mit dem Landes-Peso sind dagegen die chilenischen und peruanischen Silberthaler; unter Pari stehen die columbianischen und bolivianischen Silberthaler.

Als einzige Billonmünze (de vellon) wurde der Centavo in einem Verhältniss von 5 % Nickel auf 95 % Kupfer geprägt, von dem 100 auf 1 Peso gerechnet werden. Er wird im täglichen Verkehr wenig gesehen.

Papiergeld. Neuerdings sind für 60000 Pesos Staatsbanknoten mit Zwangscurs emittirt worden, die gleichwol al pari stehen. Die frühern Billetes de la Tesorería Nacional im Betrag von 50000 Pesos wurden eingezogen und vernichtet.

Die drei Banken des Landes, Banco Internacional, Banco Colombiano und Banco de Occidente dürfen (bis 1. Januar 1886) für die Beträge ihrer Baarschaft und Portefeuillewerthe Noten im Umlauf setzen, deren Werth ebenfalls dem Silber gleich ist. Ausserhalb der grössern commerziellen Centren des Landes circulirt indessen nur Silbergeld, da die Indianer kein anderes Aequivalent für ihre Producte annehmen.

Der Bankdiscont beträgt im Mittel 12 % p. a.

Längen- und Flächenmaasse.

Die üblichen Längenmaasse sind: Die Legua, die Braza, die Vara und ihre Bruchtheile.

Es sind zwei „Leguas" im Gebrauch. Im Innern des Landes, in den „Altos" und anderwärts wird nach einer Legua gemessen, welche $6666^{2}/_{3}$ Varas misst und von der 20 auf den Aequatorgrad gerechnet werden. Daneben ist, namentlich an der Küste, eine kleinere Legua von 5000 Varas im Gebrauch, von der $26^{3}/_{5}$ auf den Grad gehen.

1 Braza	ist gleich		2 Varas.
1 Vara	»	»	0,854 m oder 3 Piés (Fuss).
1 Pié	»	»	12 Pulgadas (Zoll) oder 0,28 m.
1 Pulgada	»	»	12 Lineas (Linien).
1 Linea	»	»	12 Puntos.

Flächenmaasse: Die Caballería, die Manzana und die Cuerda.[1]

1 Caballería = 64 Manzanas = 640000 Varas cuadradas.

1 Manzana = 10000 Varas cuadradas = 698737 Aren.

1 Cuerda simple hat 16 Brazas oder 32 Varas Seitenlänge.

1 Cuerda grande hat 20 Brazas oder 40 Varas Seitenlänge.

Gewichtsmaasse: Die Tonelada, der Quintal, die Arroba, die Carga, die Libra, die Onza, der Adarme.

1 Tonelada = 20 Quintales = 40 Cubikfuss.

1 Quintal = 4 Arrobas = 46 Kilogramm = 100 Libras.

1 Arroba = 25 Libras = $11^{1}/_{2}$ Kilogramm.

Acht Arrobas gelten als „Carga" (Last), weil die Maulthiere gewöhnlich bis zu diesem Gewichte belastet werden.

1 Libra = 16 Onzas = 0,46 Kilogramm.

1 Onza = 16 Adarmes.

---

[1] Die Cuerda, ursprünglich ein Längenmaass, wird auf den Pflanzungen Guatemalas als quadratisches Flächenmaass gebraucht. Eine „Cuerda" Land von Unkraut zu reinigen, ist das gewöhnliche Tagewerk eines Indianers.

Hohlmaasse: Die Botella, das Galon, die Arroba, die Azumbre, der Cuartillo.

1 Botella = $1\frac{1}{2}$ Libras = 24 Onzas destillirten Wassers.

1 Galon = 5 Botellas.

1 Arroba oder Cántara = $16\frac{13}{100}$ Liter.

1 Azumbre = $2\frac{16}{1000}$ Liter.

1 Cuartillo = $\frac{504}{1000}$ Liter.

Für Körnerfrüchte u. s. w. dient die Fanega und zwar wird approximativ:

1 Fanega Mais = 170 Libras,

1 Fanega Weizen = 150 Libras gerechnet (in Antigua zu 140, in Tecpam zu 160 Libras).

Uebersichtstabelle der meteorologischen Beobachtungen vom 1. Januar bis 31. December 1880, angestellt von Prof. Edwin Rockstroh im Observatorium des Instituto Nacional der Hauptstadt Guatemala.

1880	Temperatur der freien Luft (in Centigraden)							Barometerstand auf 0 reducirt (in Millimetern)				Relative Luftfeuchtigkeit Sättigung: 100				Regenmesser
	Minimum	Maximum	Differenz von Max. zu Min.	7 a. m.	2 p. m.	9 p. m.	Mittel	7 a. m.	2 p. m.	9 p. m.	Mittel	7 a. m.	2 p. m.	9 p. m.	Mittel	Höhe in Millimetern
Januar	8,9	26,7	17,8	13,03	20,84	15,41	16,34	641,64	640,11	641,82	641,19	91	77	91	86	3,6
Februar	9,8	25,9	16,1	13,75	21,42	16,00	16,80	642,93	641,26	643,02	642,36	91	72	89	84	5,6
März	10,0	28,4	18,4	16,28	24,89	18,15	19,37	642,62	640,80	642,30	641,91	89	66	83	79	1,4
April	11,6	29,6	18,0	17,45	25,94	18,30	20,34	642,87	641,02	642,79	642,23	81	59	81	74	20,0
Mai	13,0	30,7	17,7	18,54	26,16	19,40	20,80	640,97	639,52	640,99	640,48	89	60	84	78	144,3
Juni	14,2	29,0	14,8	17,83	23,60	18,87	19,75	641,92	640,69	642,13	641,57	90	72	90	84	252,6
Juli	11,0	25,3	14,3	17,03	22,63	18,16	18,98	642,99	640,89	642,99	642,49	91	68	87	82	137,0
August	13,0	28,5	15,5	17,31	22,68	18,12	19,19	641,80	640,39	641,76	641,35	93	70	90	84	233,8
September	12,7	27,0	14,3	17,30	22,03	18,01	18,84	642,11	640,93	642,28	641,78	91	76	91	86	230,6
October	12,4	25,5	13,1	16,16	21,51	17,56	18,21	641,50	639,46	641,88	641,16	93	70	89	84	159,4
November	11,6	24,0	14,4	16,05	21,52	17,57	18,18	642,66	640,78	642,35	641,91	89	70	86	82	50,6
December	8,3	25,0	16,7	13,59	21,38	15,99	16,89	642,32	640,82	642,15	641,77	87	64	84	78	1,9
Jahresmittel	8,3	30,7	22,4	16,19	22,88	17,63	18,64	642,19	640,55	642,21	641,68	89	69	87	82	1249,8
Jahresmittel des Vorjahres (1879)	7,5	31,8	24,3	16,19	22,50	17,51	18,51	641,09	639,58	641,05	640,57	87	66	86	80	1544,5

1880	Anzahl der Tage mit:							Anzahl der Tage mit Himmel:			Anzahl der Tage mit Windrichtung von: Nord			Nordost			Ost			Südost			Süd			Südwest			West			Nordwest			Windstill		
	Regen	Hagel	Nebel	Blitz	Donner	Sturm	Erdbeben	Hell	Bewölkt	Bedeckt	7 a. m.	2 p. m.	9 p. m.	7 a. m.	2 p. m.	9 p. m.	7 a. m.	2 p. m.	9 p. m.	7 a. m.	2 p. m.	9 p. m.	7 a. m.	2 p. m.	9 p. m.	7 a. m.	2 p. m.	9 p. m.	7 a. m.	2 p. m.	9 p. m.	7 a. m.	2 p. m.	9 p. m.	7 a. m.	2 p. m.	9 p. m.
Januar	4	—	6	—	—	—	1	12	12	7	25	7	23	—	18	1	—	—	—	—	—	—	—	4	—	—	2	5	—	—	—	1	—	—	6	—	2
Februar	6	—	2	1	—	—	—	10	12	7	22	8	23	3	17	—	—	1	—	—	1	—	—	2	2	1	—	2	—	—	—	1	—	—	2	—	2
März	2	—	4	1	1	—	—	18	11	2	13	3	10	5	20	8	—	—	—	—	—	—	1	3	1	7	5	11	—	—	—	1	—	—	4	—	1
April	4	—	3	6	2	1	—	3	12	15	11	5	9	5	10	4	—	—	—	—	—	—	—	6	1	6	9	11	—	—	—	—	—	—	8	—	5
Mai	24	—	1	9	7	10	—	—	7	24	4	—	2	—	3	—	—	1	—	—	—	1	4	10	7	4	14	6	—	—	1	—	1	—	19	2	11
Juni	26	—	4	7	—	14	—	—	2	28	9	11	9	1	5	2	—	1	—	—	2	—	—	9	5	—	1	2	1	—	2	2	—	—	17	1	10
Juli	15	—	1	15	3	4	—	—	4	27	27	20	20	—	9	1	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	1	—	1	1	1	3	—	7
August	25	1	5	9	2	4	—	—	3	28	15	15	14	—	4	1	—	1	—	—	—	—	5	9	8	1	—	3	—	—	—	1	1	—	9	1	5
September	23	—	6	11	—	3	—	1	2	27	15	12	16	3	10	2	—	—	2	1	—	2	2	7	3	—	1	3	—	—	—	—	—	—	9	—	2
October	21	—	4	2	1	2	—	1	2	28	23	20	21	1	6	1	—	—	—	—	2	1	—	2	4	—	1	—	—	—	1	1	—	1	6	—	2
November	8	—	8	5	—	1	—	3	17	10	25	27	24	1	3	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	—	2
December	4	—	13	1	2	—	—	5	19	7	21	19	19	1	5	1	—	—	—	1	1	2	6	5	6	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	3
Jahresmittel	162	1	57	67	18	39	1	53	103	210	210	147	190	20	110	21	—	4	2	2	6	6	18	57	39	20	33	43	1	1	1	8	3	2	88	5	56
Jahresmittel des Vorjahres (1879)	161	—	39	61	27	33	4	37	88	241	168	109	159	50	117	42	1	9	3	—	10	4	30	53	45	38	42	57	3	5	1	6	5	4	69	15	18



REGISTER.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite 49, Zeile 12 v. o., statt: Bok, lies: Bocó oder Pocó
» 119, Anmerkung schalte hinter «historia» ein: «de la ciudad»
» 159, Zeile 13 v. u., st.: dass ihrer die Götter Sünden wegen, l.: dass ihrer Sünden wegen die Götter
» 168, » 1 v. o., st.: Viduas, l.: Viudas
» 170, » 11 v. o., st.: Jahreszeit, l.: Regenzeit
» 170, » 7 v. u., st.: Commandancia, l.: Comandancia
» 172, » 9 v. o., st.: Rizophoren, l.: Rhizophoren
» 198, » 15 v. o., st.: Gorei, l.: Goryi
» 209, » 7 v. u., st.: Vidua, l.: Viuda
» 232, » 5 v. u., st.: tertius, l.: tertium
» 271, » 13 v. o., st.: Creophasis, l.: Oreophasis
» 375, » 10 v. o., st.: Chirmía, l.: Chirimía
» 388, » 10 v. u., st.: zwischen, l.: von
» 400, » 14 v. o., st.: Huehuetenango, l.: Chiantla
» 410, » 12 v. u., st.: als Vater und Mutter, l.: als Mutter und Vater
» 446, » 10 v. u., st.: erbaut, l.: verfertigt
» 501, » 5 v. u., st.: 5%, l.: 5‰

Politische Karte: Durch ein Versehen wurde für das Departement Huehuetenango noch der frühere Hauptort gleichen Namens statt des jetzigen: Chiantla, einer blos 5 km nördlich von Huehuetenango gelegenen kleinen Ortschaft, eingezeichnet.

Unter den «Zeichen», statt Departemento, lies: Departamento.



KARTE
der
Republik Guatemala.

Massstab: 1: 1,472,000.

YUCATAN (Mexico)

TABASCO (Mexico)

CHIAPAS (Mexico)

SOCONUSCO (Mexico)

Britisch Honduras

HONDURAS

SALVADOR

Stiller Ocean

Bai von Honduras

Golf von Amatique

Los Altos

DEP^TO PETEN

DEP^TO ALTA VERAPAZ

DEP^TO HUEHUETENANGO

DEP^TO QUICHÉ

DEP^TO BAJA VERAPAZ

DEP^TO IZABAL

DEP^TO LIVINGSTON

DEP^TO TOTONICAPAM

DEP^TO SAN MARCOS

DEP^TO QUEZALTENANGO

DEP^TO SOLOLA

DEP^TO CHIMALTENANGO

DEP^TO RETALHULEU

DEP^TO SUCHITEPEQUEZ

DEP^TO ESCUINTLA

DEP^TO AMATITLAN

DEP^TO GUATEMALA

DEP^TO SANTA ROSA

DEP^TO JUTIAPA

DEP^TO JALAPA

DEP^TO ZACAPA

DEP^TO CHIQUIMULA

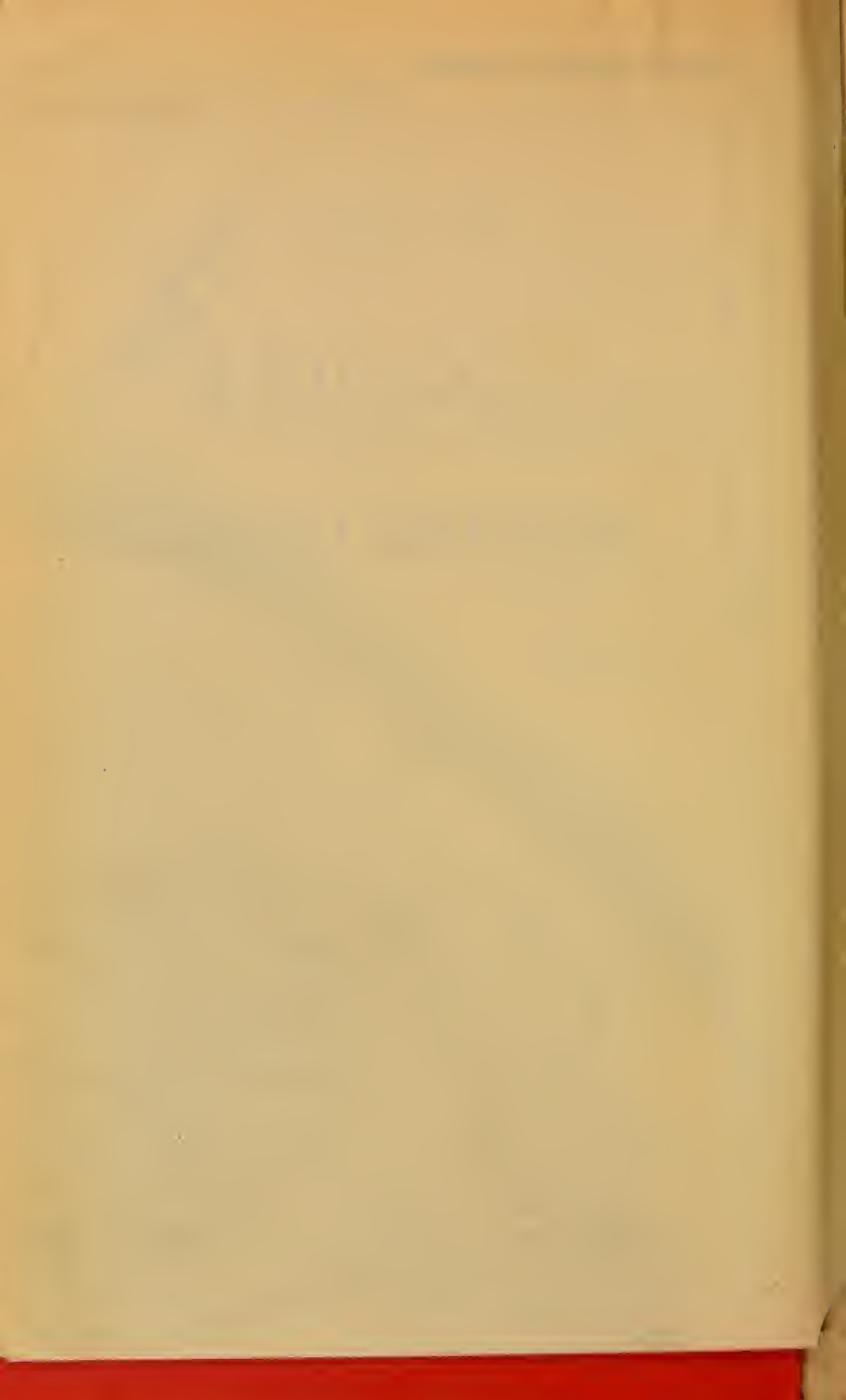
Zeichen:

- Hauptort des Departemento
- Dorf u. kleinere Ortschaft
- in Betrieb befindliche Bahnstrecke.
- Projectierte Eisenbahn
- Reitweg (stückweise auch Fahrstrasse)
- indianische Ruinen

Längen in Kilometern.

0 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100

Leipzig: F.A. Brockhaus. westliche Länge von Greenwich. Lith. Orell Füssli & Co. Zürich.



Ethnographische Karte von Guatemala.

Massstab 1: 1,500,000

I Mame
II Ixil
III Aguacateca
IV Uspanteca
V Pokonchi
VI Quekchi
VII Chol
VIII Mopan
IX Quiché
X Tzutuhil
Δ Ruinen.

XI Cakchiquel
XII Pipil
XIII Sinca
XXI Jacalteca

XIV Pupuluca
XV Pokomam
XVI Chorti
XVII Alagüilac
XVIII Maya
XIX Caraibisch
XX Chuje
XXII Solomeca

REPUBLIK MEXICO
Tabasco
Yucatan
Chiapas
Soconusco
Lacandones
Britisch Honduras
Golf v. Honduras
Honduras
Salvador
Stiller Ocean

Tenosique
Palenque
Tikal
S. José
Flores
Sacluc
Lorillard City
R. de los Ladrones
R. de la Pasion
R. de las Salinas
Belize
R. Belize
Chisec
Dolores
Cajabon
Lanquin
R. Cahabon
Coban
S. Pedro Carchá
S. Cruz
Tactic
S. Cristobal
Tamajú
Tucurú
Tinta
Panzos
Cabo tres puntas
Manabique
Rio dulce
Livingston
S. Tomas
Fort San Felipe
Golfo dulce
Yzabal
Rio Motagua
Quiriguá
Gualan
Zacapa
Copan
Chiquimula
Jocotan
Esquipulas
Nenton
Jacaltenango
Soloma
S. Pedro Necta
Cuilco
Tacaná
Tejutla
Tapachula
Sta Lucia Malacatan
S. Márcos
Chajul
Cotzal
Nebáj
S. Miguel Uspantan
Chiantla
Huehuetenango
Aguacatan
Cunén
Sacapulas
Rabinál
Salamá
Momostenango
Santa Cruz Quiché
Utatlan
Chichicastenango
Chol
Chuacús
S. Cristobal
Chimalapa
Rio Grande
Totonicapan
Los Encuentros
Sija
Quezaltenango
Sololá
Panajachel
Tecpam
Iximché
S. Juan Sacatep.
Chinauta
Chimaltenango
S. Pedro S.
Patzun
Patzicia
Sumpango
Mixco
Guatemala
Petapa
Sta María
Antigua
Amatitlan
Palin
Jalapa
S. Luis Jilotepeque
L. de Ayarza
Toliman
Atitlan
S. Antonio
S. Gerónimo
Sta Barbara
Mazatenango
S. Felipe
Retaluleu
Ocós
Ayutla
R. Suchiate
Bahia de Ocós
Champerico
R. Samalá
S. Luis
Sta Lucia
Escuintla
R. Guacalate
R. Michatoya
Cuajiniquilapa
Jutiapa
Mita
L. de Guija
Jumay
Tepeaco
Chiquimulilla
Conguaco
Jinacantan
Rio de la Paz
S. José de Guatemala

92
91
90
89
18
17
16
15
14

Leipzig. F.A. Brockhaus.

91° westl. Länge v. Greenwich.

Lith. Orell Füssli & Co. Zurich.







